1472 Bibl. Mont.

<36612014160018

<36612014160018

Bayer. Staatsbibliothek

Der
heilige Bernhard
und
sein Zeitalter.

Dargestellt

von

August Neander,

ordentlichem Professor der Theologie an der Königl. Preußischen Universität zu Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin,
in der Realschulbuchhandlung,
1813.

Der

heilige Bernhard

und

sein Zeitalter.

Dargestellt

von

August Neander,

ordentlichem Professor der Theologie an der Königl. Friedrich-Wilhelmsuniversität zu Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin,
in der Maurerschen Buchhandlung.
[illegible]

Vorrede.

Diese historische Monographie ist im Allgemeinen nach demselben Plan und derselben Methode wie meine Schrift über den Kaiser Julian gearbeitet, wie diese Methode mir die natürlichste, meinem Geist und Gemüth die angemessenste war. Doch habe ich hier an die Hauptabschnitte von Bernhards Leben Alles angereiht, weil er mit allem Merkwürdigen in dem Zeitalter in Berührung kam, und sich das eigenthümliche Leben beyder am besten in dem gegenseitigen Verhältnisse erkennen läßt. Dies Gemälde ist auch weiter ausgemalt, theils weil das erstere eigentlich nur ein Fragment ist, das ich zunächst durch äußere Veranlassungen früher bekannt zu machen genöthigt wurde, theils weil der Gegenstand hier es nothwendig machte, da Bernhards Zeitalter in so vielfacher Rücksicht merkwürdig und bedeutend ist. Der Gesichtspunkt, der mir im Allgemeinen bey

dieser Arbeit wie bey allen meinen Arbeiten vorschwebte, ist Einer, ich brauche ihn nicht zu nennen, weil er sich von selbst zu erkennen geben wird oder ich doch meinen Zweck erreicht habe, wenn dies Gemälde den Eindruck auf die Leser macht, den die Betrachtung des Zeitalters auf mich machte. In die Anmerkungen nahm ich manche Schilderungen, Untersuchungen, Auszüge auf, welche vielleicht Manchem nicht in gehörigem Verhältnisse zu und gehöriger Verbindung mit dem Ganzen zu stehn scheinen werden. Dem Trieb meines Gemüths folgend stellte ich Alles zusammen, was sich in meinem Innern zusammenstellte, und habe meinen Zweck erreicht, wenn der Leser bey Allem den Eindruck Eines Bildes empfindet, wie mir so geschah. In einzelnen kleinen Zügen spiegelt sich oft wie die Eigenthümlichkeit eines Menschen so auch eines Zeitalters am lebhaftesten ab, darum nahm ich auch solche auf. Die Originalstellen häufig anführend, glaube ich wenigstens einem Theile meiner Leser, die nicht Lust, Muße und Gelegenheit haben zu einem genaueren Studium der Quellen und die doch meinen Forschungen so viel als möglich nachgehn und sich ein recht anschauliches Bild machen möchten, einen Dienst

erwiesen zu haben. Darin, daß ich diesen Gegenstand zur Bearbeitung wählte, wird mich gewiß Niemand tadeln, in wiefern ich mein Ziel erreicht habe, darüber mögen reifere Beurtheiler entscheiden, die manche Mängel leicht entdecken werden, jede gründliche und scharfe Kritik wird mir willkommen seyn.

Berlin, den 8ten September 1813.

Der Verfasser.

Verbesserungen.

S. 4. Z. 10. statt Bernhard lese man Gerhard.
— 15. — 15. statt sich in dem lies sich in den.
— 19. — 6. statt Laster lies Lasten.
— 20. — 12. v. u. statt anul. lies annul.
— 25. — 10. v. u. vor: Menschen — die.
— 70. Z. 7. statt 4 lies 3.
— 75. Z. 12. statt Engouslesme lies Angoul.
— 112. Z. 21. Arnold von Brixen hier und überall statt Brixen lies Brixia (jetzt Brescia) in Italien.
— 115. — 5. v. u. statt Brodtverwaltung lies Brodtverwandlung.
— 189. A. 23. statt Vitican. lies Vatic.
— 262. Z. 12. statt Bordeaux lies Bourdeaux.

Inhalt.

I. Bernhards Leben bis zum päpstlichen Schisma im Jahr 1130, seine erste Bildung, Uebersicht seiner Verhältnisse und seiner Wirksamkeit. S. 1 — 67.

II. Von dem Schisma nach dem Tode des Papstes Honorius II bis auf Eugenius III 1130—1145. S. 67 — 190.

A. Bernhards Wirksamkeit zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens, einige kleinere Züge seiner Wirksamkeit unter dem Papst Innocenz II. S. 67 — 112.

B. Bernhards Kampf mit Peter Abälard und Arnold von Brescia. S. 112 — 190.

III. Letzte Epoche von Bernhards Leben, unter der Regierung des Papstes Eugen III von 1145 — 1153. S. 190 — 333.

Beylage zu der Geschichte der occidentalischen Sekten in diesem Zeitalter, über die Paulicianer. S. 333 — 338.

I.

Bernhards Leben bis zum päpstlichen Schisma im J. 1130, seine erste Bildung, Uebersicht seiner Verhältnisse und seiner Wirksamkeit.

Bernhard wurde geboren zu Fontaines in Burgund, unweit Dijon, im Jahr 1091, sein Vater Tecelin, ein Ritter aus einem alten adelichen Geschlecht, brachte den größten Theil seines Lebens unter den Waffen zu und konnte daher für die Erziehung seines Sohnes wenig Sorge tragen [1]), seine Mutter Aleth, ein Weib von frommer und stiller Gemüthsart, übernahm diese Sorge. Es schien zu der Zeit fast nur die Wahl zu seyn zwischen dem ungestümen und üppigschwelgerischen Leben der vornehmen Welt, mit welchem man rohe, gesetzlose Willkühr häufig verbunden sah und der Zurückgezogenheit von der Welt im Mönchsstande [2]), der durch diesen Kontrast eine desto höhere Verehrung erhalten hatte. Die fromme Aleth glaubte daher, ihre sieben Kinder, sobald sie auf die Welt kamen, Gott zu weihen, wenn sie dieselben zum Mönchsleben bestimmte.

Bei der Geburt ihres dritten Sohnes Bernhards kam noch ein Traumgesicht hinzu, das ein Mönch, den sie um Rath fragte, so auslegte, er werde ein eifriger und standhafter Streiter für die Kirche werden. Sie selbst führte, unähnlich andern Frauen ihres Standes, weltliche Pracht meidend, ein stilles, einsames Leben, von Mönchen umgeben; einige Jahre vor ihrem Ende gab sie noch mehr ihrem Hause ein klösterliches Ansehn, fastend, mit Gebet und Almosen vertheilen beschäftigt. In einer solchen Umgebung wurde also Bernhard zuerst erzogen, seine Mutter, die ihn, dem Traumgesicht folgend, zum Geistlichen bestimmte, ließ ihm in der Kirche zu Chatillon den ersten zu diesem Stande vorbereitenden Unterricht ertheilen. Er entsprach ihren Hoffnungen, bald zeigte sich sein lebendiger, feuriger Geist in seinen Fortschritten und die ihm von Natur eingepflanzte Liebe zum einsamen, betrachtenden Leben. Als Jüngling verlor er seine so sorgfältig über seine Erziehung wachende Mutter, und die übrigen jungen Adlichen benutzten dies, um ihn in ihre Gesellschaft hineinzuziehen, durch gemeinschaftliche Vergnügungen und Abentheuer den klösterlichen Sinn in ihm zu unterdrükken. Doch weltliche Genüsse und ritterliche Abentheuer mogten wohl den Bernhard theils vermöge seiner Natur, theils vermöge des Eindrucks seiner Erziehung nicht sehr anziehen, daher versuchten sie einen andern Weg, auf sein Gemüth zu wirken. Nachdem die Nationen aus der Barbarei des zehnten Jahrhunderts erwacht, hatte ein großer Enthusiasmus für Literatur und Philosophie, besonders in Frankreich, sich verbrei-

tet, die Jugend, die vorher nur in den Waffen des Kriegs ihre Ehre suchte, übte sich jetzt mit großem Eifer in den Waffen der Dialektik. Bernhards Genossen suchten auch ihn durch die Studien, an denen sein lebhafter Geist Freude fand, von der klösterlichen Einsamkeit abzuziehen, und von dieser Seite gelang es ihnen besser. Doch der so tief empfangene Eindruck ließ sich nicht ganz auslöschen, das Bild seiner geliebten Mutter schwebte ihm oft vor in seinem Gemüthe; er erinnerte sich ihrer Reden und des Plans, den sie mit ihm gehabt, seine lebhafte Phantasie glaubte sie zuweilen erscheinen zu sehn, wie sie mit ihm zürnte und ihm vorwarf, daß sie ihn nicht für diese Eitelkeit, sondern in einer ganz andern Hoffnung erzogen habe. Einst, als er allein zu seinen Brüdern ging in das Lager des Burgundischen Heeres, welches das Schloß Grancey belagerte, ergriff ihn dieser Gedanke, und das Bild seiner zürnenden Mutter erfüllte seine ganze Seele. Da ging er in eine am Weg stehende Kirche, und betete zu Gott, daß er ihn in seinem heiligen Vorsatz befestigen möge, entschlossen, Mönch zu werden. Mit dem ihm eigenen Feuer eilte er jetzt nicht allein selbst seinen Vorsatz auszuführen, sondern suchte auch Freunden und Verwandten, so viel er konnte, seine Neigung mitzutheilen; seine Ueberredung riß viele mit ihm fort. Ein reicher, viel begüterter Herr, ruhmvoller Krieger, Bernhards Onkel, war der erste unter diesen, seine erwachsenen Brüder, den zweiten Gerhard ausgenommen, folgten ihm nach; dieser letztere, ein tapferer Ritter, geliebt und geachtet wegen seiner Herzensgüte und

Klugheit, nannte seiner Brüder schnellen Entschluß Leichtsinn und wies alle seine Vorstellungen zurück. Hier zeigte er die ihm eigenthümliche feurige Zuversicht, durch die er nachher so viel wirkte. „Ich weiß es — sagte er zu seinem Bruder — nur Leiden werden dich zur Besinnung bringen, und — seine Hand an des Bruders Seite legend — es wird und bald wird die Zeit kommen, daß eine Lanze in diese Seite gestoßen, dein Herz dem Rath des Heils, den du jetzt verschmähst, öffnen wird.“ Nachher wurde Bernhard durch eine Lanze verwundet und gefangen genommen, und als er die Freiheit wieder erhielt [3]), war er entschlossen, mit seinen Brüdern Mönch zu werden. An dem ersten Tage, an welchem Bernhard sich mit den Ersten, die er für seinen Lebensplan gewonnen, vereinigt hatte, ging er mit ihnen in eine Kirche und es wurde grade als Text gelesen aus dem Brief Pauli an die Philipper, Kap. 1 V. 6: „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.“ Dies erschien dem Bernhard wie eine Stimme vom Himmel, die ihn und seine Freunde zur Beharrlichkeit ermunterte, und er nahm davon Anlaß zu einer feurigen Rede, die noch mehrere mit ihm das Leben der Welt zu verlassen fortriß. Da manche von diesen verheirathet waren, sorgte er nachher dafür, daß für ihre ihren Vorsatz theilenden Frauen ein Nonnenkloster zu Juilly in der Diöcese von Langres errichtet wurde, das bald große Reichthümer und großes Ansehn erhielt. Sechs Monate lebte er mit seinen Gefährten in einem Hause zu Chatillon

zusammen, damit sie unterdessen ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen konnten und er Gelegenheit hatte, noch mehrere zu gewinnen. Da sonst in dieser Gegend, wer Mönch zu werden sich entschlossen, diesen Entschluß bis zur Ausführung geheim zu halten pflegte (denn da bei manchen, die keinesweges reif waren, den Genüssen der Welt zu entsagen, dieser Vorsatz nur Frucht einer augenblicklichen Stimmung war, konnten sie durch Andrer Zureden leicht wieder davon abzustehn bewogen werden) erregte es desto größeres Aufsehn, so viele Männer, jung und alt, Gut, Ehre und Familie zu entsagen entschlossen, und doch während eines so langen, zwischen dem Entschlusse und der Ausführung verstreichenden Zeitraums nicht wanken zu sehn — und dies bewirkte die Beredtsamkeit und Kraft eines drei und zwanzigjährigen jungen Mannes. Nach dieser Zeit aber fürchtete Bernhard, daß die Reizungen der Welt den einen oder andern verführen könnten, und er beschloß daher, die Rückkehr zur Welt seinen Gefährten abzuschneiden. Als er nun und seine Brüder von dem väterlichen Hause Abschied nahmen, sagte der älteste zu dem jüngsten Nivard, der mit andern Knaben auf der Straße spielte: sieh einmal, unser ganzes Erbgut gehört nun dir. Darauf antwortete der Knabe kindlich-einfältig: also euch der Himmel und mir die Erde, das ist keine gleiche Theilung. Bernhard wählte keins der reichen und berühmten Klöster, wie das Kloster zu Clugny, dessen Aebte von Päbsten und Kaisern hochgeehrt wurden; sondern ein armseliges, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und

die außerordentliche ascetische Strenge die meisten abschreckte, das Kloster Cistercium (Citeaux) in einer wilden Einöde des Bißthums Chalons sur Saone, gegründet im Jahre 1098 durch Robert, einen Adelichen aus Champagne, in welchem die Ueppigkeit, die er in vielen Klöstern gefunden, den Wunsch erregt, sich mit einigen Gefährten zu einem strengeren, mit dem Buchstaben der Benediktinerregel mehr übereinstimmenden Leben zu vereinigen. Damals stand demselben vor der zweite Nachfolger Roberts, ein Engländer, Stephan Harding, unter welchem Bernhard mit mehr als 30 Gefährten im J. 1113 in's Kloster trat. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts hier zog er vieler Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich durch seine mit Zurückziehung in sich selbst verbundene Thätigkeit, durch die Gewalt, mit der er seine sinnliche Natur beherrschte. Während er auf dem Felde arbeitete, erhob sich frei sein Geist zur Betrachtung dessen, was über die Natur hinausliegt [4]: „Was er in Erklärung der heiligen Schrift vermöge, und in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, sagte er oft späterhin, habe er besonders in Wäldern und auf Feldern durch innere Betrachtung und Gebet erlangt, und keine andere Lehrer gehabt als die Buchen und Eichen." Sein Ruf zog bald auch mehrere nach Citeaux hin, das Kloster vermogte die vergrößerte Zahl der Mönche nicht mehr in sich zu fassen; es wurden zwei andre, wozu fromme Schenkungen den Abt in den Stand setzten, außer demselben angelegt, nach diesen wurde das bald so berühmte Kloster Claravallis (Clairvaux) gestiftet, das am meisten für das

Ansehn und die Vergrößerung des Cistercienserordens wirkte. Der Ritter Hugo von Champagne, den seine Andacht schon vorher bewogen, zum Grab des Heilands zu wallfahren und nachher Tempelherr zu werden, schenkte dem Abt Harding zu diesem Zwecke ein wildes, ödes Thal in dem Bißthum Langres, das ehemals, weil eine Räuberhöhle dort gewesen war, das Thal des Wermuths (vallis absinthialis)[5]), nach Ausrottung desselben das helle Thal (claravallis) genannt wurde. Erst gegen drei Jahre war Bernhard Mönch, als er zum Abt dieses neugestifteten Klosters (J. 1115) ernannt wurde.

Der fünf und zwanzigjährige Bernhard[6]) mit abgezehrtem Körper, einem Todten ähnlicher als einem Lebendigen, von einem starken und wohlgebildeten Cistercienser begleitet, erschien vor dem Bischof von Chalons sur Marne (weil das Bißthum Langres grade erledigt war), dem berühmten Dialektiker Wilhelm von Champeaux (a Campellis), um von diesem zum Abt ordinirt zu werden, und der kontrastirende Anblick erregte nach der Verschiedenheit der Gemüther unter den Geistlichen und Leuten des Bischofs Gelächter, oder Bewunderung und Verehrung Bernhards. Der Bischof wurde sein eifrigster Freund und Verehrer, da er den lebendigen Geist in dem abgelebten Körper, unter dem Aeußeren der Demuth wohnend, erkannte, und er trug viel dazu bei, seinen Ruf auch unter den übrigen Bischöfen weit zu verbreiten. Das strengascetische Leben, das Bernhard zu Clairaux fortsetzte, mußte seine geschwächte Gesundheit ganz vernichten. Dies fürchtete Wilhelm

von Champeaux, er verschaffte sich deswegen von dem Cistercienserkapitel auf ein Jahr die Aufsicht über ihn, er ließ ihm eine Wohnung außerhalb des Klosters bauen, wo er, ohne um dessen Angelegenheiten sich zu bekümmern, ein Jahr lang bleiben mußte, und übergab ihn der Fürsorge eines Mannes, der schlecht genug für ihn sorgte. Kaum aber war er von dieser Verpflichtung frei gesprochen, kaum hatte er seine Abtsstelle wieder angetreten, so fing er auch seine vorige Lebensweise wieder an. Sein Geist und sein Beispiel beseelte das ganze Kloster; Männer, zum Theil von hoher Abkunft, die einst glänzende Rollen in der Welt gespielt, bereiteten dem Kloster und der Gegend von Clairvaux, welche ihnen zuerst nur die dürftigste Nahrung geben konnte, durch ihren Schweiß und ihre saure Arbeit, durch ihre ascetischen Entsagungen (denn diese machten damals auf die Andacht des Volks und der Vornehmen den größten Eindruck, und führten die reichsten Schenkungen herbei) den größten Reichthum [7]), den sie im Verlauf einiger Jahrzehnte erhielt. Den Eindruck, welchen die Lage des Orts und die durch Bernhard gestiftete strenge Ordnung des Klosters auf die Menschen machte, schildert am besten ein Zeitgenosse, sein Lebensbeschreiber: „Es war ein öder Platz zwischen finstern Wäldern, von Bergen eingeschlossen, wer von den Bergen herab kam, hörte in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig seyn durfte, jeder arbeitete, und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf

die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, anders als heilige Dinge hier zu reden." Aber Bernhards außerordentliche Strenge gegen seine sinnliche Natur entkräftete zuletzt seinen Körper ganz, und seine vernichtete Gesundheit nöthigte ihn, seine Strenge zu mildern, er konnte nicht mehr die Vorschriften der Regel genau beobachten, mußte sich von dem Convent der Mönche zurückziehen, wenn seine Gegenwart nicht durchaus nöthig war, und eine besondre Wohnung für sich einnehmen. Er selbst klagte sich späterhin an, daß er seinen Körper dem Dienst Gottes und seiner Brüder entzogen, in ungemäßigter Hitze der Jugend ihn schwächend und fast ganz unbrauchbar machend. Doch das brauchte er nicht zu bedauern [8]), ganz anders als sein Körper hätte wirken können, wirkte sein Geist, — und dadurch grade desto gewaltiger, weil er aus einem solchen Körper sprach und handelte — des Geistes Uebermacht in einer unansehnlichen Hülle gegenüber der stürmischen Gewalt kriegerischer Ritter, daher konnte so leicht bei denen, welche Bernhard sahen und reden hörten im wichtigen Momente, der schon während seines Lebens sich verbreitende Glaube entstehn, daß er die Gesetze der Natur durch die Kraft, die ihm die Gottheit gegeben, überschreite, dabei die feurige Zuversicht des Mannes, der wirklich glauben konnte, daß für das, was er wollte, Wunder geschehen, daß das eintreffen müsse, was ihm gegenwärtig war in seiner Seele. Er lebte jetzt nicht mehr so entfernt von der Welt in strenger Zurückgezogenheit; die allgemeine Verehrung zog

Viele zu ihm herbei aus verschiedenen Ständen, ihn zu sehn und seinen Rath und seine Belehrungen zu vernehmen, da Thätigkeit ihm nöthig war und er als Mönch nicht mehr so thätig seyn konnte, suchte er auf die verschiedenen Menschen, mit denen er in Berührung kam, durch seine Reden zu wirken, er nahm an allen großen Angelegenheiten lebhaften Antheil und hatte die natürliche Kraft, zu jedem, wie es nach seinem besondern Zustand auf ihn wirken mußte, zu reden. Schon in diesem Abschnitt seines Lebens sehen wir ihn thätig im Kleinen und Großen mit den Angesehensten des geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich in Verbindung, zu Rath gezogen, thätigen Antheil nehmen an den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche; wir hören ihn gegen Unordnungen, Mißbräuche und herrschende Laster in der Kirche reden mit strafend-rücksichtslosem Ernst, zu einem der geistlichen Bestimmung angemessenen Leben Einzelne mit nachdrücklicher Würde ermahnen; wir sehn ihn für das Ansehn und die Vergrößerung seines Ordens wirken, für Unterdrückte und Leidende durch seine Fürbitten und ernste Rüge des ihnen geschehenen Unrechts bei Großen sich verwenden, die Unabhängigkeit der Kirche gegen Monarchen vertheidigen und auch den freimüthigen Widerspruch gegen Päpste, wo diese dem Interesse der Kirche zuwider handeln, nicht scheuen. Unter dieser großen äußerlichen Thätigkeit bleibt doch das innere Leben seines kontemplativen Gemüths ungestört [9]), und er sucht, was ihn erfüllt, in Andern durch Reden und Schriften zu wecken, wenn gleich wohl seine große äußere Wirksam-

keit ihn nicht zu jener Tiefe und Freiheit der Kontemplation gelangen ließ, die wir bei andern Mystikern finden, welche ruhig in ihrem Innern sich entwickeln konnten, die praktische Richtung und die Empfindung ist bei ihm vorherrschend, die sich aber oft durch die dem Zeitalter eigne Rhetorik in Empfindelei zu verlieren scheint. Am lebendigsten schildern uns Bernhards Wirksamkeit und Verhältnisse seine in diesem Zeitraum geschriebenen Briefe, daher wir aus diesen einige einzelne, dies anschaulich machende Züge, herausheben. In jenem Zeitalter, wo die Rechtspflege noch so sehr in der Willkühr der Mächtigen stand, war in Champagne ein Vasalle des Grafen Theobald ohne genaue gerichtliche Untersuchung wegen einer Beschuldigung, gegen die er sich rechtfertigen zu können behauptete, aus seinem Vaterlande verbannt, aller seiner Güter beraubt worden; ohne Mittel und Heimath irrte er umher, nachdem er sein Weib und seine Kinder in der traurigsten, hülflosesten Lage zurückgelassen. Sie wandte sich an Bernhard, ihn bittend, dem Unglücklichen Gehör bei dem Grafen zu verschaffen. Bernhard, von Mitleid ergriffen, ließ zuerst durch zwei der angesehenen Aebte dem Grafen, über den das Ansehn der Kirche viel vermogte, die Sache vorstellen. Da er aber, was er durch sie verlangte, nicht erhielt, schrieb er selbst dem Grafen (Ep. 37): „Hätte ich Gold, Silber und dergleichen von euch verlangt, so bin ich gewiß, ich hätte es erhalten, ja, ich habe viel von eurer Feigebigkeit ungesucht erhalten, — und warum war ich denn nicht werth, das Einzige zu erhalten, was ich nicht in meiner, sondern in Gottes

Sache, nicht für mich, sondern vielmehr für euch selbst von euch verlangte? — Darauf legte er ihm das Wort des Herrn (Matth. 7, 2), mit welchem Maße ihr gemessen habt, mit dem wird euch wieder gemessen werden, an's Herz. Wißt ihr wohl nicht, daß, so leicht ihr dem Humbert (so hieß der Unglückliche) sein Erbgut nehmen könnt, so leicht oder vielmehr unendlich leichter Gott das himmlische Erbtheil euch entziehen kann? Auch in solchen Sachen, wo die Schuld so offenbar ist, daß keine Gelegenheit zum Mitleid unbeschadet der Gerechtigkeit bleibt, auch da müßt ihr mit Schmerz und Zittern Rache üben, mehr durch die Nothwendigkeit und Amtspflicht, als durch die Begierde zur Rache getrieben." Diese Vorstellungen machten wohl Eindruck auf des Grafen Gemüth; er untersuchte Humbert's Sache von neuem, und erklärte ihn für unschuldig, versprach auch, das Urtheil zurückzunehmen; aber mächtige Feinde, die aus der Konfiskation der Güter Vortheil gezogen, wußten die Erfüllung des Versprechens zu verhindern — und Bernhard schrieb deswegen noch einmal nachdrücklicher dem Grafen (Ep. 38): „Zwar fürchte ich euch zu beleidigen, aber wie weit mehr muß ich fürchten, Gott zu beleidigen, wenn ich mich des Unglücklichen nicht annehme, ich kann mein Mitleid nicht versagen der Wittwe und den Waisen, und die, was noch trauriger ist, verwaiset sind bei dem Leben ihres Vaters." Derselbe Graf, Theobald, suchte die Zweikämpfe, (Ueberbleibsel der Gottesurtheile), die allerdings viel Uebel stifteten, gesetzlose Willkühr beförderten, durch strenge Gesetze in seinem Gebiet zu un-

terdrücken, nur überschritt er das Maaß der Menschlichkeit bei der Bestrafung der dawider Handelnden. Da einer in einem Zweikampf überwunden war, wurden ihm die Augen ausgestochen, und noch dazu nahmen ihm die Leute des Grafen alle seine Habe. Auch hier verwandte sich Bernhard für den Unglücklichen (Ep. 39): „Es sey billig — schrieb er ihm — daß ihm wieder gegeben werde, was er brauche, sein elendes Leben zu erhalten, es sey ungerecht, wenn seinen Söhnen seine Gebäude entrissen würden, und sie für die Schuld ihres Vaters leiden müßten [10].“ — — — — Wie das Göttliche im einzelnen Menschen mit dem unter mannigfaltigen Formen sich anschmiegenden Zeitlichen in beständigem Kampf ist, und wenn der Mensch nicht beständig über sich selbst wacht oder des Kampfs müde wird, dies Fremdartige sich seiner besseren Natur immer mehr anschließt und sie zuletzt unterdrückt, so daß die Ordnung seines Wesens ganz umgekehrt wird, was Mittel seyn sollte, Zweck wird, was dienen sollte, herrscht; nicht anders ist es mit der ganzen Menschheit zu allen Zeiten, denn die menschliche Natur ist dieselbe — und darin liegt die Ursache, warum alle menschlichen Institute durch wiederholte Verderbniß hierdurch zu einer immer höheren Verklärung und Läuterung fortschreiten. Als die Kirche aus ihrer Knechtsgestalt in der Welt hinaustrat, vermischte sie sich immer mehr mit dem, was in dieser Welt das herrschende ist, was den Dienern der Kirche als Mittel äußerlicher Wirksamkeit gegeben war, wurde von Vielen als Zweck betrachtet. Die Verderbniß ging in den ersten rohen Zeiten des Mit-

telalters vornehmlich von den Fürsten aus, da die Güter der Kirchen, die sie sich größtentheils durch die Selbstverleugnung und die saure Arbeit ihrer ersten Gründer erworben, vornehme Laien nach denselben lüstern machten, und die Fürsten, an unbeschränkte Herrschaft über Alles, was in dem Gebiet ihres Staats lag, gewöhnt, die einträglichen geistlichen Stellen an ihre Günstlinge verschenkten oder den Meistbietenden verkauften. Die auf solche Weise zu geistlichen Aemtern beförderten Menschen betrachteten das heiligste Amt als Mittel des Gewinns, und waren auch dem Einflusse der Fürsten als ihre Kreaturen am meisten ausgesetzt. Diese Uebel, welche aus dem trüben Einflusse der rohen weltlichen Macht nothwendig herrührten, erzeugten in dem Geist kraftvoller, an der Spitze der Kirche stehender Männer (eines Gregors VII., der wenigstens eines kleinlichen Egoismus unfähig war, wenn gleich manches sanftere Menschliche durch die klösterliche Bildung wohl in ihm erstickt war) den Plan, der weltlichen Gewalt allen, auch nur formellen Einfluß auf die Besezzung geistlicher Stellen abzuschneiden und die Kirche zu einem unter einem Haupt in sich geschlossenen und unabhängigen, und vermöge dieser Unabhängigkeit desto kräftiger auf den Staat einwirkenden, ihn beherrschenden Körper zu machen. Aber auch hier war das Gute nur in dem Kampf, denn auch die Oberhäupter der Kirche waren Menschen, der Verderbniß desto mehr ausgesetzt, je höher der Platz war, auf dem sie in der Welt standen. Alle äußerliche Einrichtungen und Gesetze, durch die man die Geistlichkeit zu einem ihrer Be-

stimmung angemessenen Leben zurückzuführen suchte, halfen nichts im Allgemeinen und für längere Zeit, durch dieselben Ursachen, welche vorher die Verderbniß erzeugt, wurden diese heilsamen Einrichtungen theils vernichtet, theils von ihrer ursprünglichen Bestimmung entfernt. So war es mit dem kanonischen Leben, das eine engere Verbindung der Bischöfe mit dem übrigen Klerus, einen wahrhaft geistlichen Verein hatte befördern sollen, es führte nachher, da der vereinte Klerus von den Bischöfen sich unabhängig machte, die entgegengesetzte Wirkung herbei, daß jeder mit seiner Stelle seinen bestimmten Antheil an den kirchlichen Einkünften für sich erhielt und sich um den Bischof wenig bekümmerte.

Es gelang vielen vornehmen Laien, sich in dem Besitz solcher Präbenden einzudrängen und sie zuweilen gar in ihren Familien erblich zu machen, Menschen, denen alle Fähigkeiten und Kenntnisse zu solchen Aemtern fehlten, die, nur auf ihren Gewinn bedacht, herumstreifende Geistliche mietheten, den äußeren Gottesdienst an ihrer Stelle zu verrichten. Durch diese vornehmen Stände kamen auch die unter denselben damals herrschenden Fehler und Laster in den geistlichen Stand: Roheit der Sitten, außerordentliche Pracht- und Glanzliebe. Mochten die Päpste noch so viele Synodalgesetze gegen die Simonie, Pracht, Verschwendung und das weltliche Leben der Geistlichkeit geben, so fand raffinirender Egoismus dennoch Mittel, der Beobachtung dieser Gesetze mit guter Art auszuweichen. Diese Verderbniß der Geistlichkeit, welche in diesen Zeiten sich

auffallender und greller zeigte als in andern, wo doch die Wurzel dieselbe war, erregte bei den besseren Menschen desto lebhafter den Wunsch und das Streben, eine Reformation der Geistlichkeit zu bewirken, sie zu ihrer geistlichen Bestimmung zurückzuführen. Bernhard war einer von diesen besseren Menschen, wenn gleich seine Menschenkenntniß ihn von dem stürmischen Reformationseifer [13]) eines Gerochs von Reichersberg fern hielt; rücksichtslos strafte er Laster und Mißbräuche, benutzte jede Gelegenheit, einzelne angesehene Männer durch sein Ansehn, das Feuer seiner Ermahnung und seine durchbohrenden Vorwürfe zu einer Sinnesänderung, einem geistlicheren Leben zu bewegen. Eine solche Veranlassung erhielt er bei dem Erzbischof Heinrich von Sens. Dieser, einer der angesehensten französischen Prälaten, hatte unter die Hofgeistlichen gehört, welche den Neigungen der Fürsten dienten; aber die Ermahnungen einiger frömmeren Bischöfe machten solchen Eindruck auf ihn, daß er seine Lebensweise zu ändern und den, wegen seiner uneigennützigen Frömmigkeit, seiner Mäßigung und Erfahrung allgemein verehrten Bischof Gottfried von Chartres zu seinem Führer und Rathgeber sich zu wählen beschloß. Sobald Bernhard dieses erfuhr, bezeugte er dem Erzbischof seinen Schmerz über seine vorige Lebensweise, seine Freude über die mit ihm vorgegangene Veränderung, und stellte ihm die Pflichten seines Amts im Gegensatz mit den zu seiner Zeit im geistlichen Stande herrschenden Lastern und Mißbräuchen dar, der Zweck und die Veranlassung seiner Schrift über die Sitten und den

Beruf

Beruf der Bischöfe (in opp. Bernard ed. Mabillon A. I. p. 468.) Zuerst zeigt er ihm das Bild eines wahren Geistlichen, der durch ein wahrhaft geistliches Leben seiner Gemeinde Muster werden müsse; „ziemt es dem Hirten — sagt er — den Thieren gleich den Sinnen des Körpers zu folgen, an dem Niedrigsten zu kleben, nach dem Irdischen zu trachten und nicht vielmehr aufgerichtet zu stehn wie ein Mensch, zum Himmel mit dem Geist hinaufzublicken, das Höhere zu suchen und zu denken?" Darauf stellt er den Beruf eines christlichen Priesters dar, wie dieser dem Zeitalter erschien: „Als ein guter Mittler bringt er Gott die Gebete und heiligen Vorsätze der Gemeinde dar und ihr den Segen und die Gnade Gottes zurück, er betet zu dem höchsten Wesen für die Vergehungen der Sünder, und straft an den Sündern die Beleidigung Gottes, den Undankbaren hält er die Wohlthaten der Gottheit vor, den Verächtern der Gottheit zeigt er des Allmächtigen strenge Gerechtigkeit, und doch sucht er mit ihnen den zürnenden Gott zu versöhnen, theils die Schwäche der Menschen, theils die Größe der göttlichen Vaterliebe ihm vorhaltend, ein treuer Priester, der alles Gute, das durch seine Hände geht, seyen es die göttlichen Wohlthaten, die zu den Menschen herab kommen, oder die Gelübde der Menschen, die er zur Gottheit hinauf bringt, mit dem Auge der Taubeneinfalt betrachtet, von Allem nichts für sich zurück behält, nicht die Gaben der Gemeinde, sondern ihren Nutzen suchend, nicht die Ehre Gottes sich zueignend." So viel wahres und christliches von Einer Seite in diesem Bilde ist, so liegt

doch von der andern darin der Mißverstand, aus dem ein ganzes Gebäude menschlichen Wahns hervorgehn mußte, als ob die Gottheit, deren Wesen ist sich nimmer verleugnende Liebe, welche nur sich selbst dem gefallenen Menschen ihn zu erlösen darbietet, an und für sich, um den Menschen zu verzeihen, eines versöhnenden Mittlers bedürfte; freilich rührt der Mißverstand im Grunde nur von der menschlichen Sprache her, die überall von einem subjektiven scheinbaren Horizont ausgeht; Bernhard selbst sagt, daß der Priester Gott nur seine Vaterliebe vorhalte. Aber der Mißverstand geht leicht in das Denken über und verleitet die Menschan, die Kluft zwischen sich und der Gottheit, die durch Christum aufgehoben werden sollte, immer größer sich zu denken, die Idee des Mittlers bloß äußerlich aufzufassen, und daher eine Stufenfolge von Mittlern zwischen sich und der Gottheit sich zu bilden. — Nachdem Bernhard diese Muster eines Geistlichen und eines Priesters dargestellt, straft er die demselben widerstreitenden Fehler und Mißbräuche, die Pracht der Geistlichen, besonders in der Kleidung (wobei sie besonders mit kostbarem ausländischem Pelzwerk Staat machten), im Pferdegeschirr, das mit den ausgesuchtesten Zierrathen, Gold und Edelsteinen ausgeschmückt wurde. Mit rührender Lebhaftigkeit wirft er ihnen vor, daß sie den Armen entzögen, was sie in unnützer Pracht verschwendeten: „Es klagen und schreien die Nackten und Hungrigen: Unser ist, was ihr verschwendet, denn auch wir sind Gottes Geschöpfe, auch wir durch Christi Blut erlöset.“ Wenn ihn — sagt

Bernhard (C. 7.) zum Erzbischof — sein Geschlecht, Alter, Wissenschaft und das Ansehn seines bischöflichen Stuhls zum Hochmuth verleiten könnte; so müßte ihn das Bewußtseyn des schweren Berufs, den er zu erfüllen habe, demüthigen und mit Furcht erfüllen; weil aber nur der Glanz, nicht die Pflichten und Laster ihres Berufs, den Menschen vor Augen schwebe, daher komme es, daß sie zu den angesehenen geistlichen Stellen sich hinzudrängten. — Hier bricht sein Unwille aus über den mit dem Heiligsten getriebenen Unfug: „Knaben aus den Schulen, unbärtige Jünglinge, werden wegen des Ansehns ihres Geschlechts zu geistlichen Würden befördert; Knaben, die sich noch mehr darüber freuen, daß sie der Ruthe entlaufen, als daß sie die höchsten geistlichen Würden erlangt; — noch erstaunenswerther sey es aber, daß selbst Geistliche bei ihrer Amtsverwaltung, von Habsucht und Ehrgeiz nur getrieben, die Pflichten und Lasten ihres Berufs nicht fühlen könnten und zu immer höheren geistlichen Stellen hinaufstrebten: „Ist einer Bischof, so sucht er Erzbischof zu werden, nnd ist er auch das geworden, so träumt er sich etwas noch höheres, sucht sich durch mühselige Reisen und kostbare Freundschaften am römischen Hof einträgliche Gönner zu machen. Andre suchen mit Mühe alle Privilegien zusammen, um unter diesem Vorwande ihre Diöcesen über ihre eigenthümlichen Gränzen auszudehnen und sich fremde anzueignen, und leider finden sie an den Schwellen der Apostel Menschen, welche ihre schlechte Gesinnung begünstigen, nicht als ob die Römer großen Antheil daran nähmen, wie die

Sache entschieden werde, sondern weil sie die Geschenke sehr lieb haben." Mit dieser Gesinnung stellt Bernhard die erheuchelte Demuth der Menschen bei dem Antritt der bischöflichen Stellen, die zu einer bloßen förmlichen Etiquette geworden war, zusammen. „Wahrlich [16]), als ihr euch zuerst das Bißthum anzunehmen zwingen ließet, weintet ihr, klagtet über Zwang, nanntet euch immer Elende und Unwürdige, nicht geeignet für ein so heiliges Amt." Er schont auch seiner eigenen Ordensbrüder nicht, auch bei diesen die erheuchelte Demuth in ihrer Blöße darstellend, er spricht gegen diejenigen Aebte seines Ordens, (ein Beweis, wie schnell sich in dieser Zeit ein Mönchsorden ausbreiten konnte, denn noch waren keine funfzehn Jahre verflossen, seit Bernhard in das Kloster von Citeaux getreten war, damals noch sehr arm und das einzige des Ordens), welche sich Exemptionsprivilegien von der Diöcesengewalt ihrer Bischöfe, und die Erlaubniß, die Insignien derselben (mitra, anulus und sandalia) tragen zu dürfen von den Päpsten auf Kosten ihrer Klöster erkauften, er nennt sie „Menschen, welche unter der Tracht der Demuth Hofart verbergen." Wie Bernhard durch seine Ermahnungen bessere Vorsätze in vielen Geistlichen erregte, nahm er sich ihrer auch mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Ansehn an, wenn die Veränderung ihres Lebenswandels ihnen Verfolgungen zuzog, denn diese Männer geriethen oft dadurch in einen heftigen Kampf mit den übrigen sogenannten irregulären Geistlichen, mit deren Neigungen und Begierden diese Veränderung nicht

übereinstimmte, oft auch mit den Fürsten, welche in den strenger lebenden Bischöfen eifrige und muthige Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche fürchteten und bei dem weltlichen und ungebundenen Leben der Geistlichen weit mehr ihre Rechnung fanden. Diesen muthigen Eifer für seine Freunde zeigte Bernhard bei den Verfolgungen, die aus diesen Ursachen den oben genannten Erzbischof Heinrich v. Sens und den Erzbischof Stephanus von Paris trafen. Der König Ludwig VI. von Frankreich hatte den Erzbischof Stephan von Paris und die mit ihm verbundenen Geistlichen eines Theils ihrer kirchlichen Güter beraubt, Bernhard ergriff ihre Parthei und schrieb an den König im Namen seines ganzen Ordens, (mit welchem Ludwig, der geistigen Theilnahme an den Gebeten und Verdiensten desselben gewürdigt (frater adscriptus), in näherer Verbindung stand), drohend, bei dem Papst sich für den Erzbischof zu verwenden; doch auch zur Friedensvermittelung zwischen beiden sich erbietend. Viele Bischöfe fielen dem Könige zu Füßen in seiner Gegenwart; aber er war unbeweglich in seinem Unwillen. Am andern Tage machte ihm Bernhard heftige Vorwürfe, daß er die Priester Gottes verachtet habe, und schloß mit der Drohung: „diese Hartnäckigkeit wird durch den Tod eures erstgebornen Philipps bestraft werden, denn ich habe in einem Traum der letzten Nacht euch mit eurem jüngern Sohne Ludwig den Bischöfen, welche ihr gestern verachtet, zu Füßen fallen sehn — und daraus schloß ich gleich, daß eures Philipps Tod nahe sey und euch nöthigen werde, die Kirche, die ihr

jetzt unterdrückt, zu bitten, daß sie euren Ludwig an dessen Stelle setzen möge.“ Etwa drei Jahre später (1130) starb der Prinz Philipp, vom Pferde gestürzt, und der König ließ den jüngeru Ludwig nun zu seinem Nachfolger weihen; dies erschien Bernhards Verehrern eine Erfüllung seiner Prrphezeiungen, wobei man bald den Zwischenraum der Zeit vergaß. — Da die Bischöfe ihre Vorstellungen fruchtlos sahen, beschlossen sie, die äußersten Mittel der geistlichen Gewalt gegen den König anzuwenden; der Erzbischof von Paris belegte zuerst seinen Kirchensprengel mit dem Interdikt, und alle Bischöfe wollten sich vereinigen, dies auf das ganze Königreich auszudehnen. Der Stillstand des Gottesdienstes, der traurige Anblick der größtentheils verschlossenen und ihres heiligen Schmuckes entblößten Kirchen, die für die Menschen nach ihrer Vorstellung schreckende Aussicht bei und nach ihrem Tode die Weihung der Kirche zu entbehren: alles dies machte den schrecklichsten Eindruck auf die Gemüther des Volks und der Fürsten, und waren auch die letzten zu roh, um für diese Eindrücke selbst empfänglich zu seyn, oder lehrte sie ein dunkles natürliches Gefühl das magische Blendwerk verachten, so mußten sie doch den Aufruhr des erschreckten und erbitterten Volks fürchten. Bei dem König Ludwig, bei dem wie bei den gewöhnlichen Charaktern dieser Zeit trotzige Roheit mit Furcht vor Gott und der Gewalt der Kirche verbunden war, wirkte wahrscheinlich das erste, und das machte ihn zum Nachgeben weich. Aber man wußte längst, daß am römischen Hof noch etwas anders, als das Interesse der

Kirche, herrsche; es gelang dem Könige, dort die Aufhebung des Interdikts durch päpstliches Ansehn zu erhalten, und nun sahen die Bischöfe den König, der schon zum Nachgeben sich bereit gezeigt, wieder zu seinem Trotz zurückkehren. Grade zu der Stunde, in der er alles wiederzugeben versprochen hatte, kam von Rom der Brief, durch den das Interdikt aufgehoben wurde. Ludwig, dadurch gesichert, behielt die genommenen Kirchengüter und ließ noch andere den Bischöfen entreißen. Darüber beklagte sich Bernhard in seinem und mehrerer Andrer Namen bei dem Papst, und gebrauchte das gewöhnlich in solchen Fällen, um das päpstliche Ansehn nicht zu beleidigen, angewandte Auskunftsmittel: „es sey jener Brief durch Lüge und Betrug erschlichen (subreptitia), und da der Betrug dem Papst jetzt entdeckt sey, müßten die Betrüger erfahren, daß sie sich selbst, nicht eine so große Majestät, betrogen hätten.” Wahrscheinlich wirkten Bernhards Vorstellungen, und der Papst nahm sich des Erzbischofs an. Doch war der römische Hof nicht immer mit dem Reformationseifer Bernhards zufrieden, die römischen Kardinäle sahen auch wohl mit eifersüchtigen Augen den Mönch an, von dem sich Fürsten, Bischöfe und selbst päpstliche Legaten leiten ließen. Der päpstliche Kanzler Haimerich hatte ihm daher (s. ep. 48. Bernard) den freundschaftlichen Rath ertheilt: „sich um die Angelegenheiten der Welt nicht mehr so viel zu bekümmern, weil dies einem Mönch nicht zieme.” Indem Bernhard gegen diesen Vorwurf sich rechtfertigte, sagte er der päpstlichen Curie mit aller Ehrerbietung vor dem apo-

stolischen Ansehn derbe Wahrheiten. Er selbst wünsche — sagte er — an jenen kirchlichen Angelegenheiten keinen Antheil genommen zu haben. „O wenn ich doch überhaupt nicht zu solchen Sachen ginge, o wäre ich doch neulich nicht hingegangen, als ich leider (eine Anspielung auf das durch päpstliche Autorität aufgehobene Interdikt in der Sache des Bischofs Stephan) die gewaltsame Tyrannei durch das apostolische Ansehn gegen die Kirche bewaffnet sah, als ob sie nicht durch sich allein genug gewüthet hätte; das ist schon Grunds genug, mich beschwert zu fühlen durch die Theilnahme an solchen Angelegenheiten. — Es sey ihm lästig genug — fährt er fort, aber er werde gegen seinen Willen hineingezogen, denn er dürfe dem Befehl seines Bischofs und des päpstlichen Legaten nicht widersprechen — möchte er daher doch durch ein höheres Ansehn dazu berechtigt werden, und dies könne der päpstliche Kanzler ihm am leichtesten verschaffen, so werde denn, wenn es euch gefällt, den schreyigen und lästigen Fröschen geboten, aus ihren Schlupfwinkeln nicht zu weichen, zufrieden zu seyn mit ihren Sümpfen, daß man sie auf den Koncilien nicht höre, in den Palästen nicht finde. Aber — schließt er — wenn wir auch verborgen bleiben und schweigen, so wird doch darum das Murren der Kirchen nicht aufhören, wenn die römische Curie nicht aufhört, nach dem Willen der Gegenwärtigen die Entfernten unverhört zu verurtheilen." Es mag ihm nun mit jener Erklärung Ernst gewesen seyn oder nicht, so war es überhaupt unmöglich, daß der Mann von seinem lebhaften Geist, seiner warmen Theil-

nahme an allen Angelegenheiten der Kirche, so ganz dazu geeignet, auf die Menschen, und insbesondere die Menschen seines Zeitalters zu wirken, von öffentlicher Wirksamkeit sich zurückzog, und die Päpste selbst hätten ihn aus dieser Unthätigkeit bald hervorgezogen, denn wenn sie etwas Großes durchsetzen, ihr Ansehn und die Unabhängigkeit der Kirche im Kampf behaupten wollten, hatten sie kein kräftigeres Organ, auf Völker und Fürsten zu wirken, als diesen Mann.

Wilder, unternehmender Kriegergeist und strenge Mönchsascetik standen in diesem Zeitalter einander gegenüber, man sah zuweilen Menschen aus dem rohen Ritterleben zum Mönchsthum übergehn; bei den Kreuzzügen hatten religiöser Enthusiasmus und Kriegergeist sich gepaart, natürlich entstand in den Menschen, welche an diesen durch ihre Bestimmung von den übrigen Kriegen so sehr verschiedenen Zügen Theil nahmen, der Gedanke, sich von andern Kriegern auch durch ihre ganze Lebensweise zu unterscheiden, diese mit ihrer Bestimmung in Harmonie zu bringen; es war eine anziehende Idee für Menschen, durch ein feierliches Gelübde ihr ganzes Leben dem heiligen Kampf zu weihen; so bildeten sich Pläne zu mönchsartigen Ordensverbindungen unter den Kreuzfahrern. Im Jahre 1118 vereinigten sich neun Männer von vornehmer Abkunft, zum Besten der Wallfahrer für die Sicherheit der Wege zu sorgen, diesem Zweck ihr ganzes Leben zu weihen, und leisteten vor dem Patriarchen von Jerusalem, wie reguläre Kanoniker, die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth. Von ihrem Wohnsitz, wo

ehemals der salomonische Tempel sollte gestanden haben, damals eine christliche Kirche stand, erhielten sie den Namen der Tempelherrn (milites templi). Schon gegen zehn Jahre bestand die Verbindung, und noch hatten sie keine bestimmte Regel, ihr Ruf hatte sich noch nicht weit verbreitet und ihre Zahl sich nicht vermehrt. Auf dem unter dem Vorsitz des påpstlichen Legaten Mattheus von Alba im Jahre 1128 wegen mehrerer andern kirchlichen Angelegenheiten zu Trois zusammenberufenen Koncil sollte ihr Orden eine größere Festigkeit und höhere Weihung erhalten, die angesehensten französischen Prålaten und der regierende Abt des schon in großem Ansehn stehenden Eistercienserordens sollten dem Koncil beiwohnen; der Abt Bernhard wurde von dem Legaten insbesondre aufgefordert, an diesen Verhandlungen Theil zu nehmen. Er entschuldete sich mit einer schweren, erst kürzlich überstandenen Krankheit, die seine Kråfte erschöpft habe, daß er der Aufforderung nicht folgen könne; er stellte hier seinen Mönchsstand mit der unruhigen Geschåftigkeit, in die er durch die seine Entschuldigungen nicht hörenden Freunde hineingezogen werde, in Kontrast: „O mein Gott, wie sollte dein Urtheil allein sich über mich getåuscht haben, der du mich zum Mönch zu machen versuchtest, und mich in deinem Zelt in der bösen Zeit verbergen wolltest, mich einen Menschen, der der Welt nöthig wåre, ohne den die Bischöfe ihre Geschåfte nicht zu Stande bringen könnten." Doch nahm der Legat auf seine Entschuldigung keine Rücksicht und vermochte ihn zur Theilnahme an den Verhandlungen zu Trois. Bernhard

hatte großen Einfluß auf die Bestimmung der Verfassung, welche dem Orden auf diesem Concil gegeben wurde, wenn gleich die uns erhaltene, von diesem Concil [19]) sich herschreibende Ordensregel unverkennbare Spuren späteren Ursprungs in sich trägt. Seine Empfehlung und sein Ansehn trug viel zu dem Ansehn und der schnellen Ausbreitung des Ordens von jener Zeit an bei. Der erste Großmeister desselben, Hugo a Paganis, forderte ihn in spätern Jahren dringend auf, da er durch sein Beispiel den Muth der Ritter nicht wekken könne, durch seine Worte dahin zu wirken, denn gewiß würden diese eine große Wirkung hervorbringen, und dieser wiederholten Aufforderung folgend, schrieb Bernhard seine Lobrede auf die neue Art des Ritterthums an die Tempelherrn (liber de laude novae militiae ad milites templi.) Er stellt hier zuerst das Eigenthümliche des Tempelherrnordens dar, wodurch dieser so großen Eingang in dem Zeitalter fand [20]): „Eine neue Art des Kriegs, unerhört zu allen Zeiten, ein unermüdetes Kämpfen von doppelter Art, von der einen Seite gegen Fleisch und Blut, von der andern gegen die feindlichen bösen Mächte im Geist, wem sollte das nicht als das bewundernswertheste erscheinen, daß der innere und äußere Mensch zugleich mächtig jeder mit seinem Schwerdt sich rüstet?" Daher nimmt er die Veranlassung auf die wirksamste Art, den Muth der Ritter zu erregen, „sie leben, kämpfen, siegen auf das herrlichste für Christum, noch herrlicher ist ihr Tod, denn sie sterben als Märtyrer für Christum. Andere Kriege werden erregt durch Leiden-

schaft und ungerechte Ursachen; der Sieger wird in seiner Seele selbst durch das Böse besiegt, er siegt als Mörder und geht der Strafe des Mörders entgegen; aber auch der Gebliebene stirbt in der Gesinnung des Mörders und geht ewigem Tode entgegen. Etwas anders ist die Nothwehr, doch auch hier ist der Sieg kein Glück." Er sagt hier seinen übrigen Grundsätzen gemäß, auch die Ungläubigen müßten nicht getödtet werden, wenn sie nur auf irgend eine andre Art von der zu großen Beunruhigung und Unterdrückung der Gläubigen könnten zurückgehalten werden. Er vergleicht die übrigen Krieger nach ihrer ganzen Lebensweise mit den Tempelherrn: „Ihr bedeckt eure Rosse mit Seide, bemahlt eure Lanzen, Schilde, Sattel, besetzt eure Zügel und Sporen mit Gold, Silber und Edelsteinen; sind das die Insignien des Kriegs oder weibischer Schmuck? ihr selbst habt ja oft erfahren, daß besonders drei Stücke dem Krieger nöthig sind, daß er sey hurtig, munter und vorsichtig auf seiner Hut, leicht und gewandt zum Marsch, rasch zum Angriff; ihr hingegen laßt nach Weiber Art euer Haar wachsen, daß es euren Augen beschwerlich fällt, verwickelt in eure langen und weiten Röcke eure eigenen Schritte, und vergrabt eure feinen und zarten Hände in eure langen, um euch herumfließenden Aermel." Diesen stellt er die Tempelherrn gegenüber. „Sie verabscheuen Schach und Würfel, und ergötzen sich nicht an jenem Spiel der Falkenjagd; sie verabscheuen Zauberei, Komödien, Possenspiele der Eitelkeit und falschen Wahn; sie scheeren ihr Haar, wohl

eingedenk, daß es nach des Apostels Ausspruch für einen Mann eine Schande sey, das Haar wachsen zu lassen; man sieht sie nie geschmückt, selten gewaschen, rauh ist ihr Ansehn, unordentlich ihr Haar, man sieht sie immer mit Staub beschmutzt, braun gebrannt durch die Sonne." Es ist charakteristisch für Bernhards Zeitalter, was er von den Tempelherrn sagt, daß die Menschen, welche vorher in wilder Roheit und Leidenschaft dem Laster sich hingegeben hatten, jetzt von diesem Enthusiasmus ergriffen, hineilten zu dem Orden, in der heiligen Verbindung und dem heiligen Kampf ihre Sünden zu büßen — und mancher mochte durch die veränderte Lebensweise in der That gebessert werden; „und was der erfreulichste Anblick, die heilsamste Wirkung ist, unter einer so großen zu ihnen hinströmenden Menge sind nur wenige Andre als Verbrecher und Gottlose, Räuber, Schänder des Heiligen, Meineidige, Ehebrecher, Mörder, aus deren Abreise ein doppelter Vortheil, so wie eine doppelte Freude, entspringt, da sie sowohl die Ihrigen durch ihre Entfernung erfreuen, als diejenigen, denen sie zu Hülfe kommen durch ihre Ankunft."

Um Bernhards Wirksamkeit im Allgemeinen und sein Verhältniß zu seinem Zeitalter ins Licht zu setzen, bleibt uns noch übrig, sein Verhältniß zu dem zweiten Abt von vielfachem Einflusse, dem Vorsteher des großen Mönchsordens der Cluniacenser, Peter dem Ehrwürdigen, die Berührungen, in welche er mit demselben kam, darzustellen. Auch dieser Orden, der aus ei-

ner Mönchsreformation hervorging, hatte zuerst die Tendenz, die Strenge der ursprünglichen Benediktinerregel ihre gewissenhaft buchstäbliche Erfüllung in die Klöster zurückzuführen, ihre Klöster sollten sich zuerst nur durch Ascetik und wiederholte Andachtsübungen auszeichnen; das verschaffte ihnen Verehrung und große Geschenke, eine Reihe würdiger Männer hatte an der Spitze des Ordens gestanden, von Päpsten und Fürsten um Rath gefragt und zur Theilnahme an den größten Angelegenheiten zugezogen. Die Wohlthätigkeit, für die sie ihre Reichthümer benutzten, erwarb ihnen allgemeine Liebe und Verehrung. Die Bereicherung des Ordens und sein höheres Ansehn führten die gewöhnlichen Folgen mit sich, daß er von der ersten Strenge und der den Geist beschwerenden mechanischen Mönchsandacht sich entfernte; die Klöster, prächtig ausgeschmückt, wurden Sitze der Künste und Wissenschaften, aber es hatte auch den gewöhnlichen nachtheiligen Einfluß, daß Ueppigkeit und Schwelgerei einrissen. Das letztere geschah besonders, als im Jahre 1109 ein junger leichtsinniger Mann Pontius zum Abt von Clügny gewählt war, welcher die Klostergüter verschwendete, und viele dem Ansehn des Ordens nachtheilige Unordnungen und Mißbräuche einreißen ließ. Die Sache war zuletzt so laut geworden, daß der Papst Calixt II. von den Klagen hörte und dem Pontius Vorwürfe machte über sein Verfahren. Dadurch wurde er, seine Stelle niederzulegen, bewogen, und entschloß sich zu einer Wallfahrt nach Jerusalem, vielleicht in der augenblicklichen Reue über seine Fehler. Doch als er

nach zwei Jahren zurückkehrte, ergriff ihn der Ehrgeiz und ließ ihn seinen ersten Schritt bereuen; er suchte durch Gewalt der Oberherrschaft über den Orden sich wieder zu bemächtigen [21]). Unterdessen war zum Abt von Clugny gewählt worden ein Mann aus einem vornehmen Geschlecht von Auvergne, Peter, gebildet durch die Wissenschaft seiner Zeit, bekannt mit der alten römischen Literatur, so weit es in seinem Zeitalter möglich war, ehrwürdig durch sein Leben, von mildem, freundlichem und offenem, die Herzen gewinnenden Wesen. Wohl mochte des Pontius Gemüthsart mit den Neigungen vieler Mönche mehr übereinstimmen, als Peters zwar sanfter, aber in religiöser und sittlicher Hinsicht strenger Charakter. Pontius fand daher viele Anhänger, und benutzte, nachdem er während Peters Abwesenheit in Clugny eingedrungen war, die Reichthümer des Klosters, selbst den prächtigen Kirchenschmuck, die kostbaren Krucifixe, die goldenen Einfassungen der Reliquien nicht verschonend, um seine Parthei zu vergrößern. Dies brachte natürlich die größte Zerrüttung in dem Orden hervor, bis endlich der Papst Honorius II. durch sein Ansehn dem Streite ein Ende machte und den Abt Peter in seine Würden wieder einsetzte und darin bestätigte (J. 1125.) Doch mußten in dem Zustande des Ordens noch manche nachtheilige Folgen dieser Unordnung zurückbleiben und seinem Ansehn schaden. In dieser Zeit breitete sich der Cistercienserorden aus, für welchen Bernhard weit mehr als die präsidirenden Aebte wirkte. Durch die größte ascetische Strenge, die buchstäbliche Beobachtung der Bene-

diktinerregel zeichneten sie sich aus vor den weichlichen Cluniacensern, und erhielten desto größere Verehrung, ihre Klöster und Kirchen, die den Charakter der Armuth und Demuth ausdrücken sollten, einfach und ganz schmucklos, standen in auffallendem Kontrast mit den durch Pracht und malerische Kunst vielfach ausgeschmückten Cluniacenser-Klöstern und Kirchen. Aus diesem verschiedenen Geist entstand ein Kampf zwischen den beiden Orden, die auch bei ihrer Ausbreitung in mannichfache Kollisionen mit einander geriethen. Diejenigen, welche, um dem Geräusch und den Leidenschaften der Welt sich zu entziehen, der Welt abgestorben, im Geist zu leben, in die Ruhe der Klöster sich begeben hatten, zeigten hier, daß Ort und äußere Lebensweise das Gemüth des Menschen nicht verändern können (naturam frustra expelles furca tamen usque recurret, wenn nicht etwas, das höher ist als die Natur, und daher auch nicht mit Gebärden des äußern Menschen kommt, nicht hier oder dort zu finden ist, die Natur im Menschen überwindet); man sah hier kleinlichen Hochmuth und eitle Eifersucht wirken, gleichwie in der Welt, von der diese Menschen sich zurückgezogen, und noch mehr, weil der Spielraum hier kleiner war, und der Quell andrer, aus der menschlichen Natur hervorgehenden Leidenschaften verstopft. Selbst in der äußerlichen Tracht unterschieden sich die Cistercienser von den übrigen, denn sie hatten die bisherige schwarze Kleidung der Mönche mit einer weißen vertauscht, dies gab der Leidenschaft größere Nahrung, da die einander begegnenden Mönche gleich an den Farben

ein-

einander erkannten. Doch die Häupter der beiden Orden, Bernhard von Clairvaux und Peter von Clugny, waren Männer von zu großer Seele, hatten das Wesen der Religion zu richtig erkannt, um sich von diesen Leidenschaften beherrschen zu lassen und einander wegen der Verschiedenheit äußerer Formen anzufeinden. Wenn sie zuweilen durch streitendes Interesse von einander entfernt wurden, so that der sanfte, liebreiche Peter den ersten Schritt zur Versöhnung und das alte Verhältniß zwischen ihnen wurde bald wieder hergestellt. Sie schätzten und liebten einander gegenseitig; Peter freute sich der allgemeinen Verehrung, mit der Bernhard betrachtet wurde, bei großen Angelegenheiten wirkten sie mit einander gemeinschaftlich. Sie selbst haben ihre Ansicht von dem Verhältnisse der beiden Orden zu einander dargelegt in mehreren Schriften, welche sie in der Absicht verfaßten, um die Mängel in beiden aufzudecken, die richtige Schätzung der Verschiedenheiten und die gegenseitige Mäßigung und Liebe zu befördern. Nicht lange nach der Zerrüttung des Cluniacenserordens durch den Pontius wurde Bernhard durch einen Cluniacenserabt, Wilhelm, aufgefordert, seine eigenen Ordensbrüder gegen den Vorwurf, daß sie die Cluniacenser verläumdeten, zu vertheidigen und zugleich die unter den letzten herrschenden Mißbräuche freimüthig aufzudecken.

Dies gab die Veranlassung zu Bernhards „Apologia ad Guilielmum Abbatem." Er ging hier von dem richtigen christlichen Gesichtspunkt aus, daß wegen der verschiedenen Bedürfnisse und

Standpunkte der Menschen verschiedene Formen und Lebensweisen in der Kirche seyn müßten, ohne daß eine Trennung daraus entstehe, weil die verschiedenen Glieder der Kirche mit einander verbunden wären durch den Geist der Liebe; er betrachtete hier die ascetischen Lebensweisen nicht als etwas an und für sich verdienstliches, sondern als Mittel, die verschiedenen Krankheiten der Menschen zu heilen, daher sie verschieden seyn müßten. „Obgleich er nur Eines Ordens Mitglied sey, so sey er doch mit allen durch die Liebe vereinigt, und nehme dadurch an dem Guten in allen Theil, ja noch sicherer als die selbst arbeitenden Mitglieder, denn es könne wohl geschehn, daß Einer umsonst ein äußerliches Werk verrichte, (wenn er es nämlich, will er sagen, nicht in der rechten Gesinnung der Liebe verrichte), aber man könne nie fehlen, indem man das Gute liebe." Von diesem allgemeinen Grundsatz ausgehend, straft er den Pharisäismus der Cistercienser, welche wegen der Nichtbeobachtung gewisser äußerlicher Vorschriften der Benediktinerregel die Cluniacenser mit hochmüthiger Verachtung ansahen: „Seid eingedenk der Regel Gottes, welche mit der Einrichtung des heiligen Benediktus nicht in Widerstreit seyn kann — das Reich Gottes sey in uns selbst, das heißt nicht äußerlich, in der Kleidung und Nahrung des Körpers bestehend, sondern in der Tugend des inneren Menschen. — Wem die Mönchskutte fehlt, der wird nicht als ein Mönch angesehn, und warum trachtet man nicht auf gleiche Weise nach Frömmigkeit und Demuth für den Geist, was doch wahrlich

des Geistes Kleidung ist. Ist nicht besser die in Pelzwerk gekleidete Demuth als Hochmuth in der Mönchskutte? Man müsse die durch die Regel vorgeschriebenen äußerlichen Uebungen nicht unterlassen, aber das Innere des Geistes, die Frömmigkeit, sey das Wesentliche, ohne die alles übrige nichts nütze." Nachdem er so den pharisäischen Hochmuth seiner Ordensbrüder gestraft, deckt er das eigentlich Tadelnswerthe an den Cluniacensern und den meisten übrigen Mönchen überhaupt auf, ihre Pracht und Verschwendung, Weichlichkeit und Eitelkeit [22]), ihre Aebten gäben ihnen das schlechte Beispiel, er habe einen Abt mit 60 Pferden und noch mehreren in seinem Gefolge gesehn, „man sollte sie, wenn man sie vorbeiziehn sieht, nicht für Hirten der Seelen, sondern für Fürsten halten." Dies veranlaßte ihn, die Pracht und den Kunstreichthum in den Kirchen und Klöstern der Cluniacenser zu tadeln. Merkwürdig ist, was er hier sagt, weil man daraus sieht, daß ihm wohl das Ideal einer geistigen sichtbarer Mittel, um auf die Sinne der Menschen zu wirken, nicht bedürfenden Kirche in der Seele vorschwebte, daß er den vielfachen äußerlichen Kultus als Erziehungsmittel betrachtete, wodurch die rohen, in der Sinnlichkeit noch befangenen Menschen zur Empfänglichkeit für das Unsichtbare gebildet würden. Wohl war ihm diese Unterscheidung nicht immer klar und gegenwärtig, aber sie liegt doch zum Grunde der Art, wie er die Mönche von der übrigen Kirche unterscheidet. Wir wollen ihn selbst hören: „Ich übergehe die ungeheure Höhe der Oratorien, die kostbare Ausschmückung, die sorgfältig

ausgesuchten Gemälde, welche den Blick der Betenden auf sich hinziehend, die Andacht zerstreuen und mir auf gewisse Weise den alten Ceremoniendienst der Juden zurückzuführen scheinen. — Jener Dichter (Persius Sat. II. v. 69.) spricht: Was soll in dem Heiligthum das Gold? Ich aber sage: Sprecht ihr Armen, wenn ihr anders Arme seyd, was soll bei den Heiligen das Gold? — Und etwas anders ist es mit den Bischöfen, etwas anders mit den Mönchen, denn wir wissen wohl, daß jene, da sie der Thörigten wie der Weisen Schuldner sind, die Andacht des in der Sinnlichkeit befangenen Volks, weil sie es nicht durch geistige Mittel können, durch sinnlichen Schmuck erregen. Wie aber bei uns, die wir aus der Mitte des Volks schon herausgetreten sind, die wir alles Schöne und Kostbare der Welt um Christi willen verlassen, die wir alles, was den Sinnen schmeichelt, für Nichts geachtet haben, um Christum zu gewinnen; wessen Andacht suchen wir dadurch zu erregen? Durch den Anblick dieser kostbaren, aber bewundernswerthen Eitelkeit werden die Menschen mehr zum Schenken als zum Beten entflammt, durch die mit Gold bedeckten Reliquien werden die Augen genährt und die Kassen geöffnet. Es wird das schönste Bild eines Heiligen gezeigt und für desto heiliger gehalten, je farbiger es ist, die Menschen laufen, es zu küssen, sie bewundern mehr das Schöne, als sie das Heilige verehren [24]."
Der ehrwürdige Peter von Clugny zeigte seine christliche Mäßigung und Sanftmuth auch in der Art, wie er die Verschiedenheiten beider Orden beurtheilte, der un=

christlichen Eifersucht zu steuern und den Geist christlicher Liebe unter sie zurückzurufen suchte. In einem Briefe, durch welchen er den Abt Bernhard auffordert, zu diesem Zwecke mitzuwirken, ging er von dem Gesichtspunkte aus, daß zu allen Zeiten Verschiedenheiten in Rücksicht der äußerlichen Gebräuche zwischen verschiedenen Kirchen geherrscht hätten, ohne daß sie sich darum von der gegenseitigen Liebe entfernt, weil sie in jenen nichts dem Glauben und der Liebe nachtheiliges gefunden, so komme es auch bei den Orden nicht auf diese verschiedenen Gebräuche an, durch die sie sich von einander auszeichneten, da sie auf verschiedenen Wegen nach demselben Ziele dem ewigen Leben strebten. Es sey zwar wahr, daß die Eistercienser und Cluniacenser, obgleich sie derselben Benediktinerregel folgten, doch in der Anwendung sich von einander entfernten und von dem Buchstaben der Regel abwichen; aber es komme alles an auf die Gesinnung, in der es geschehe, die Liebe sey die Seele von allem Handeln, welche über die Anwendung der Gesetze bestimmen müsse. Er führt zum Belege an die Worte des Heilands: So das Auge hell ist, ist der ganze Körper licht, und die schönen und wahren Worte Augustins: „Habe caritatem et fac quicquid vis. Noch weiter führte er diesen Grundsatz aus in einem andern, zur Vertheidigung gegen die Vorwürfe der Eicerstienser an Bernhard geschriebenen Briefe (epp. Petri Cluniac. I., 28.) Um nämlich seinen Orden gegen die Beschuldigung der Abweichung von der Benediktinerregel zu rechtfertigen, beruft er sich auf die Beispiele vieler Concilien und Päpste, welche die

älteren Kirchengesetze nach dem verschiedenen Zustande und Bedürfnisse der Zeit modificirt und verändert hätten. Darauf läßt er sich die Einwendung machen, höheres Ansehn und höhere Heiligkeit hätten sie dazu berechtigt, und antwortet darauf: auch sein Orden zähle unter seine Mitglieder Männer, die von der Kirche als Heilige verehrt würden, doch es komme hier nicht auf die Heiligkeit an, sondern auf das Ansehn, und in dieser Rücksicht seyen die Aebte von Clugny eben so viel für ihren ganzen Orden, als die Päpste für die ganze Kirche und die Bischöfe für ihre besondere Diöcese. Ueberhaupt aber reiche weder das Ansehn noch die Heiligkeit hin zur Rechtfertigung dieser Veränderungen, denn die Heiligkeit und das Ansehn der Späteren dürften nicht mit der Heiligkeit und dem Ansehn der Früheren in Widerspruch gerathen, entweder das Erste der Veränderung bedürftige, oder das an die Stelle desselben getretene, müsse in diesem Falle schlecht seyn. Man müsse daher einen Maaßstab haben, diese Veränderungen zu beurtheilen, durch welchen frühere und spätere Offenbarungen Gottes und Gesetze der Kirche mit einander, wenn gleich im Buchstaben verschieden, im Geist übereinstimmten, und dieser Maaßstab sey die Liebe, sie sey frei in allem ihrem Thun, für das Heil der Menschen nach den verschiedenen Bedürfnissen und Zuständen der verschiedenen Zeiten sorgend, dürfe Gesetze geben und verändern. Die Gesetzgeber der Kirche und die Päpste seyen nur Sekretaire der Liebe, denn die Liebe sey der heilige Geist, obgleich ihre Gesetze sich veränderten, sey in ihr selbst doch kein Wan-

del, sie bleibe sich immer gleich. Die Cistercienser seyen also die Verletzer der Regel Benedikts, gegen den Geist derselben die Liebe fehlend, an äußerlichen Dingen, die sich verändern müßten nach den verschiedenen Zuständen der Menschen, festhaltend zum Nachtheil der Menschen. „(Wohl hätte man die Koncilien Organe des heiligen Geistes nennen mögen, hätte dieser Geist, diese Idee einer fortschreitend sich entwickelnden Kirche sie beseelt, dann wären sie auch nicht in die Gefahr gekommen, das Bewegliche mit dem Unbeweglichen, menschliche Form mit göttlicher Offenbarung zu verwechseln, den Geist unter dem Buchstaben gefangen zu halten.) Wir müssen aus diesem Briefe noch einige für die Charakteristik des Zeitalters merkwürdige Beschuldigungen gegen den Cluniacenserorden und die Gründe, durch welche Peter sie widerlegt, hervorheben.“ Die Mönche — sagte man gegen die Cluniacenser — sollten das Bild der apostolischen Gemeinschaft darstellen, gar keine Besitzungen haben, sondern von ihrer Hände Arbeit leben, keine Pfarrkirchen besitzen, keine Zehnten und Erstlinge, wie die Cluniacenser, erhalten, denn diese kämen allein den Geistlichen zu, welche dafür den Kirchen dienten. Darauf antwortete Peter: „Wer ist mehr berechtigt, die Oblationen der Gläubigen anzunehmen, die Mönche, welche beständig für die Sünder zu Gott beten, oder die Geistlichen, welche jetzt, wie wir sehn, mit dem größten Eifer nach dem Zeitlichen trachtend, was das Geistliche und das Heil der Seelen betrifft, gänzlich vernachlässigen?“ Ein noch härterer Vorwurf gegen die Cluniacenser war, daß sie Schlösser, Villen,

Bauern, Sklaven, Mägde, Zölle ohne Unterschied als Geschenke annähmen und gegen Angreifende auf alle Weise vertheidigten." Darauf antwortet der Abt Peter: „Die Besitzungen werden von den Mönchen zu einem weit besseren Gebrauch angewandt, die Bauern weit besser behandelt als von den Weltlichen. Es ist wohl am Tage [25]), wie die weltlichen Herrn über die leibeigenen Bauern ihre Herrschaft ausüben, sie sind nicht zufrieden mit ihren gewöhnlichen und schuldigen Diensten, sondern eignen sich die Güter mit den Personen, und die Personen mit den Gütern immer unbarmherzig zu, daher kommt es, daß sie außer den gewöhnlichen Abgaben drei bis viermal im Jahr, oder so oft sie wollen, ihre Güter plündern, sie mit unzähligen Frohndiensten drücken, schwere und unerträgliche Lasten ihnen auflegen, dadurch nöthigen sie sie auch gewöhnlich, das eigne Land zu verlassen und in fremde Länder zu fliehen, und was noch schlechter ist, sie scheuen sich nicht, die Menschen selbst, welche Christus mit so theurem Preise, das ist, seinem Blute, losgekauft, für etwas so elendes, für Geld feil zu bieten. Die Mönche aber machen nur von den gesetzmäßigen und schuldigen Diensten, sich Lebensunterhalt zu verschaffen, Gebrauch, drücken sie nicht durch Abgaben, erhalten sie sogar, wenn sie sie in Armuth sehn, von ihrem Eignen, sie behandeln die Leibeigenen wie Brüder und Schwestern." „Es thut mir längst sehr leid, schrieb er ein andresmal an Bernhard (epp. VII. 14.), daß dieselben Menschen, welche bis auf diese Stunde Hunger und Durst leiden und nackt sind, mit ihren Händen arbei-

ten und fast ganz dem großen Paulus nachfolgen, das, was das schwerste ist, thun, das leichte unterlassen. Ein solcher Mensch bist du, du beobachtest das schwere Gebot Christi, fastend, wachend, dich ermüdend, arbeitend, und willst nicht das Leichte beobachten, daß du liebest." Er fodert den Bernhard auf, wenn sie auch die verschiedenen, die Zwietracht erregenden Gebräuche und Trachten nicht ablegen wollten, es doch wenigstens dahin zu bringen, daß die Cistercienser die Cluniacenser in ihre Klöster aufnähmen, so daß durch das öftere Zusammenseyn die Liebe wieder hergestellt werde, er habe schon vor 15 Jahren diese Erlaubniß in Rücksicht aller Klöster außer Clügny ertheilt, und wolle sie, wenn sie dies bewilligten, auch auf dies Hauptkloster ausdehnen.

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 1. Z. 6.) Es ist ein Zug in dem Leben des Zeitalters, daß wenn die Männer ungestüme Ritter waren, sich in der Welt herumtrieben, die Weiber in stiller Zurückgezogenheit für die Erziehung der Kinder sorgten, und in die zarten Gemüther den ersten Samen der Religion streuten, dies trug bei zu der mönchsartigen Richtung, welche diese bei ihnen nahm. Nach dem Tode ihrer Mütter wurden sie in das Weltleben hineingezogen, bis die ersten Eindrücke ihrer Jugend zuletzt wieder aufgefrischt wurden. S. z. B. Eadmer vit. Anselm init. — Ueberall, wo ich bei diesem Abschnitte nicht besonders citire, ist meine Quelle die erste unter den von Mabillon t. II. opp. Bernardi herausgegebenen Lebensbeschreibungen desselben, auctore Guilielmo olim S. Theodorici Abbate tunc monacho Signiacensi pag. 1077.

*) (Zu S. 1. Z. 12.) Man schrieb dem Mönchsleben so viel Verdienstliches zu in den Augen der Gottheit (wie die Menschen selten zu unterscheiden wissen ihren beschränkten, von den Vorstellungen und Verhältnissen der Zeit abhängigen Maaßstab von dem ewigen Maaßstab des das Innere erforschenden Wesens,) daß Vornehme, Fürsten und Kaiser sich in eine Art von geistiger Gemeinschaft mit einem angesehenen Kloster oder Orden aufnehmen ließen (fratres adscripti), um an den Früchten der Gebete und den Verdiensten desselben Theil zu nehmen, daß sie vor ihrem Tode die Mönchstracht anlegten, um in derselben wenigstens zu sterben. Der Uebergang in's Mönchsleben wurde eine zweite Taufe genannt, Bernhard selbst erklärt die Bedeutung dieser Benennung: Unde monastica disciplina meruerit hanc praerogativam, ut secundum baptisma nuncupetur, — arbitror ob perfectam mundi abrenuntiationem ac singularem excellentiam vitae spiritualis, qua praeminens universis vitae humanae generibus hujus modi conversatio professores et amatores suos angelis similes, dissimiles hominibus facit et quomodo in baptismate, ita et in sancti hujus secunda quadam regeneratione propositi de tenebris aeque non unius originalis; sed multorum actualium delictorum in lumen virtutis evadimus. Nun mag zwar bei Manchem der Uebergang in's Kloster statt wirklicher sittlicher Umwandelung einen aus verborgener sittlicher Verderbniß herrührenden Pharisäismus veranlaßt haben. Indeß bei manchen der wilden Menschen, welche bisher besinnungslos von dem Strudel ihrer Leidenschaften waren fortgerissen worden, durch irgend einen Zufall oder eine feurige Rede zur Besinnung geweckt, war doch diese Veränderung ihrer Lebensweise heilsam. Ich bemerke noch den Nutzen der Klöster, daß sie für Verbrecher zuweilen bessernde Zuchthäuser wurden, wo sie nicht allein der Welt unschädlich gemacht, sondern durch beständige Aufsicht, Umgang, Ermahnung, Einkehren in sich selbst gebessert

und zu einer nützlichen Thätigkeit angehalten wurden, denn verehrte Mönche konnten leicht erhalten, daß ihnen zum Tode verurtheilte Verbrecher geschenkt wurden, die sie in's Kloster schickten. Ich führe ein Beispiel aus dem Leben Bernhards an: Als er wegen mehrerer Geschäfte zum Grafen Theobald von Champagne ging, begegnete er einem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wurde; er ergriff selbst den Strick, an dem man ihn führte, und ging so mit ihm zum Grafen; dieser, der ihm mit großer Ehrerbietung entgegen kam, sobald er von seiner Ankunft hörte, erschrak bei diesem Anblick und sagte: „Ach, ehrwürdiger Vater, was thut ihr, daß ihr den glaubt noch retten zu können, der schon ein ganzer Teufel geworden ist." Aber Bernhard antwortete ihm: „Glaubt doch nicht, daß ich ein so großes Verbrechen unbestraft lassen will, ihr wolltet ihn einen Augenblick die Qualen des Todes leiden lassen, ich will ihn viele Jahre kreuzigen und in beständigen Strafen leben lassen." Darauf wagte der Graf nichts zu antworten, Bernhard zog sogleich seine Mönchskutte aus und legte sie dem Verbrecher an, er nahm ihn in sein Kloster auf, wo er noch 30 Jahre lebte. v. Herbert de miraoulis lib. II. cap. 15. ap. Mabillon opp. Bernard t. II. p. 1219. In Rücksicht auf die Schätzung des Mönchslebens ist noch bemerkenswerth, daß man es den Wallfahrten nach Jerusalem und andern heiligen Oertern weit vorzog, als eine Veränderung des ganzen Menschen im Innern mit sich führend, da die Wallfahrten bloß äußerliche Handlungen seyen. Als ein gewisser Philipp nach Jerusalem wallfahren wollte, und unterwegs nach Clairvaux kam, wurde er durch Bernhard überredet, als Mönch dort zurückzubleiben, und dieser schrieb darauf an dessen Bischof: da euer Philipp nach Jerusalem reisen wollte, hat er einen kürzeren Weg gefunden, in kurzer Zeit ist er über das große Meer gefahren, hat schon durch glückliche Schiffahrt das erwünschte Ufer erreicht, er ist nicht bloß ein neugieriger Be-

schauer, sondern auch ein andächtiger Bewohner Jerusalems geworden, nicht dieses irdischen, das dienstbar ist mit seinen Kindern, sondern jenes freien Jerusalems, unserer himmlischen Mutter v. Bernard ep. 64. Aehnlich schrieb Peter der Ehrwürdige, l. II. ep. 15. (in bibl. pat. Lugd. t. XXII.) einem Laien, der zu Clugny das feierliche Gelübde geleistet, Mönch zu werden, nachher aber es für erlaubt hielt, das Gelübde zu brechen, um nach Jerusalem zu wallfahren. „Es ist etwas Größeres, Gott sein ganzes Leben hindurch in Demuth und Armuth zu dienen, als mit Stolz und Ueppigkeit nach Jerusalem zu reisen. Wenn es so etwas Gutes ist, Jerusalem zu besuchen, wo die Füße des Herrn standen, so ist's noch weit besser, nach dem Heil zu trachten, um ihn selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen," cf. Godef. Vindocinens l. III ep. 24. Doch finden wir Fälle, in denen selbst eifrige Beförderer des Mönchsthums Männer, die eine zum Besten der Menschen nothwendige Thätigkeit der Gesellschaft entzogen hätten, durch ihre Vorstellungen davon zurückhielten, in den Mönchsstand zu treten, z. B. Norbert, der Stifter des Prämonstratenserordens, hielt den Grafen Theobald von Champagne, da er in seinen Orden treten wollte, davon zurück, weil er als Beschützer der Armen und Unterdrückten so viel nütze; er selbst, der eifrige Ascet, rieth ihm zu heirathen, (s. die Lebensbeschreibung des heiligen Norbert durch einen gleichzeitigen Prämonstratenser in actis S. S. Junii t. I.

⁵) (Zu S. 4. Z. 12.) Außerordentliche Eindrücke brachten zuweilen Menschen, welche bisher dem Strudel der Welt gefolgt waren, zur Besinnung, und sie ergriffen von diesem Moment ihrer Besinnung an den entgegengesetzten Weg des Lebens, so war es mit dem viel verehrten Norbert, der als Weltgeistlicher in großem Ansehn am Hofe des Kaisers und des Erzbischofs Friedrichs von Cöln lebte, allen Vergnügungen des Hoflebens leichtsinnig sich hingebend. Als er aber

einst auf die Jagd ritt mit seinen Dienern, überfiel ihn ein heftiges Ungewitter, sein Pferd wurde vom Blitz erschlagen, er selbst fiel besinnungslos nieder und lag so eine Stunde, und als er wieder zur Besinnung kam, dem Tode sich durch die Vorsehung entrissen sah, ergriff ihn ein Schauder über seinen vorigen Lebenswandel, aus dem er so unerwartet bald vor den Richterstuhl Gottes getreten wäre, und er wurde nachher der strenge Sittenrichter seiner Zeit, der Stifter eines Ordens, durch den er die Geistlichkeit reformirte.

[4]) (Zu S. 6. Z. 19.) Bernhard schrieb späterhin einem berühmten Lehrer der spekulativen Theologie, Heinrich von Murdach (v. Boulaei hist. univers. paris. t. II. p. 162.) „Glaub meiner Erfahrung, du wirst etwas mehr finden in den Wäldern als in den Büchern, Holz und Stein werden dich lehren, was du von den Meistern nicht vernehmen kannst, ep. 106. B.

[5]) (Zu S. 7. Z. 8.) Man könnte glauben, daß der Ort durch die Umbildung in ein Kloster den Namen Claravallis erhalten habe, wie dies auch ältere Schriftsteller andeuten; aber aus der Schenkungsurkunde bei Chifflet Bernardi genus illustre assertum p. 672. erhellt, daß der Ort schon früher, vielleicht seit der Vertilgung der Räuberhöhle, den Namen führte. — Man muß den Hugo nicht verwechseln mit dem Hugo a Paganis, seinem Zeit- und Ordensgenossen, dem ersten Großmeister der Tempelherrn. Schon vor der Entstehung dieses Ordens wollte jener den ehelichen Banden entsagen und nach Jerusalem ziehen zur Bekämpfung der Ungläubigen, einem übernommenen Gelübde zufolge. Damals schrieb ihm Ivo von Chartres und warnte ihn, wohl zu prüfen, ob sein Vorsatz, wenn er auch in den Augen der Menschen lobenswerth erscheine, wohlgefällig sey in den Augen Gottes, ob er das aus seinem eigenen Willen übernommene Gelübde erfüllen könne, ohne das auf Gottes Gesetz gegründete zu verletzen, nur dann könne ihn die Einwilligung sei-

ner Frau dazu berechtigen, wenn sie aus freiem Willen und aufrichtigem Herzen herrühre, Ivo Carnot ep. 45. An diesen ist auch ep. 51. Bernard gerichtet, worin er ihm Glück wünscht, daß er aus einem Grafen ein Soldat, aus einem Reichen ein Armer geworden sey, wenn er es geworden sey aus Liebe zu Gott.

⁶) (Zu S. 7. Z. 12.) Allem, was bei einer großen Zahl von Menschen aus den verschiedensten Ständen in ganzen Zeitaltern Verehrung wirkt, muß etwas aus der Tiefe der Menschheit hervorgehendes zum Grunde liegen. Das ist hier die wahrhafte nicht extensive, sondern intensive Kraft, die Anerkennung des Uebernatürlichen, wozu sich der nicht durch Verbildung in dem Kern seines Wesens platt geschlagene Mensch hingezogen fühlt, der Gewalt des Geistes über die Natur. Durch den Schein ließen sich freilich der große Haufen und die Tonangebenden in der Welt oft täuschen, sahen leicht Heilige in denjenigen, welche Selbstbezwingung, Demuth und ascetische Frömmigkeit zur Schau legten. Jedes Zeitalter hat seinem Geiste gemäß auch seine Scheintugenden, durch welche die Menschen sich täuschen lassen. Ueberall findet sich bewährt, was Luther irgendwo sagt, die Werkheiligkeit sey das Erste gewesen und werde auch das Letzte seyn, was der Satan dem Reich Gottes entgegenstellt. Ein Beispiel von Scheintugend aus diesem Zeitalter fällt mir ein, das ich, weil es in den Kreis Bernhards gehört, anführe. Der Magister Gillebert, der sich in Frankreich durch seine philosophischen Vorlesungen großen Ruhm erworben, und daher den Namen Universalis (des Kenners aller Wissenschaften) erhalten hatte, wurde, obgleich damals noch ein junger Mann, zum Bißthum von London berufen, im Kontrast mit andern Bischöfen der großen Städte, die großen Staat und Aufwand machten, vertheilte er sein Vermögen unter die Armen und lebte zurückgezogen und einfach. Bernhard ertheilte ihm daher (ep. 24.) großes Lob, und ermahnte ihn

so zu enden wie er angefangen. Doch nach der Erzählung des Geschichtschreibers Heinrich von Huntindon in seinem Briefe de contemptu mundi war dies ein Schein, durch den er beim Antritt seiner Würde die Menschen täuschte, denn er beschuldigt ihn cap. III. p. 505 des Geizes: Moriens siquidem nihil divisit; sed infinitam thesauri copiam rex Henricus in ejus deliciis invenit. Ocreae etiam episcopi auro et argento refertae in fiscum regium allatae sunt, unde vir scientiae ab omni populo habitus est pro stultissimo. Ich muß hier auch von der kleinen merkwürdigen Schrift reden, welche dies erzählt. Heinrich, Archidiaconus der Kirche zu Lincoln, schrieb dies in einer Stimmung und Absicht, in der man nicht falsch zu reden geneigt ist, als Greis um sich und seinem Freunde Walter, dem er als Jüngling Liebesgedichte gesungen, die Eitelkeit der Welt in anschaulichen Beispielen aus seiner Zeit vor Augen zu stellen, ohne irgend eines Standes zu schonen, wie überall weltliche Größe irdisch gesinnter Menschen ein schlechtes Ende genommen habe, nec disserendo rhetorice nec tractando philosophice id unde omnis divina pagina detonat, omnia philosophica ingenia desudant; sed loquendo omnino simpliciter, ut de his quae tu et ego vidimus jam senes contemnere contemptibilia discamus, und in der That ist es in einer gemüthlichen Sprache ohne den rhetorischen Pomp des Zeitalters geschrieben. Von den Fürsten seiner Zeit sagt er: Nec mirandum est, si ad eos inspiciendos mulierum vel juvenum turba vel etiam viri levitatis prosiliant, sed etiam sapientia et discretione graves ad eos videndos saepe vivos nescio qua gratia mulcente impelluntur. Vellem tamen unum ex iis tibi colloqui et mentis suae secreta funditus revelare, longe aliter judicares, nemo in regno iis par miseriis, nemo par sceleribus, unde dicitur: regia res scelus est. Er schloß die Zusammenstellung dieser in die Augen fallenden Beispiele mit einer Klage über des Lebens nichtige Eitelkeit, das

Bessere zu suchen ihn ermahnend: „Steh auf, mein Bruder, steh auf und suche, weil du doch in diesem Leben, was du gesucht, nie gefunden hast, o du großer Gott, mit wie vielem Recht heißen wir Sterbliche, denn was ist unser Leben anders als ein beständiger Tod, laß uns also den Tod in diesem Tode wünschen, weil wir dem Tode dieses Lebens nur entfliehen können durch den Tod des Körpers, der die Gränze ist zwischen diesem Tode und dem wahren Leben." Als er diese Worte geschrieben und den Brief endigen wollte, erhielt er die Nachricht von dem Tode dessen, an den er über des Lebens Eitelkeit geschrieben hatte, und er schloß nun mit dem Wunsch: „Der, welcher der Arzt ist nach dem Tode, möge dir schenken das Gegengift seiner Liebe, das Leben der unversieglichen Befriedigung zu erlangen" — und da er seinem Freunde den Brief nicht mehr schicken konnte, machte er auf ihn eine Grabschrift: v. apud d'Achery spicileg. vet. aliquot. script. ed. nov. fol. t. III.

[7]) (Zu S. 8. Z. 19.) Der Reichthum der Klöster war den Nationen nützlich, da sie ihn besser als Andere zu verwenden wußten, bei großer Hungersnoth gaben sie oft vielen Hunderten von Armen Nahrung. Bei einer großen Hungersnoth in Burgund kam eine sehr große Menge von Armen nach Clairvaux, weil Bernhard aber nicht hoffen konnte, allen bis zur nächsten Erndte hinreichende Nahrung geben zu können, wählte er zweitausend von den Uebrigen aus, machte sie durch irgend ein ihnen angeheftetes Zeichen kenntlich (accepit sub signaculo) und verpflichtete sich, diesen gleichmäßigen Unterhalt zu ertheilen, während die Uebrigen geringere Almosen erhielten, v. Joh. Eremit vit. Bernard lib. II. N. 6. ap. Mabill t. II. Die von Norbert gestiftete Abtei Premonstre übernahm während seiner Abwesenheit in einer Hungersnoth 500 Arme zu ernähren, v. vit. Norbert. Ueberhaupt wirkte die Geistlichkeit zur Verbreitung der Wohlthätigkeit. Der vielverehrte Bischof Hugo von Grenoble verkaufte während

rend einer Hungersnoth, da seine Scheunen die Armen zu ernähren nicht hinreichten, alle seine prächtigen Kirchengefäße v. vit. ejus a Guigone descript. in actis S. S. April t. I. Bernhard lehrte seinen Freund, den Grafen Theobald, eleemosynas ea sagacitate disponere, ut semper fructificantes redivivis et renascentibus accessionibus novas semper eleemosynas parturiant l. II. auct. Ernald. cap. VIII. N. 52.

[8]) (Zu S. 9. Z. 15.) Der Anblick des Mannes, die Lebhaftigkeit und das in seinem ganzen Wesen sich ausdrückende Feuer, mit dem er sprach, machten so großen Eindruck auf die Menschen, die ihn nur sehn konnten, wenn er sprach und seine Stimme hören, daß wie vit. l. III. c. 3. N. 7. erzählt, auch die Deutschen, ohne ihn verstehn zu können, zu Thränen dadurch gerührt wurden.

Quis enim nostra aetate, sagt Bernhards Lebensbeschreiber — quantumvis robusti corporis et accuratae valetudinis tanta aliquando fecit, quanta iste fecit et facit moribundus et languidus ad honorem Dei et sanctae ecclesiae utilitatem? Quantum postea numerum hominum verbo et exemplo traxit de saeculo, non solum ad conversionem; sed ad perfectionem? Quantas ex iis per totum Christianum orbem constituit domos seu civitates refugii, ut quicunque peccaverint ad mortem et aeternae mortis rei judicati fuerint reminiscantur et convertantur ad dominum? Quae schismata ecclesiae non sedavit? Quas non confudit haereses? Quam pacem inter dissidentes ecclesias et populos non restituit? — Virtus namque Dei setzt er hinzu, vehementius in infirmitate ejus refulgens, extunc usque hodie digniorem quodam modo apud homines ei effecit reverentiam et in reverentia auctoritatem et in auctoritate obedientiam. — Bernhard ließ bei seinem Tode mehr als 160 Klöster zurück, welche von Clairvaux ausgegangen waren in Frankreich, Spanien, Holland, England, Savoyen, Irland, Deutschland,

Ungarn, Dännemark, Schweden. Dadurch kam er natürlich mit Fürsten, vornehmen Geistlichen und Laien in diesen Ländern in Berührung. v. Bernard vit. IV. auct. Gaufredo cap. II. N. 15. ibiq. Mabillon. — Jam filiae domus ipsius, sagt sein erster Biograph, der noch während seines Lebens schrieb, citra et ultra Alpes et maria deserta plurima inpleverunt et quotidie confluunt cum beatos se aestiment reges gentium et praesules ecclesiarum, civitates et regiones, quaecunque de domo illa et disciplina viri Dei meruerint contubernium aliquod adipisci.

⁹) (Zu S. 10. Z. 3. v. u.) Als Beispiel von Bernhards frommer Contemplation führe ich diese Stelle an aus seinem Brief an den Kartäuserprior Guigo, woraus man seinen religiösen Geist erkennen kann (ep. 11.). „Die Liebe ist das ewige, schöpferische und weltregierende Gesetz, durch dies ist alles geschaffen nach bestimmtem Maaß, Zahl und Gewicht, und nichts ist ohne Gesetz, da auch selbst das Gesetz aller Dinge nicht ohne Gesetz ist, wenn gleich es sein eigenes Gesetz ist, durch das es sich selbst, wenn gleich nicht geschaffen hat, doch regiert. Aber die Sklaven und Miethlinge haben ihr Gesetz nicht von dem Herrn, sondern ein Gesetz, das sie sich selbst auferlegt, indem sie das, was nicht Gott ist, mehr liebten als Gott. So haben sie ein eigenes, von dem Gesetz des Herrn verschiedenes Gesetz erhalten, das aber doch diesem unterworfen ist, denn sie vermogten nicht, der unwandelbaren Ordnung Gottes es zu entziehen. Jedes Wesen nämlich hat sich, seinen eigenen Willen dem ewigen und allgemeinen Gesetz vorziehend, auf verkehrte Weise dem Schöpfer nachzuahmen strebend, ein eigenes Gesetz gemacht; nun war es aber eine Wirkung von Gottes ewigem und gerechtem Gesetz, daß die Wesen, die durch Gott im Genusse der Seeligkeit sich nicht wollten regieren lassen, zu ihrer Strafe von sich selbst beherrscht wurden, und da sie freiwillig die angenehme und leichte Bürde der Liebe abgeworfen hatten, gegen

ihren Willen die schwere Last des eigenen Willens tragen mußten. Da wir nun einmal fleischlich sind, so muß unsre Begierde und Liebe vom Fleische zuerst ausgehn, und wenn sie ihren rechten Gang fortgeht, wird sie mit Hülfe der Gnade nach gewissen Stufen fortschreitend, zuletzt im Geist vollendet werden. Zuerst liebt also der Mensch sich selbst um seiner selbst willen, wenn er dann aber inne wird, daß er durch sich selbst nicht bestehen kann, fängt er an, Gott als ihm nothwendig zur Erhaltung seines Daseyns zu suchen und zu lieben; auf dieser zweiten Stufe liebt der Mensch zwar Gott, aber um seiner selbst, nicht um Gottes willen. Wenn er aber so zuerst mit Selbstsucht seine Gedanken zu ihm zu erheben, zu ihm zu beten, ihm zu gehorchen begonnen hat, dann wird ihm Gott nach und nach durch diesen vertrauten Umgang bekannt, er gewinnt ihn lieb, und so die Freundlichkeit des Herrn schmeckend, geht er über zu der dritten Stufe, Gott um Gottes willen zu lieben, und auf dieser Stufe bleibt er stehn, denn ich weiß nicht, ob irgend ein Mensch in diesem Leben die vierte Stufe vollkommen erreicht, daß er sich selbst nur um Gottes willen liebe. Das wird aber dann geschehn, wenn der treue Diener erhoben wird zur Freude seines Herrn, dann wird er berauscht von dem Reichthum des Hauses Gottes, auf wunderbare Weise sich selbst vergessend, ganz in Gott sich versenken und mit ihm verbunden Ein Geist mit ihm seyn."

[10]) (Zu S. 13. Z. 11.) Obgleich Bernhard diesem Grafen viel zu verdanken, und von seiner Gewogenheit immer viel zu erwarten hatte, so war er doch auch gegen ihn streng in der Behauptung seiner Grundsätze und versagte ihm jeden Dienst, der auf irgend eine Weise diesen widersprach. Der Graf Theobald bat ihn unter dem Papst Eugen, bei welchem Bernhards Fürsprache sehr viel vermogte, durch seine Verwendung seinem Sohne Wilhelm, einem Knaben, eine einträgliche geistliche Würde zu verschaffen, Bernhard schlug

ihm dies aber mit ernster Würde ab (ep. 271.): „Zwar wünsche ich unserm kleinen Wilhelm alles Gute, aber vor allen Dingen, daß er sich mit Gott gut stehe, deswegen mögte ich nicht, daß er irgend einen Besitz erlangte, dem Willen Gottes zuwider, damit er Gott nicht verliere."

[11]) (Zu S. 14.) Heilsam war auch in dieser Rücksicht für die Kirche das Erwachen wissenschaftlichen Geistes, das Ansehn, welches Literatur und Spekulation erhielten, denn dies bewirkte, daß viele Männer von wenigstens mehr ausgebildetem Geiste zu angesehenen geistlichen Aemtern befördert wurden. — Jenes Unheil mußte die frömmsten Männer am meisten empören, den heiligsten Beruf auf solche Weise zu einem Mittel schändlichen Gewinnes herabgewürdigt, von den unfähigsten Menschen zum Schaden vieler Seelen verwaltet zu sehn, daher in solchen wie in einem Geroch von Reichersperg, der Enthusiasmus für die Unabhängigkeit der Kirche entstand, man sehe das Werk Gerochs de statu ecclesiae sub Gregorio VII. nonnullisque sequentib. pontificib. ed. Gretser. Ingolstad 1611. c. 10. „Wie sollte, wer ein Bißthum für einige hundert Mark Silber erkauft hat, nicht jede der ihm unterworfenen geistlichen Stellen, um seinen Schaden wieder gut zu machen, verkaufen? und werden die auf solche Weise eingesetzten Aebte und Pröpste nicht wieder alles feil bieten bis zur Erlaubniß und zum Platz des Begräbnisses?" Die mannichfaltigen Mittel, durch welche sich Adliche und Reiche in geistliche Stellen einzudrängen wußten, die schlauen, niedrigen Mittel, welche selbst Geistliche anwandten, um die Gesetze gegen die Simonie zu umgehn, schildert Johann von Salisbury in Policratico l. VII. c. 17. et seqq. Ein artiges Beispiel von einem gerechten solchen Menschen gespielten Betruge führt er an (cap. 19.): Mehrere Geistliche wurden eins mit dem Kanzler Robert über eine bestimmte Summe, die ein jeder derselben für ein erledigtes Bißthum zu bezahlen versprochen hatte. Nachdem

der schändliche Kontrakt mit einem jeden in's besondere nach allen Rechtsformen geschlossen war, sollte nur noch zum Schein die Wahl nach den üblichen canonischen Formen gehalten werden und jeder der Käufer glaubte sich schon sicher im Besitze der Stelle. Als aber das Wahlkollegium versammelt war, machte der Kanzler den mit jedem Einzelnen geschlossenen Kontrakt öffentlich bekannt mit der Erklärung, er werde nach dem Urtheile der Bischöfe verfahren, so wurden alle jene Mitbewerber als der Simonie überführt, des Amtes für unwürdig erklärt und ein armer Mönch wurde auf die gesetzmäßige Weise zum Bischof gewählt. — So heftig auch die Päpste seit Gregor VII. den Einfluß der Fürsten auf die Besetzung der geistlichen Stellen bekämpften, so ließ sich doch die Gewalt despotischer Fürsten, denen ihre Höflinge vorsagten, ihre Majestät sey keinem Gesetze unterworfen, ihr Wille als Gesetz verpflichtend, dadurch nicht beschränken. S. Joh. Salisb. l. VII. cap. 20., wo er die despotischen Grundsätze der Fürsten im Gegensatz gegen die Kirche darstellt. Man sagte ihnen, die Gesetze des Staats seyen allen andern vorzuziehen; „aber — setzt er hinzu — diese beschränken nur den Willen der Schwachen, sie weichen hingegen den Mächtigen" (um desto heilsamer mußte eine Macht erscheinen, welche Aufrechthaltung des Rechts gegen Willkühr, Demüthigung der Mächtigen, die kein höheres Gesetz anerkennen wollten, Schutz für die Unterdrückten und Schwachen hoffen ließ). Man führte ihnen die Beispiele der Fürsten an, welche ihre Günstlinge in geistliche Stellen eingesetzt, die Metropoliten, die Unwürdigen zu weihen gezwungen, der römischen Kirche getrotzt hätten. „Die, welche die Beredtesten und Reichsten waren in diesen Erzählungen, wurden als die treusten Unterthanen gelobt. Wer hingegen die Wahrheit des Glaubens, die Reinheit der Sitten und das göttliche Gesetz vertheidigt, wird ein Abergläubischer oder ein Feind der Fürsten genannt."

12) (Zu S. 15.) Gerochs heftige Ausfälle auf die sogenannten irregulären Geistlichen, (welche er, weil sie das weltliche Leben der Laien mit dem geistlichen Charakter verbänden, hippocentauros, nennt) S. 105 et seqq. lib. de corrupto ecclesiae statu ap Baluz. Miscellan. t. V. auf die herumziehenden und feilen Geistlichen und diejenigen, welche sie mietheten (clericos conductitios et conductores) S. 208. Es war dem heillosen Uebel nicht abzuhelfen, so lange das Volk glaubte, solche Menschen könnten gleich allen Andern die magischen Wirkungen des Priesterthums hervorbringen, Brodt und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandeln, die Opfer für die Vergebung der Sünden darbringen. So wenig Verehrung ihnen auch ihr Leben verschaffen konnte, so betrachtete sie doch das Volk als Organe dieser magischen Kräfte mit ehrfurchtsvoller Scheu, und dies war das Verderblichste für die allgemeine Religiosität und Sittlichkeit, daß solche Menschen als Mittler und Werkzeuge der Gottheit betrachtet wurden, dadurch mußte man in dem Wahne immer mehr bestärkt werden, daß die Versöhnung mit Gott außerhalb des Menschen zu suchen sey, mit der inneren Gesinnung in keiner Verbindung stehe. Daher wünschten die frommen Männer, welche in ihrem Innersten empört wurden durch diese Mißbräuche, dem Volke diesen Wahn zu nehmen, aber indem sie dies versuchten, konnten sie leicht in Streit gerathen mit dem katholischen Dogma von der objektiven Wirksamkeit der Sakramente, die von der Beschaffenheit der sie verwaltenden Menschen nicht abhänge. Daher dauerte der Streit darüber von den ersten Versuchen, die Simonie in der Kirche zu unterdrücken, nach der durch Kaiser Heinrich III. bewirkten Reformation der römischen Kirche bis zu dieser Periode fort. Geroch, der die Simonie für die abscheulichste Kätzerei erklärte und dagegen seine ep. de simonia ad Bernard. Clarav schrieb, (ap. Martene et Durand thes. nov. anecdot. t. V. p. 1459), suchte sich aus dem Streit

herauszuziehen durch die Distinction zwischen der passiven und aktiven Wirkung der Sakramente, jene beziehe sich bloß auf die äußeren Dinge, als Träger und Organe der wunderbaren Wirkung, die letztere auf die Menschen selbst, und diejenigen, bei welchen diese heilsame Wirkung erreicht werden solle, müßten also in der Einheit und Liebe der wahren Kirche seyn, daher könnten von solchen, welche durch die Simonie von selbst in die Excommunikation verfallen und bei denen, welche, obgleich sie ihnen als solche bekannt wären, ihren Umgang nicht mieden, diese Wirkungen nicht hervorgebracht werden.

[15]) (Zu S. 16. Z. 8) Geroch wünschte, daß Alle die von den gedungenen Priestern verwalteten Sakramente für unwirksam erklärten, damit es ihnen unmöglich werde, wie die Magier zur Zeit Pharaos durch vorgebliche Wunder sich Ansehn zu verschaffen und die Menschen zu täuschen und allgemeiner Abscheu sie treffe. „Vos — schrieb er an Bernhard in der Dedikation jener angeführten Schrift — inter diversas et adversas mundi partes ita vos medios soletis exhibere, ut neque affirmantes neque infirmantes praenotatum sensum adjuvetis, ob hoc forsan, quia vos cum Helia declinando insidias Jezabelis in spelunca silentii super hac quaestione vultis latere, captata vobis ac vestris quadam securitate, quam non possetis habere, si quemadmodum de peccato ac justitia mundum arguitis, ita quoque de judicio eum velletis arguere, astruendo scilicet quod princeps hujus mundi non solum in se ipso, sed etiam in quibusdam membris suis jam judicatus est. Quod cum ita vel sit vel vobis esse videatur, gaudemus quidem de vestra securitate, gaudemus vobis omnes homines esse amicos, etiam ipsos christianae religionis inimicos, dummodo vos constat, eorum pravitatibus inimicari, quantumlibet vos sentiatis ab eis amari. Sed multum per omnem modum nos illi exhilarant, qui cum Helia non solum latitare; sed et cum eodem solent

in hoc se manifestare, ut sacrificia falsorum prophetarum annihilent et eosdem spiritus gladio jugulent."

Dieser wegen seines unerschrockenen und uneigennützigen Eifers für seine Grundsätze höchst achtungswerthe Mann zog sich zuerst als Vorsteher der Schule zu Augsburg die Feindschaft seines Bischofs und fast des ganzen Staats zu durch die Heftigkeit, mit der er nach seiner redlichen Ueberzeugung gegen den Kaiser Heinrich V. als einen Feind der Kirche sprach, er war es, der nachher die Versöhnung seines Bischofs mit dem Papst Calixt II. bewirkte. Unzufrieden mit dem weltlichen Lebenswandel der Geistlichen des Stifts gab er seine einträgliche Präbende auf und vertauschte sie mit einer dürftigen Stelle im Kloster zu Reitenbach in Bayern, der Bischof Chuno setzte ihn späterhin als Presbyter einer Pfarrkirche zu Cham vor; aber der Eifer, mit dem er die Parthei des von dem Papst excommunicirten Kaisers Konrad bekämpfte, zog ihm neue Verfolgungen zu, die ihn zuletzt nöthigten, seine Pfarre zu verlassen. Der Papst Innocenz II., den sein Eifer für die Hierarchie auf ihn aufmerksam machte, berief ihn nach Rom, vielleicht um seine Dienste während der kirchlichen Spaltung zu benutzen. Er empfahl ihn nachher der Fürsorge des Erzbischofs Konrad von Salzburg, der von gleicher Gesinnung mit ihm keine gedungene und ausschweifende Geistliche in seiner zehn Tagereisen umfassenden Diöcese duldete, dieser machte ihn zum Propst des Klosters Reichersberg. v. Chronic. Reichersp. collect et evulgat per Christoph Gewold. Monach 1611. ad a. 1169, in welchem er, 76 Jahr alt, starb.

14) (Zu S. 16.) Auch an der Reformation der reichen Pariser Abtei St. Denis nahm Bernhard Antheil, (von dem ausgelassenen Leben des Abts und der Mönche dieses Klosters spricht Abaelard. hist. calamitat. claustrum ipsum monasterii, sagt Bernhard, frequenter stipari militibus, urgeri negotiis, jurgiis personare), denn der Abt Suger, nachher

als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmt, wurde vielleicht auch durch Bernhards Ermahnung zuerst seinen Mönchen das Beispiel einer veränderten Lebensweise zu geben bewogen, wenigstens wünschte ihm Bernhard gleich Glück zu dieser Veränderung (ep. 78.). Er benutzte den Einfluß Sugers, um die Abschaffung eines, den geistlichen Stand entehrenden, und der Religiosität höchst nachtheiligen Unfugs durch ihn zu bewirken. Stephan von Garlanda, ein nichtswürdiger Mensch, der eine Präbende sich zu verschaffen gewußt, hatte schon durch die Gunst des Königs Philipps und seiner elenden Bertrade das Bißthum Beauvais für sich zu gewinnen gesucht; der redliche Bischof Ivo von Chartres verhinderte dies durch seine freimüthigen Vorstellungen bei den Kardinälen und dem Papste (v. ejusd. ep. 87 et 89.), denn er war schon im Begriff, nach Rom zu reisen, um durch Betrug und Bestechung seinen Zweck zu erreichen. (Es waren solche Unordnungen damals so häufig, daß Ivo schreiben konnte: jamdudum illa ecclesia tales consuevit habere pontifices, quibus ipsa damnaretur, non a quibus ad viam vitae dirigeretur). Nachher unter dem König Ludwig VI. stieg er zu den höchsten Würden am Hof und erhielt dadurch so großen Einfluß auf den König, daß sein Wille überall durchging. Obgleich dapifer des Königs (eben so viel als senescallus, der immer um den König war und auch im Kriege unter ihm die Anführung hatte. v. Du fresne ad voc. dapif. et senesc.), besaß er mehrere geistliche Stellen, welche nach den Kirchengesetzen nicht in einer Person vereinigt seyn durften (v. Chron. Mauriniac. ap. Du Chesne t. IV. pag. 367 et 375.) Bernhard stellte dem Abt Suger vor, wie höchst unanständig dies sey. (ep. 78. §. 11.) „Sagt mir doch, was für ein Unfug ist das, daß er, indem er als Geistlicher und Ritter zugleich erscheinen will, keines von beiden ist? Von beiden Seiten ist das Unanständige ziemlich gleich, daß er als Diakonus bei der königlichen Tafel aufwartet, oder daß er

als Hofmarschall dem Altar dient. Welcher Monarch hat je einen unkriegerischen Geistlichen an die Spitze seines Heers gestellt und nicht vielmehr einen der tapfersten Ritter?"

[15]) (Zu S. 18. geg. u.) Für diejenigen, welchen daran liegt, die Pracht des Zeitalters kennen zu lernen, setze ich Bernhards Worte hierher: „Horreant et mecum rubricatas pelliculas, quas gulas vocant, manibus circumdare sacratis, respuant et appendere pectori, pudeat et collo circumtexere. — Jumenta gradiunt onusta gemmis, annuli, catenulae, tintinnabula et clavatae (mit goldenen oder purpurnen Streifen besetzte) corrigiae multaque alia tam speciosa coloribus quam ponderibus pretiosa mulorum dependent cervicibus.

[16]) (Zu S. 20. Z. 6.) Diese erheuchelte Demuth war ein gebräuchlicher Kunstgriff, wodurch sich Mönche, die schon ihrer erkauften geistlichen Stellen sicher waren, in ein Ansehn von Heiligkeit bei dem Volke zu setzen suchten. Man findet solche Deklamationen bei Joh. Salisb. policrat. l. VII. c. 8. Eine bittere Rüge der täuschenden Heuchelei der Mönche, die, sobald sie Bischöfe geworden waren, die angenommene Demuth mit desto größerem Glanze vertauschten bei Abaelard sermo de Joanne baptista p. 964.

[17]) (Zu. S. 23. Z. 7. v. u.) Außer der Verwandlung eines entarteten Nonnenklosters in ein Mönchskloster war damals die vornehmste Veranlassung des Tadels gegen Bernhard diese: „Ein engl. Archidiakonus Heinrich hatte von der Kaiserinn Mathilde, einer engl. Prinzessin, das Bißthum Verdun erhalten, obgleich durch seine Gemüthsart und Bildung keineswegs fähig, ein geistliches Amt zu verwalten, da die Besseren unzufrieden mit ihm waren, entstand ein heftiger Kampf in der Stadt, in welchem sich Heinrich durch Gewalt zu behaupten suchte, er wurde zu Rom angeklagt, da er aber einige Kardinäle zu gewinnen wußte, freigesprochen. Zum zweiten Male wurde er vor dem Papst Honorius II. angeklagt wegen seines ungeistlichen Lebens, und dieser übertrug

die Entscheidung der Sache einem Manne von strengeren Sitten, dem Kardinal Mattheus von Alba, dieser citirte ihn vor eine Synode zu Chalons sur Saone; aber bewogen durch Bernhards (cujus consiliis — sagte der gleichzeitige Geschichtschreiber regna et ecclesiae Galliarum hodieque reguntur) Rath und Ermahnung kam er der richterlichen Entscheidung zuvor, und entsagte freiwillig der bischöflichen Würde v. hist. eccles. Virdunens. ap. d'Achery spicileg. ed. laudat pag. 250. t. II.

[18]) (Zu S. 26 die letzten Z.) — Ego enim — sagt Bernhard an einem andern Orte von sich, quaedam chimaera mei seculi nec clericum me gero nec laicum.

[19]) (Zu S. 27. Z. 4.) v. Mansi act. Concil t. XXI. pag. 358. ibiq. Wilh. Tyr. Nach den Worten des Koncipienten der Tempelherrnregel, der sich Joh. Michäelensis nennt, wurde diese auf dem Koncil entworfen, und dem Bernhard war es übertragen, dieselbe aufzusetzen, was er aber dem genannten Koncipienten auftrug. Uebrigens enthält die Regel in der Form, in welcher sie auf uns gekommen, vieles, was von späterem Ursprung seyn muß, indem dadurch schon eine größere Ausbreitung des Ordens vorausgesetzt wird, z. B. Punkt 3 und 21 f. Mabillon admonit ad B. admonit ad Mil. temp. N. 4. Die Hauptsache in der Verfassung und Tracht des Ordens mag nach Bernhards Rath entworfen seyn, dies ist es auch, was er in seiner exhort. milit. temp. hervorhebt.

[20]) (Zu S. 27. Z. 18.) Das war überhaupt die Ansicht des Zeitalters von den Tempelherren, ähnliche Lobeserhebungen finden sich bei andern Schriftstellern wie bei Peter v. Clugny l. VI. ep. 26. an den Großmeister Eberhard. In der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts setzten sie sich schon, indem sie sich den Besitz von Kirchen und Kanonikaten zueigneten, dem Tadel der einsichtsvolleren Männer aus. Joh. v. Salisb. policrat. l. VII. cap. 21 äußerte sein Erstaunen darüber,

daß der Papst Hadrian, der viele andere Mißbräuche abgeschafft, diese geduldet habe. „Milites templi quomodo sanguinem Christi fidelibus ministrare possunt, quorum fere professio est, humanum sanguinem fundere. Non equidem quod eos viros sanguinis dicam, qui paene soli inter homines legitima gerunt bella; ut enim in canonibus cautum est, laicis quamvis religiosis nulla de rebus ecclesiasticis legitur attributa facultas, esset utique verae religionis indicium, si ab illius rei dispositione temperarent, quam sibi domino prohibente tractare non licet."

21) (Zu S. 31. Z. 4.) v. Pet. Cluniac. de miraculis l. II. cap. 12. cf. Gaufrid. Vosiens. ap. Pagi Critic. ad a. 1125. Zwischen beiden Erzählungen ist ein unbedeutender Unterschied, der uns hier nicht interessiren kann. S. über Peters Abkunft und Erziehung seine leider nur sehr dürftige Lebensbeschreibung von seinem Schüler Rudolf in Martene et Durand collectio ampliss. t. I. und Peter l. II. ep. 17. In dem väterlichen Hause wurde ihm früh die Neigung zum Mönchsleben mitgetheilt, alle Arten von Mönche fanden bei seiner Mutter immer die beste Aufnahme und sie ließ sich daher durch den Abt Hugo leicht bewegen, ihren Sohn in's Kloster zu schicken. In diesem Briefe, in welchem Peter seinen Brüdern seinen Schmerz über den Tod ihrer gemeinschaftlichen Mutter mittheilt, drückt sich schön seine kindliche Liebe und sein zartes, frommes Gemüth ab. Er rechtfertigt zuerst die christliche Trauer über theure Verstorbene. „Wenn der Apostel sagt: Betrübt euch nicht gleich den Uebrigen, die keine Hoffnung haben; so sprach er von den Ungläubigen, welche wähnten, daß die Seele mit dem Körper untergehe, daß nach dem Tode keine Belohnung der Guten sey, welche die Theuersten beweinten, an dem Wiedersehn verzweifelnd; allerdings muß aus dem Herzen der Gläubigen diese ungläubige Trauer verscheucht werden, aber nicht daher rühren unsre Thränen, sondern aus dem der menschlichen Natur

eingepflanzten Mitgefühle. Unser Schmerz ist nicht ein solcher, den des Glaubens Mangel erzeugt, sondern das durch kein Gesetz verbotene Gefühl gegenseitiger verwandschaftlicher Liebe. Mit diesen Thränen haben die Frommen des alten Bundes ihre nächsten Verstorbenen beweint, mit diesem Schmerz die großen Patriarchen die Leichen ihrer Theuren betrauert. — Doch was führe ich nur Einzelnes an, denn aller alten Völker Sitte war es, aus der der menschlichen Natur eingepflanzten Liebe herrührend, die verstorbenen Verwandten zu betrauern und durch öffentliche Trauer ihr Leichenbegängniß zu feiern. Darin offenbaret sich ein gewisser ehrwürdiger Einklang der menschlichen Gesellschaft, liebevollen Seelen ein Trost der Verlassenheit und ein großer Antrieb, das Ewige zu suchen bei dem Mangel des Gegenwärtigen, denn die Verstorbenen betrauernd, betrauern sie zugleich ihre eigene Sterblichkeit und richten dahin ihr Gebet, daß sie durch Christi Gnade von dieser elenden Sterblichkeit mögen befreit und zur seligen Unsterblichkeit erhoben werden. Wenn wir auf das Evangelium unsern Blick richten, so wird sich uns zeigen, daß nicht umsonst der heiligen Jungfrau als Mutter gesagt wird: „Durch deine Seele wird ein Schwerdt dringen," denn das Schwerdt würde nicht durch ihre Seele gedrungen seyn, wenn sie nicht vermöge eines von der Menschheit unzertrennlichen Gefühls über den Tod Gottes, als ihres Sohnes, unaussprechlichen Schmerz empfunden hätte, obgleich sie es nicht bezweifelte, daß ihres Sohnes Tod das Leben der Welt sey;" darauf macht Peter seinen Brüdern ein Bild von dem Leben seiner Mutter, aus dem wir einige das im Allgemeinen gesagte anschaulich machende Züge hervorheben: Sie wünschte längst in die gottgeweihte Ruhe des Klosters von dem Weltgeräusche sich zurückzuziehen, aber das eheliche Band, das sie um keiner Ursache willen aufzulösen für erlaubt hielt, verhinderte sie; endlich verabredete sie sich mit ihrem Manne, sie wollten in

einer bestimmten Zeit zugleich in das Mönchsleben treten, würde einer früher sterben, so sollte der überlebende Theil das gemeinschaftliche Gelübde erfüllen; der Mann starb früher, während alle trauerten, blieb die Mutter ruhig, um für das Heil des Sterbenden zu sorgen, sie ermahnte ihn, sein Gewissen zu prüfen, seine Sünden zu bekennen, sein Vermögen den Armen und Klöstern zu hinterlassen, ließ ihm das Abendmahl reichen. Nachdem er gestorben war, ließ sie seinen Leichnam in eine Mönchskutte hüllen und ihn wie einen Mönch von und unter Mönchen in einem Kloster begraben; bis Ostern brachte sie dann alle ihre Angelegenheiten in Ordnung, nahm Nachts, zum letzten Mal ihres Mannes Grab besuchend, Abschied von ihm. Dann ging sie mit einem Gefolge von Vornehmen, die von ihrer Absicht nichts wußten, in's Kloster Marcigny, wo sie zu bleiben entschlossen war und sprach so zu ihren Begleitern: „Von unserer Kindheit an, meine Theuersten, hat uns mit einander verbunden das sterbliche Leben bis fast zum Greisealter geführt, wir haben alles durchlaufen, alles mit unsern Augen gesehn; was das Leben nur Angenehmes versprechen konnte, haben wir alles geschmeckt, der Reichthümer Fülle, zahlreiche Familie, eine Menge von Vergnügungen, des hohen Adels Zierde: des Lebens Eitelkeiten lassen uns auf Erden nichts mehr zu suchen übrig; seht nun selbst zu, ob uns das genug seyn kann, wir haben lange gelebt und doch ist es, als hätten wir nicht einmal einen Augenblick gelebt; alles dies kann uns also nicht sättigen, je gieriger wir alles dies genießen, desto nüchterner und leerer läßt es uns bei aller Sättigung. Daher müssen wir ein anderes Mittel suchen, das im Stande ist, den Hunger zu stillen, den Durst zu löschen, der Armuth abzuhelfen, dazu treibt uns der Welt treulose Freundschaft, welche nur diejenigen, die sie auf sich hoffen sieht, betrügt. — Um von dem Nächsten das Beispiel zu nehmen, womit habt ihr meinem so sehr um euch verdienten Gemahl, ihr seine besten

Freunde, so viel Gutes vergolten? Zu wem habt ihr für seine ewige Ruhe gebetet? Welchen Heiligen habt ihr besucht? Welchen Mönch habt ihr gebeten? und da sie sagen mußten, sie hätten von allem dem nichts gethan, sprach sie weiter: Ihr seyd meine Lehrer geworden, es wäre thöricht, noch auf Menschen zu hoffen, da man nicht einmal bei seinen besten Freunden seine Hoffnung erfüllt findet."

[22]) (Zu S. 35. Z 11.) Die in dem kleinen Spielraum nur desto auffallender sich äußernde kleinliche Eitelkeit der Menschen, welche von der Welt sich zurückziehend darum die Welt in ihrem Innern nicht verleugnet hatten, schildert Bernhard: „Tu cucullam empturus lustras urbes, fora circuis, percurris nundinas, domos scrutaris negotiatorum, cunctam evertis singulorum suppellectilem, ingentes explicas cumulos pannorum, attrectas digitis, admoves oculis, solis apponis radio, quicquid grossum, quicquid pallidum occurrit, respuis, si quid autem sui puritate ac nitore placuerit, illud mox quantolibet pretio satagis tibi retinere."

[23]) (Zu S. 36.) Für diejenigen, welche Pracht, Industrie und Kunst des Zeitalters interessiren, setze ich Bernhards Worte hierher: „Ponuntur in ecclesia gemmatae non coronae; sed rotae circumseptae lampadibus, sed non minus fulgentes insertis lapidibus, cernimus et pro candelabris arbores quasdam erectas multo aeris pondere, miro artificis opere fabricatas, nec magis coruscantes superpositis lucernis quam suis gemmis." Besonders tadelt er, daß auch die Fußböden mit prächtigen Heiligen und Engelsbildern bemalt waren, daß die Klosterwände nicht bloß mit Heiligengemälden besetzt waren, sondern mit den mannigfaltigsten profanen Bildern, wilder Thiere, kämpfender Ritter, Jäger mit Hörnern, mannichfaltigen Zusammensetzungen von Ungeheuern. „Es ist hier eine so große und wunderbare Mannichfaltigkeit verschiedener Bilder, daß man mehr Lust hat, auf dem Marmor als in den heiligen Schriften zu lesen, lieber den

ganzen Tag damit zuzubringen, alles Einzelne zu bewundern, als im Gesetz Gottes nachzudenken. Mit dem, was den Armen gehört, wird den Augen der Reichen gedient. In den Kirchen mögen wir es dulden, weil es zwar den Eitelen und Habsüchtigen, nicht aber den Einfachandächtigen schädlich ist." Auch andere einsichtsvollere Männer klagten, daß man durch die Fülle der Kunst bei dem Kultus die erhabene und innige Einfalt störe, die Sinne zu sehr beschäftige und die Andacht zerstreue. So sagt der frei über sein Zeitalter urtheilende Joh. Salisb. Policrat. l. I. c. 6. von dem Kloster- und Kirchengesang: „Es schändet auch den Gottesdienst selbst, daß man vor den Augen des Herrn im Inwendigen des Heiligthums durch die Ueppigkeit muthwilliger Stimmen, die sich zu zeigen suchen, durch eine weibische Melodie die staunende Seele zu erweichen sucht. Wenn man die überaus reichen Modulationen aller verschiedenen Theile des Chors hört, sollte man es nicht für einen Menschen-, sondern Sirenengesang halten und die Leichtigkeit der Stimmen bewundern. „Ea siquidem est ascendendi et descendendi facilitas, ea sectio vel geminatio notularum, ea replicatio articulorum singulorumque consilidatio, sic acuta vel acutissima gravioribus et subgravibus temperantur, ut auribus sui judicii fere subtrahatur auctoritas et animus, quem tantae suavitatis demulsit gratia, auditorum merita examinare non sufficia." Wenn hier aber — fährt er fort — das gehörige Maaß beobachtet wird, so befreit es die Seele von Sorgen, verscheucht die Bekümmernisse des Zeitlichen und erhebt die menschlichen Gemüther durch eine gewisse Mittheilung hoher Freude und Ruhe, freundlicher Entzückung in Gott zur Gemeinschaft der Engel. Aber woher soll man das Maaß nehmen? Meine Zunge wird entzückt — sagt der Psalm — wenn ich dir singe. Wenn also aus der Fülle des Herzens der Mund das Lob des Herrn singt, wenn du mit Geist und Seele singst und mit Weisheit, so hältst du das rechte Maaß

auch ohne Kenntniß der Artikulationen der Kunst und besänftigst die Ohren des Höchsten nicht sowohl durch deine Stimme als des Geistes Entzückung." — Daß übrigens Bernhards Vorwürfe gegen die Ueppigkeit der Cluniacenser nicht übertrieben waren, sieht man aus den Vorwürfen, die ihnen selbst ihr Abt Peter zu machen für nothwendig hielt, l. IV. ep. 25.

[24]) (Zu S. 36. Z. 3. v. unten.) Bernhard und Peter von Clugny waren mit einander in Streit gewesen über den Besitz eines Zehnten für einen von beiden Orden, über die Wahl eines Cisterciensers oder Cluniacensers zum Bischof von Langres l. I. Pet. Cluniac. ep. 29. 36. 33. Bernard. ep. 168. 169. 170. 171. Quantum ad eam caritatem spectat — schrieb Peter an Bernhard — als sie nach den vorübergehenden Mißverhältnissen von neuem Freundschaft einander gelobten — quam vobis in abdito cordis mei jam ab antiquo reservo, videtur quod aquae multae, ut scriptum est, non poterunt eam exstinguere nec flumina obruere. Quando enim exstingui vel obrui poterit ignitus mei pectoris affectus quibuslibet sinistri rumoris rivulis, cum nec aquae multae decimarum potuerint eam exstinguere nec impetus Lingonensis fluminis obruere? Auch Bernhard empfahl nachher den Abt Peter mit vieler Liebe dem Papst Eugen ep. 277.

[25]) (Zu S. 40. Z. 7.) Wenn gleich bei den Cluniacensern, die größtentheils unter der Leitung einsichtsvoller und frommer Männer gestanden hatten, war dies nicht bei allen Mönchen der Fall. Abaelard sermo de Joanne Baptista pag. 952 redet mit Unwillen gegen die Menge der Mönche, welche auf alle Weise ihre Besitzungen zu vermehren suchten und ihre Unterthanen noch weit mehr als die weltlichen Herrn drückten. — In Rücksicht auf den Vorwurf, daß die Cluniacenser nicht der strengen Regel gemäß durch Händearbeit sich ernährten, antwortet Peter, es sey hier die Absicht der Regel nur, daß die Mönche nicht müßig seyn, wenn diese Absicht auch durch andere gute Werke erreicht werden könne, so bedürfe es kei-

ner Händearbeit und die geistigen Uebungen seyen den leiblichen vorzuziehen. „Si sane corporalia opera spiritualibus exercitiis praeferrentur, nequaquam Maria ad pedes Domini sedere et verba ejus indesinenter audire a caeteris operibus otiosa elegisset neque Dominus eam optimum partem elegisse dixisset." Auch in dialog. inter Cluniac. et Cisterciens. t. V. anecd. Martene et Durand. pag. 1574. wird das Verhältniß der beiden Orden zu einander so bestimmt, daß der Zweck der Cistercienser mehr aktiv, der Cluniacenser mehr contemplativ sey. Lesen und Gebet war bei den letztern abwechselnd, man tadelte an ihnen das Studium der alten haydnischen Dichter, literarische Arbeiten wurden in ihren Klöstern sehr begünstigt, so daß die Abschreiber alter Bücher von dem Besuchen der üblichen kanonischen Stunden dispensirt waren. v. pag. 1629. ap. d'Achery.

26) (Zu S. 41. 1ste Z.) Oft sprach er gegen diesen Mönchspharisäismus l. IV. ep. 12., empfahl er die Karthäuser als nicht unter diejenigen gehörend, qui liquant culicem et camelum glutiunt h. e. qui irritum faciunt mandatum dei propter traditiones hominum et decimant mentam et dimittunt quae sunt graviora legis, judicium et misericordiam et fidem, non enim praecipue in cibis et potibus, in vestibus, in laboribus vel similibus regnum Dei consistere putant.

II.

Von dem Schisma nach dem Tode des Papstes Honorius II. bis auf Eugenius III. 1130 — 1145.

A. Bernhards Wirksamkeit zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens, einige kleinere Züge seiner Wirksamkeit unter dem Papst Innocenz II.

Es war natürlich, daß in einer Stadt wie Rom, wo Partheigeist, Ehrgeiz und Intrigue seit langer Zeit herrschten, Habsucht, Armuth und Ueppigkeit neben einander bestanden, ein unruhiges Volk und herrschsüchtige Geschlechter von entgegengesetztem Interesse, daß hier die Wahl eines Papstes die heftigsten Unruhen und Spaltungen oft erregte. Schon bei der Wahl des letzten Papstes Honorius II. war eine Spaltung entstanden, welche wahrscheinlich bedeutendere Folgen hervorgebracht hätte, wenn nicht des Honorius Mitwerber, der Kardinal Buccapecu, der schon auf gesetzmäßige Weise zum Papst gewählt war, das Beispiel einer zu Rom seltenen Selbstverleugnung

gegeben, freiwillig, um die Ruhe wieder herzustellen, auf die höchste der menschlichen Würden Verzicht gethan hätte. Der Kardinalbischof Lambert von Ostia, der darauf unter dem Namen Honorius II. die päpstliche Würde erlangte, war gar nicht auf canonische Weise gewählt, sondern mit tumultarischem Ungestüme durch die mächtigste Familie der römischen Großen, die Frangipani, die seit langer Zeit einen großen Einfluß auf die Papstwahlen behauptete, erhoben worden. Es war zu erwarten, daß nach dem Tode dieses Papstes der Kampf der Partheien von neuem ausbrechen werde. Zwar hatten sich noch vor dem Tode des Honorius die Kardinäle mit einander verabredet, um alle Unruhen zu verhüten, die canonischen Vorschriften der Papstwahl genau zu beobachten, deswegen dem Gebrauch gemäß in der Kirche des heiligen Marcus sich zu versammeln und zu einer einstimmigen Wahl sich zu vereinigen. Aber der Kampf zweier Partheien, durch welche sie getrennt waren, verhinderte den Erfolg dieser Uebereinkunft, obgleich man sie mit den feierlichsten Verpflichtungen eingegangen war. Eine Parthei der Kardinäle nämlich wünschte den Enkel eines reichen jüdischen Wucherers, der zur christlichen Kirche übergetreten war und von seinem Pathen, dem Papste Leo IX. den Namen Leo angenommen hatte, den Kardinal Petrus Leonis, der schon lange Zeit nach der päpstlichen Würde gestrebt hatte, durch die Dienste, die sein Vater der römischen Kirche geleistet, durch seine eigene Thätigkeit, seine ausgebreitete Familie und seine literarische Bildung großes Ansehn erlangt, zum Papst

zu wählen — und dies konnte dieser Parthei desto leichter gelingen, da Petrus Leonis durch seine großen Reichthümer und seine zahlreiche Familie sich unter den römischen Großen und unter dem Volk eine große Parthei gemacht hatte. Aber die angesehene Familie der Frangipani und diejenigen Kardinäle, welche dem verstorbenen Papste am nächsten gestanden hatten, wie vornehmlich der Kardinalkanzler Haimerich, durch dessen Hände die wichtigsten Angelegenheiten der christlichen Kirchen und Reiche gegangen waren, haßten keinen mehr als den Petrus Leonis, und wollten ihm einen durch literarische Bildung ausgezeichneten und wegen seines Lebenswandels geachteten Mann, den Kardinal Gregorius entgegenstellen. Kam es zu einer canonischen Wahl nach der getroffenen Verabredung, so konnten sie leicht durch die große und mächtige Parthei des Petrus Leonis überschrieen werden. Sie waren wohl absichtlich, um ihre Gegner desto sicherer zu täuschen, den Vertrag eingegangen und beschlossen ihnen zuvorzukommen. In der Nacht, gleich nach dem absichtlich geheim gehaltenen Tode des Honorius, versammelten sie sich an einem verborgenen Orte und wählten den Gregorius zum Papst, der sich Innocenz II. nannte; sie verbreiteten das Gerücht, der noch lebende Papst Honorius habe ihn selbst empfohlen. Natürlich wurde die entgegesetzte Parthei, sobald sie dies erfuhr, desto mehr erbittert durch diese ohne ihr Wissen der Verabredung zuwider vorgenommene Wahl, diese als durchaus ungültig betrachtend, versammelten sie sich in der Kirche des heiligen Markus und wählten zum

Papst den Kardinal Petrus Leonis, der sich Anaclet II. nannte. Es gehörte zur Scheinform der Zeit, daß beide Päpste, obgleich sie nichts angelegentlicher suchten und alle ihre Kräfte aufboten, um sich im Besitz des Papstthums zu behaupten, doch gezwungen seyn mußten, eine so große Last als die Regierung der ganzen Kirche zu übernehmen. Innocenz sträubte [4]) sich mit Thränen, warf zwei Mal das päpstliche Gewand, das man ihm mit Gewalt umgelegt hatte, von sich ab und schilderte der Versammlung seine gänzliche Unwürdigkeit, nur durch die angedrohte Excommunikation, durch die Vorstellung, daß seine Wahl das einzige Mittel sey, die Kirche von der Abhängigkeit und Zerrüttung, in welche sie durch den Sieg des Petrus Leonis versinken würde, zu schützen, konnte man ihn bewegen, die päpstliche Würde endlich anzunehmen. Auch Anaclet klagte in seinem Briefe an die Fürsten, daß er in die Fluthen des tobenden Meers hineingeworfen und gezwungen worden, die große Last, der seine Kräfte am wenigsten gewachsen seyn, anzunehmen, da er dem göttlichen Willen gehorchen müsse. Heftige und zerrüttende Unruhen zu Rom waren die nächste Folge dieser Spaltung, Innocenz hatte zuerst in dem festen Schlosse der Frangipani Schutz gesucht gegen die zahlreiche und mächtige Parthei seiner Gegner, auch hier glaubte er sich bald nicht mehr sicher, er konnte am freiesten zu wirken, am leichtesten über seine Feinde zu siegen hoffen, wenn er sie für's Erste sich selbst überließ und sich in das Land zurückzog, wo die angesehensten mit seiner Parthei verbundenen Bischöfe, die Häupter der weit verbreiteten,

angesehensten Orden lebten, nach Frankreich, wo schon oft die Päpste, durch Unruhen von ihrem Sitze verdrängt, eine Zuflucht gefunden hatten. Dahin reisete Innocenz mit allen Kardinälen seiner Parthei, nachdem er Gesandte vorausgeschickt, Bericht zu erstatten von seiner Wahl und dem Hergang derselben, und den König Ludwig VI. um seinen Schutz zu bitten. Dieser überließ die Entscheidung über die Gültigkeit der einen oder andern Papstwahl den Bischöfen seines Reichs, die sich dieser Untersuchung wegen zu Estampes versammelten. Der Abt Bernhard wurde von dem Könige und den Bischöfen zu dieser Verhandlung zugezogen, da seine Stimme am meisten galt. Das Uncanonische der Wahl des Innocenz konnte keinen abschrecken, denn selten waren in dieser Zeit ganz canonische Wahlen, es war nur die Frage, welcher von beiden Männern der würdigste sey; Bernhard war für den Innocenz eingenommen, der auch wohl durch sittliche Vorzüge vor dem Anaclet ausgezeichnet war, der ränkevolle Ehrgeiz, dessen dieser beschuldigt wurde, war ihm verhaßt. Er sprach für den Innocenz mit der ihm eigenen Beredsamkeit, seine Rede wirkte auf die Versammlung, von der ohnehin ein großer Theil dem Innocenz geneigt war, er wurde einstimmig als Papst anerkannt. Auch der ehrwürdige Peter von Clugny ergriff die Parthei desselben, obgleich Anaclet Mönch zu Clugny gewesen war und sich insbesondere an die Cluniacenser als seine Brüder gewandt hatte, er sandte dem Innocenz 60 Pferde [5]) mit einer ehrenvollen Begleitung entgegen, ihn und seinen Hofstaat nach Clugny zu führen, wo er sich

11 Tage aufhielt, und dies trug viel bei, ihm größeres Ansehn in der occidentalischen Kirche zu verschaffen. Nach Clugny schickte ihm, ihn zu bewillkommen, der König Ludwig eine vornehme Gesandschaft entgegen, an deren Spitze der Abt Suger stand; bei dem Kloster St. Benoit sur Loire kam ihm der König selbst mit seiner ganzen Familie ehrerbietig entgegen, er fiel nach dem Gebrauche der Zeit zu seinen Füßen, seinen Gehorsam ihm versprechend. Bernhard war unterdessen nach der Normandie gereiset, um den König Heinrich von England zur Anerkennung des Innocenz zu bewegen. Diesen hatten nämlich die Bedenklichkeiten, die ihm seine Bischöfe gegen die Rechtmäßigkeit der Wahl des Innocenz gemacht, ungünstig gegen ihn gestimmt. Bernhard hatte Mühe, diese Bedenklichkeiten zu heben, zuletzt, da seine Vorstellungen fruchtlos blieben, sagte er: „Ihr fürchtet euch, eine Schuld auf euch zu laden, wenn ihr dem Innocenz gehorcht, laßt das nur eure Sorge seyn, wie ihr euch wegen eurer übrigen Sünden vor Gott verantworten könnt, diese Schuld überlaßt mir, ich will sie wohl über mich nehmen." Dies Wort des verehrten Mannes war hinreichend, ihn zu beruhigen. So erzählt es ein nur lobpreisender Lebensbeschreiber Bernhards, doch vielleicht hatten auf den König noch mehr als die religiösen Bedenklichkeiten, die das politische Interesse betreffenden Vorstellungen der Freunde des Petrus Leonis gewirkt [6]): „Anaclet und seine Parthei hätten durch ihre eigenen Reichthümer und durch alle Einkünfte des Papstthums, die sich in ihren Händen befänden, genug zu ihrem Un-

terhalt. Wenn der König hingegen die Parthei des Innocenz ergreife, werde es ihm und seinem Reiche lästig seyn, und eine Schande für ihn, wenn die andere Parthei siege. Es sey nichts unerträglicher als ein armer Römer, dem man gehorchen müsse.“ Genug, auf welche Weise auch dem Bernhard es gelang, den König umzustimmen, er wurde durch ihn für den Innocenz gewonnen.

Er führte ihn darauf nach Chartres zum Papste, dem er seine Verehrung bezeugte. Zwei Fürsten, der Herzog Lothar von Sachsen und der Herzog Konrad, aus dem den Päpsten verhaßten schwäbischen Hause, machten einander damals die Kaiserkrone streitig. Der verstorbene Papst hatte den ersteren als Kaiser anerkannt, den Herzog Konrad excommunicirt, daher sahen auch Innocenz und Anaclet sich beide als rechtmäßige Päpste betrachtend dies Urtheil ihres Vorgängers als gültig an, beide baten den Herzog Lothar als den rechtmäßigen Kaiser und den Vertheidiger der Kirche um seinen Schutz und bezeugten ihm ihre Geneigtheit für sein Interesse. Merkwürdig ist der Brief [7]) der römischen Großen an den Kaiser, weil der Keim der späteren Unruhen, der Stolz der Stadt, die sich immer noch zur Weltbeherrscherinn bestimmt glaubte, sich darin offenbart. „Wahrlich — schrieben sie ihm — wenn ihr unser und unsres Klerus Fürst zu seyn wünscht, wenn ihr nach des römischen Reichs Fascen und Ruhm trachtet, so müßt ihr euch in die römischen Gesetze fügen und dürfet die Herzen eurer Bürger und des römischen Senats nicht verwunden. Bis jetzt haben wir euch nicht

so von Herzen geliebt (in Italien wurde Konrad mehr begünstigt) und keinen Theil genommen an der Beförderung eurer Ehre und Herrschaft. Nachdem wir aber des Herrn Papstes besondere Liebe zu euerer Person erkannt, hat uns derselbe Eifer für euer Interesse ergriffen, und wir wünschen eure Majestät fernerhin durch die gebührende Ehre zu verherrlichen." Doch auch in Deutschland hatten sich schon die angesehensten Bischöfe für den Innocenz erklärt. Daher nahm der Kaiser auf die Briefe Anaclets und der Römer keine Rücksicht, und forderte durch eine ehrenvolle Gesandschaft den Innocenz, den er als Papst anerkannte, auf, selbst nach Deutschland zu kommen. Innocenz trat jetzt die Reise dahin an, begleitet von Bernhard, der immer um ihn war, durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit ihm dienend. Zu Lüttich kamen sie mit dem Kaiser Lothar zusammen, dieser zog ihm mit einem großen, glänzenden Gefolge von Bischöfen und weltlichen Großen auf der Straße, wo die Hauptkirche war, entgegen, er stieg von seinem Pferde ab und ging mitten durch die Versammlung zum Papste, dann führte er ihn zur Kirche, mit der einen Hand des Pferdes Zügel haltend, in der andern den Stab zur Vertheidigung der Kirche. Als nach diesen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen der Papst ihn zu seinem Schutze aufforderte, zeigte er sich zwar sehr bereitwillig dazu; bei dieser Veranlassung aber hielt er dem Papst auch vor, wie viel das Reich schon um der Kirche willen verloren habe, und berührte mit besonderem Nachdruck den mißlichen Punkt der Investitur, der schon so vielfachen Streit zwischen dem

Reiche und der römischen Kirche veranlaßt hatte. Schon wurden alle römische Prälaten bestürzt und fürchteten noch größere Gefahr, als die sie zu Rom bedroht hatte, aber Bernhard stellte mit solcher Kraft dem Kaiser das Unrechtmäßige seiner Forderung vor, daß er davon abstand und beide schieden in vollem Frieden von einander, nachdem er versprochen, im nächsten Jahre den Papst mit gewaffneter Macht nach Rom zu führen. Zwar war Innocenz von den meisten angesehenen Bischöfen und Aebten als Papst anerkannt, doch hatte Anaclet in mehreren Gegenden noch manche angesehene Bischöfe auf seiner Parthei [9]). Daraus entstand eine traurige Verwirrung in mehreren Kirchen und Klöstern, daß wie zu Rom zwei Päpste, so hier zwei Bischöfe und Aebte einander entgegenstanden, der eine dem Anaclet, der andere dem Innocenz zugethan, einander mit unchristlichem Hasse verfolgend. Diese Unruhen [10]) hatten sich besonders in Aquitanien verbreitet, wo der Bischof Gerhard von Engoulesme, ehemaliger römischer Legat, unwillig über den Innocenz, daß er die verlangte Legatenwürde ihm abgeschlagen, die Sache Anaclets mit großem Eifer vertheidigte. Er gab sich das Ansehn, fürs Erste Fürsten und Bischöfe nur zur Neutralität bewegen zu wollen, ein Circularschreiben erlassend, worin er die Uebereilung derjenigen, die sich so schnell für den Innocenz erklärt, tadelte, aber die Gründe für und gegen die Rechtmäßigkeit beider Papstwahlen so zusammenstellte, daß die Wahl Anaclets in dem günstigsten Lichte erschien. Es gelang ihm, den Ersten dieser Provinz, den Grafen Wilhelm von Poitou, der mehrere

ihm verhaßte und der Parthei Anaclets ergebene Bischöfe ihrer Stellen zu entsetzen wünschte, für Anaclet zu gewinnen. Bernhard suchte durch Briefe an die Bischöfe Aquitaniens und die benachbarten Großen den Ueberredungen Gerhards entgegenzuwirken. Anaclets Parthei hatte sich erboten, der Entscheidung eines allgemeinen Koncils sich zu unterwerfen, Innocenz aber weigerte sich, dies einzugehen, als rechtmäßiger Papst sich betrachtend, „denn die ganze Kirche habe schon darüber entschieden, es bedürfe also keiner Untersuchung mehr" und darin hatte er Recht [11]); da beide Päpste und ihre Partheien entschlossen waren, ihre Ansprüche zu behaupten, konnte ein Koncil den Streit nur mehr erhitzen, die Entscheidung in die Länge ziehen oder eine ärgerliche Komödie veranlassen (wie man sie während des Schisma's am Ende des vierzehnten und Anfang des funfzehnten Jahrhunderts sah). Was Bernhard gegen diesen Vorschlag eines allgemeinen Koncils sagt (ep. 126), zeugt von seinem scharfen, die Verhältnisse durchschauenden Blicke: „Die Parthei Anaclets erbiete sich zu einer rechtlichen Untersuchung in der Absicht, damit sie, wenn diese ausgeschlagen werde, den Schein des Rechts für sich habe; wenn sie hingegen angenommen, unter dem Streit der Partheien mit einander die Zeit hingebracht werde, und unterdessen etwas zu ihrem Vortheile geschehen könne. Da es die Sache der ganzen Kirche sey, so müsse die ganze Kirche an der Untersuchung Theil nehmen, und welcher Ort wäre wohl groß und sicher genug, eine so große Versammlung zu fassen? Doch gesetzt, die Versammlung eines so großen

Koncils sey möglich, so finde man doch überall nur Partheien, nicht leicht würden diese über die Entscheidung mit einander eins werden, und so würde eine so große Versammlung sich mehr zur Vermehrung des Streits als zur Wiederherstellung des Friedens ermüden. — „Dann möchte ich wissen, wem er wohl unterdessen die Stadt Rom anvertrauen möchte, nach deren Besitz er seit so langer Zeit getrachtet, den er mit so großer Mühe und so vielen Kosten sich erworben, mit so großem Prunk behauptet, so sehr zu verlieren sich schämen würde? Damit nicht etwa vergebens die ganze Welt zusammen gekommen wäre, wenn er seine Sache verlieren und doch Rom behalten könnte; denn wer wird wohl einen Prozeß anfangen mögen, wo ihm im Voraus der Besitz abgesprochen wird, das ist wider alles kirchliche und bürgerliche Recht." Nachdem Innocenz von Lüttich zurückgekehrt war und einen großen Theil von Frankreich durchreiset hatte, kam er im Jahre 1131 nach Rheims, dort ein Koncil zu halten. Eine sehr große Menge von hohen und niedern Geistlichen und Laien strömten dahin, der König Ludwig VI. war grade in tiefe Trauer versenkt durch den Tod seines vierzehnjährigen Sohnes Philipp, der vom Pferde gestürzt, bald darauf gestorben war. Innocenz ließ ihn zu dem Koncil einladen, er wollte hier selbst des Königs zweiten Sohn Ludwig als dessen Nachfolger weihen und krönen, dadurch wurde die Feierlichkeit noch vermehrt. Bernhard war hier immer bei dem Papst und wohnte den Berathschlagungen der Kardinäle bei; Unterdrückte, die bei dem Papste Hülfe suchten, wandten sich an ihn und er trug ihre

Sache dem Papste vor. Da das Koncil zum Theil auch dazu dienen sollte, die kirchliche Ordnung zu befördern, Mißbräuche abzuschaffen, die ohngeachtet der vielfach wiederholten päpstlichen Synodalverordnungen immer geblieben waren, wurde es dem Bernhard von dem Papst übertragen, die Mängel der Kirche und die wahrhafte Bestimmung des geistlichen Standes durch eine Rede der Versammlung vor Augen zu stellen [12]). Er schilderte in dieser Rede die Verderbniß der Geistlichkeit mit einem frommen Eifer und einer Wahrheitsliebe, wodurch sich viele der hohen Versammelten in ihrem Innern beschämt und verwundet fühlen mochten. Nicht lange nach dem Beschlusse dieses Koncils trat Innocenz seine Rückreise nach Italien an, wo er nach der Verabredung mit dem Kaiser Lothar zusammentreffen wollte, da dieser versprochen hatte, mit gewaffneter Macht nach Rom ihn zu führen, um dort die Kaiserkrone aus seiner Hand zu empfangen. Lothar kam zwar im Jahre 1133 nach Italien, aber wegen seiner politischen Lage in Deutschland, wo Konrad immer noch eine Parthei für sich hatte, mit einer nur geringen Macht. Den Papst nach Rom geleitend [12]), drang er mit Gewalt in diese Stadt ein und wurde von ihm gekrönt, doch vermochte er nicht, mit seiner geringen Macht Anaclets Parthei aus dem Besitz eines großen Theils der Stadt und aus den festen Plätzen zu verdrängen, sie blieb zwischen beide Partheien getheilt. Bald wurde er durch seine politische Lage und die Schwäche seiner Kriegsmacht, welche die anacletische Parthei zu bekämpfen nicht vermochte (denn Ana-

clet hatte eine mächtige Stütze an dem normännischen Könige Roger von Sicilien und an der Parthei Konrads) genöthigt, Italien zu verlassen. Dies bewog auch den Innocenz, der zu schwach war, in Rom sich zu behaupten und kein Blutvergießen veranlassen wollte, von dem Sitze des Papstthums sich wieder zu entfernen. Er nahm seine Zuflucht zu der ihm treu ergebenen Republik Pisa, welche mächtig genug war, ihn zu schützen und für die Mittheilung mit Frankreich und Deutschland die bequemste Lage hatte, wo er schon vorher eine Zuflucht gefunden. Bernhard wirkte unterdessen immer thätig für Innocenzens Parthei, er hatte ihn auf seinem Zuge mit dem Kaiser nach Rom begleitet, darauf nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er an die Pisaner, sie in ihrer Treue und ihrem Muthe zu stärken (ep. 130): „Schon ist euch schnell der Lohn geworden für das, was ihr in der Zeit des Bedrängnisses für die Kirche Gottes gethan habt, Pisa wird an die Stelle Roms gesetzt, und von allen Städten der Welt für die Erhabenheit des apostolischen Stuhls erwählt, das geschieht nicht von Ohngefähr, nicht nach menschlichem Plane, das hat die himmlische Vorsehung und die Gnade Gottes so gefügt, der zu seinem Gesalbten Innocenz gesprochen: Wähle Pisa zu deinem Wohnsitz, und ich will der Stadt meinen Segen geben, Pisa's Standhaftigkeit soll der Bosheit des sicilischen Tyrannen nicht weichen, nicht durch Drohungen erschüttert, nicht durch Geschenke bestochen, nicht durch List berückt werden. O Pisa, Pisa, welcher Staat beneidet dich nicht um deinen und der ganzen Christenheit Vater, die

Ersten der Welt, die Richter der Erde, deren Gegenwart Ruhm und Herrlichkeit über euch verbreitet." Nach Pisa kamen zum Papste viele angesehene Prälaten aus verschiedenen Ländern, er beschloß deswegen hier ein zweites noch größeres Koncil (1134) als zu Rheims zu halten, theils zur Befestigung seines Ansehns, theils um den gesellschaftlichen Unordnungen und kirchlichen Mißbräuchen, die ihm aus verschiedenen Ländern berichtet wurden, durch erneute Synodalverordnungen entgegenzuwirken, denn weil diese durch den Eigennutz weltlich gesinnter Menschen, die eingewurzelten Mißbräuche selten zur Ausübung kommen konnten, mußten ihnen wenigstens nach und nach die Päpste durch öftere Wiederholung auf den unter ihrem Vorsitz gehaltenen Synoden Ansehn zu verschaffen suchen. Da der König Ludwig VI., aus uns unbekannten Ursachen mit dem Papste unzufrieden, seinen Prälaten die Reise nach Pisa nicht erlauben wollte, suchte Bernhard durch seine Vorstellungen diese bei ihm auszuwirken: „er möge doch nicht zürnen — schrieb er ihm (ep. 255) — gegen den Samuel seines Sohnes, wenn er sich durch des Papstes Strenge irgend wie mit Recht beleidigt glaube, so werde er mit aller Treue alle seine Kräfte aufbieten, um es dahin zu bringen, daß dies widerrufen oder gemildert werde." Er erhielt, was er verlangte und nahm selbst an den Verhandlungen des Koncils den thätigsten Antheil. Nach der Beendigung desselben blieb er noch einige Zeit in Italien zurück, und wirkte viel durch seinen unermüdeten Eifer, das Ansehn des Papstes hier zu gründen, den kirchlichen Frie-

den in diesem durch die Spaltung sehr zerrütteten Lande wieder herzustellen. Eine der vornehmsten Stützen hatte Anaclets Parthei bisher in Mailand, die mailändische Nation, stolz auf das alte Ansehn ihrer Kirche, welche der alten Einrichtungen des heiligen Ambrosius sich rühmte, hatte immer eine größere Unabhängigkeit von der römischen Kirche, als alle übrigen, behauptet, eifersüchtig ihre alten Rechte bewacht, daher waren oft innere Kämpfe in der mailändischen Kirche entstanden. Ihr damaliger Erzbischof, Anselm von Pusterla, hatte es nicht wagen dürfen, dem Papste Honorius, unter dem er gewählt worden war, den üblichen Eid des Gehorsams zu leisten und das Pallium, das Insigne der erzbischöflichen Gewalt, aus seiner Hand anzunehmen. Noch in Streit darüber mit dem Papste verwickelt, wurde er durch eine andere Begebenheit noch mehr von ihm entfernt. Als Konrad seine Ansprüche auf die Kaiserkrone geltend zu machen, nach Italien zog, nahm ihn das mailändische Volk, die päpstliche Excommunikation nicht achtend, mit großem Jubel auf, und Anselm, der ohnehin nicht wagen durfte, den Mailändern zu widersprechen, krönte ihn zum Kaiser. Deswegen sprach der Papst auf einem Koncil, welchem die Bischöfe des mailändischen Metropolitensprengels beiwohnten, die Excommunikation über ihn aus. Da sich diese nun von ihrem Metropoliten trennten, entstanden daher Kriege zwischen Mailand und den benachbarten Republiken. Unter diesen Streitigkeiten war nach des Papstes Honorius Tode das Schisma ausgebrochen; Anselm und die Mailänder

ergriffen, als Anhänger des Kaisers, Anaclets Parthei. Aber die nachtheiligen Folgen der Kriege mit den benachbarten Staaten, die Unzufriedenheit mit dem Erzbischof Anselm, und Bernhards große und ausgebreitete Wirksamkeit in Italien brachten bei einer großen Parthei des mailändischen Klerus und Volks den Wunsch hervor, sich mit dem Innocenz zu versöhnen. Die Verehrung vor dem heiligen Bernhard, der Enthusiasmus für das ascetische Leben der Cistercienser hatte viele Vornehme und Niedere in Mailand ergriffen, und diese, welche schon in Mönchstracht erschienen, daher von dem Volk verehrt wurden, wirkten die Gemüther für den Innocenz zu stimmen. Dies sieht man besonders aus einem Auftritte in Mailand aus dieser Zeit: Da der mailändische Magistrat einen bestimmten Tag angesetzt hatte, die Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof und seinem Klerus beizulegen, ließen an diesem Tage auf dem Versammlungsplatze viele Menschen zusammen in armseligen, wollenen Kleidern, ausgezeichnet durch eine besondere Haarschur (plures pure induti lanea rudi et inculta et rasi insolita rasura). Als Anselm sah, daß sie wie Engel vom Himmel dem Volke erschienen, sprach er: Alle diese, die ihr hier seht in den grauen und weißen Kutten, (die ausgezeichnete Tracht der Cistercienser) sind Kätzer. Aber die Wirkung dieser Menschen auf das Volk war zu groß, als daß Anselm ihr widerstehen konnte, die Mailänder sahen ihn gar nicht mehr als ihren Bischof an und ließen sein Amt unterdessen durch einen benachbarten Bischof, Riboald, verwalten. Als Bernhard

zum Koncil nach Pisa reisete, baten sie ihn, zu ihnen zu kommen, sie mit dem Papst und dem Kaiser Lothar zu versöhnen und den Frieden in der Gegend durch seine Vermittelung wieder herzustellen. Er wünschte ihnen Glück zu ihrer Rückkehr zur Kirche, sich entschuldend, daß er durch das Koncil verhindert werde, gleich zu ihnen zu kommen; hier aber trat er als Friedensvermittler zwischen den Mailändern, dem Papste und dem Kaiser auf. Riboald und mehrere der angesehensten mailändischen Geistlichen erschienen hier als Repräsentanten dieser Kirche und leisteten dem Papste im Namen des Erzbißthums den Eid des Gehorsams. Doch fürchteten sie bei ihrer Rückkehr den Unwillen der auf ihre kirchliche Unabhängigkeit so stolzen Mailänder, keinen hielt man für fähiger, die Gemüther zu besänftigen, als den Bernhard, ihm wurden auf das Verlangen der Mailänder mehrere angesehene Prälaten als Begleiter und Friedensvermittler zugestellt. Bernhards große Wirkung in Mailand schildert am lebendigsten ein Augenzeuge (Landulph der Jüngere): „Auf seinen Wink wurden alle Arten des Kirchenschmucks von Gold und Silber, als dem Abt verächtlich, in Schränke eingeschlossen, Männer und Weiber kleideten sich in härene Gewänder und die elendeste Wolle, das Wasser wurde in Wein verwandelt, Dämonen wurden verscheucht und Kranke geheilt, der Abt lösete die Bande der Gefangenen, welche die Mailänder von ihren Feinden genommen hatten, und gab ihnen die Freiheit, und bestärkte durch den Eid, den sie vor ihm ablegen mußten, ein so großes Volk in der Liebe zum Kaiser Lothar und

dem Gehorsam des Papstes." Der Ruf von seinen Wunderthaten verbreitete sich schnell in der umligenden Gegend, von allen Seiten kamen Kranke herbei, die von ihm geheilt seyn wollten, oder Menschen, welche den heiligen Mann, von dem so viel erzählt wurde, zu sehn wünschten, er konnte sich nie dem Zulauf der Menge entziehen; wo er öffentlich erschien, drängten sich Schaaren von Menschen um ihn her, rissen Stücke oder Haare von seinen Kleidern, sie als Reliquien zu bewahren, durch die Gott wunderbar wirke. Nichts wünschte das Volk mehr, als den heiligen Mann zum Erzbischof zu haben, in feierlichen Processionen mit Hymnen und Lobgesängen auf die Gottheit zogen sie zu der Kirche, in der er seine Wohnung hatte, und baten ihn, ihr Erzbischof zu werden. Er aber wollte kein hohes Amt annehmen, lieber als Mönch Päpste, Fürsten und Bischöfe leiten, als selbst Papst oder Bischof werden. „Ich werde morgen, gab er ihnen zur Antwort, ein Pferd besteigen, und wenn es mich aus eurer Stadt hinausträgt, so werde ich auch nicht seyn, was ihr von mir verlangt, trägt es mich aber nicht aus euren Mauern, so will ich es annehmen." Darauf verließ er Mailand, und reisete zuerst in die benachbarten italiänischen Städte Pavia, Cremona, welche mit den Mailändern Krieg führten, den Frieden unter ihnen zu vermitteln, den gefangenen Mailändern die Freiheit und die Rückkehr in's Vaterland zu verschaffen. Nachdem er diese Reisen vollendet, bei einigen, was er verlangte, erreicht, andre wie die Cremoneser unversöhnlich gefunden hatte, kehrte er zurück nach

Mailand, sein angefangenes Werk dort zu vollenden. Die Mailänder hatten den Bischof Riboald zu ihrem Erzbischof gewählt, und Bernhard verschaffte ihm die päpstliche Bestätigung. Aber ihre Eifersucht für die Privilegien ihrer alten Kirche (sie wollten dem Erzbischof nicht erlauben, das Pallium selbst aus der Hand des Papstes zu empfangen), veranlaßte wieder einen Streit mit dem Papste nach Bernhards Abreise. Er suchte sie zum Nachgeben zu bewegen, ihnen vorstellend, mit welcher Güte sie Innocenz behandelt habe, sobald sie zum Gehorsam zurückgekehrt wären, wie viel ihnen hingegen ihr voriger Ungehorsam geschadet, und wie viel größeren Schaden sie durch Erneuerung desselben leiden könnten, es entschuldige sie nicht, daß sie sagten, sie wollten dem Papste alle schuldige Ehrerbietung bezeugen, denn darin liege alles, da sie in Allem dem Papste zu gehorchen verpflichtet wären, dem apostolischen Stuhle sey die Fülle der Gewalt über alle einzelnen Kirchen übergeben, er könne, wenn er es für nützlich halte, ein Bißthum errichten, wo bisher keins gewesen sey, Bißthümer in Erzbißthümer verwandeln, und umgekehrt, so wie es ihm gut scheine, er könne, so oft er es für gut halte, die höchsten Prälaten vor ihm zu erscheinen nöthigen (ep. 131). Von der andren Seite aber hielt er auch den Papst, der schon im Begriff war, Strenge gegen den Erzbischof zu gebrauchen, durch seine Vorstellungen zurück, entschuldigte den Riboald durch den Ungestüm der Mailänder, der ihn genöthigt habe gegen seinen Willen, und bat ihn, auf die Umstände Rücksicht zu nehmen, das mit so vieler Mühe

in Mailand gegründete Werk nicht wieder zu vernichten (ep. 314). Nachdem er so gegen ein Jahr lang den Frieden und die kirchliche Einheit in dem zerrütteten Italien wieder herzustellen gewirkt hatte, so viel er es vermogte, kehrte er (J. 1135) nach Frankreich zurück. Vor ihm her verbreitete sich der Ruf von seiner Ankunft, und als er über die Alpen zog, kamen ihm die Hirten und Bauern von ihren Felsen herab entgegen, ihn zu sehn, und sie kehrten freudig, nachdem sie seinen Segen empfangen, in ihre rauhen Wohnsitze zurück.

Nicht lange konnte Bernhard des ruhigen contemplativen Lebens bei seinen Mönchen sich erfreuen, bald hatte er in Frankreich, wie vorher in Italien, für die Sache des Innocenz zu kämpfen; der Fürst Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou, durch den Bischof Gerhard von Engoulesme für den Anaclet gewonnen, benutzte die kirchliche Spaltung, um ehrwürdige Bischöfe, die ihm verhaßt waren, weil sie seinen Neigungen nicht dienen wollten, von ihren Aemtern zu vertreiben; diese wurden dann unfähigen Menschen aus angesehenen Familien, welche man dadurch für den Anaclet zu gewinnen suchte, ertheilt; die nachtheiligsten Zerrüttungen der Kirchen mußten natürlich daraus entstehn. Vergebens hatte schon der Abt Peter der Ehrwürdige sich bemüht [12], den Fürsten durch seine Vorstellungen von der Parthei Anaclets zu entfernen. Daher beschloß der fromme Bischof Gottfried von Chartres, von dem Papste Innocenz zu seinem Legaten in Aquitanien ernannt, selbst zu dem Fürsten zu reisen und alles mögliche anzuwenden, um der kirchlichen Spaltung dort

ein Ende zu machen, und er nahm mit sich den Abt Bernhard, dessen Gewalt über die Gemüther der Menschen ihm bekannt war. Sie konnten den Fürsten, einen rohen Laien, der von kirchlichen Angelegenheiten nichts verstand, und dem es wohl ziemlich gleichgültig war, ob die Kirche den Innocenz oder Anaclet zum Papst hatte, leicht überreden, den ersteren anzuerkennen, aber dabei beharrte er, daß er die durch ihn vertriebenen Bischöfe nicht wieder in ihre Stellen einsetzen könne, weil sie ihn unversöhnlich beleidigt hätten, und er geschworen habe, sich nie mit ihnen zu versöhnen. Nachdem lange Zeit vergebliche Unterhandlungen darüber gepflogen waren, gab Bernhard diesen Versuch auf, er gieng in die Kirche, feierliche Messe zu halten. Der Graf, als Schismatiker excommunicirt, wagte es nicht, daran Theil zu nehmen, er blieb vor der Thür stehn. Nachdem Bernhard die Einsegnungsworte über das heilige Brodt ausgesprochen und der versammelten Menge den Segen ertheilt, ging er hinaus mit feurigem Gesicht, flammenden Augen, drohendem Blicke, vor sich tragend auf einer Schüssel das zum Leib Christi geweihte Brodt, und so vor den bestürzten Fürsten hintretend, sprach er zu ihm die furchtbaren Worte: „Schon in zwei Unterredungen hat euch die vereinte Schaar der Diener Gottes gebeten, und ihr habt sie verachtet, seht, es erscheint hier jetzt vor euch der Sohn der Jungfrau, das Haupt und der Herr der Kirche, die ihr verfolgt, da seht euren Richter, vor dessen Stimme jedes Knie sich beugt im Himmel und auf Erden; der Richter, in dessen Hände ihr eure Seele übergeben

werdet, werdet ihr auch ihn, ihn wie seine Diener verachten?" Alle Anwesenden weinten in gespannter Erwartung des Ausgangs, es war ihnen zu Muth, als ob ein Zeichen vom Himmel dazwischen treten werde, und auch Bernhard mochte dies erwarten. Der Fürst, ganz bestürzt, zitternd an allen Gliedern, fiel wie epileptisch zu Boden, da seine Soldaten ihn aufrichteten, vermochte er nicht, sich aufrecht zu halten, sprachlos und wie der Sinne beraubt stürzte er immer wieder hin. Da trat Bernhard zu ihm hin und hieß ihn anfstehn und Gottes Gebot durch seinen Mund vernehmen: „Hier ist gegenwärtig der Bischof von Poitiers, den ihr aus seinem Bißthum vertrieben habt, geht, versöhnt euch mit ihm, schließt mit ihm Friede durch den heiligen Kuß der Liebe, führt ihn selbst zu seinem bischöflichen Stuhle und ruft in eurem ganzen Gebiete die Getrennten zur Einheit der Kirche zurück." Wilhelm vermochte nicht zu antworten, sogleich eilte er zu dem Bischof, gab ihm den Friedenskuß und führte ihn zu seinem Bißthum zurück zur Freude des ganzen Landes. Bernhard unterredete sich jetzt freundschaftlich mit ihm, und ermahnte ihn nicht wieder seiner Willkühr sich überlassend den Frieden der Kirche zu stören. Reue über sein bisheriges Leben scheint seitdem den Fürsten ergriffen zu haben; er unternahm deswegen nach dem Volksglauben der Zeit eine Wallfahrt. Jetzt durch keine äußere Wirksamkeit mehr abgerufen, zog sich Bernhard in eine aus Erbsenblättern geflochtene Laube bei seinem Kloster zurück, so lange es ihm vergönnt war, durch fromme Betrachtungen sein Gemüth zu erheben. Die Angelegenheiten

in Italien waren es, die ihn von diesem ruhigen contemplativen Leben wieder entfernten.

Innocenz hatte nämlich unterdessen, bedrängt durch die glücklichen Waffen des normännischen Königs Roger, den Kaiser Lothar von neuem um Hülfe angesprochen. Auch Bernhard forderte ihn auf, mit einer größeren Macht nach Italien zu ziehen. „Zu Rom — schrieb er ihm (ep. 139) — habt ihr die Kaiserkrone auf das Glorreichste erlangt, und das, was noch mehr war, mit keiner gar großen Macht, daß die Größe eures Muths und Glaubens desto heller hervorleuchtete. Die Erde zitterte schon vor einem so kleinen Heere, welches Schrecken wird erst die Feinde befallen, wenn der Monarch anfängt auszuziehen mit der ganzen Größe seines Arms? Es muß euch beseelen die gute Sache, die euch dahin ruft mit einer doppelten Nothwendigkeit, es ziemt dem Advokaten der Kirche, sie gegen der Schismatiker Wuth zu vertheidigen, es ziemt dem Kaiser, seine eigene Krone gegen den sicilischen Usurpator zu behaupten, denn es empört sich jeder, der in Sicilien sich zum Könige aufwirft, gegen den Kaiser (dies hätte ihm schwerlich der Papst zugegeben)." Er selbst trug viel dazu bei, den Kaiser in den Stand zu setzen, eine größere Macht zur Hülfe des Papstes und zur Unterdrückung der Normänner zu versammeln, denn er verschaffte ihm Frieden in Deutschland. Auf dem Reichstag zu Bamberg brachte er es durch seine Vermittelung dahin, daß die Fürsten des schwäbischen Hauses Konrad und Friedrich sich mit dem Lothar versöhnten und ihn als Kaiser anerkannten. Daher war es diesem möglich, mehr unterstützt von den

deutschen Fürsten, mit größerer Macht als bisher, im Jahre 1136 in Italien einzudringen, und seine Waffen waren überall siegreich; im folgenden Jahre zog von ihm begleitet der Papst in Rom ein, obgleich er den Besitz dieser Stadt immer noch mit seinem Gegner theilen mußte. Da Innocenz vor einigen Jahren, als Anaclets Parthei noch stärker war, so viel durch Bernhards Ansehn, Beredsamkeit und Unterhandlungen gewonnen hatte, konnte er jetzt noch mehr von seinen Diensten erwarten und rief ihn zum dritten Mal nach Italien. Sobald Bernhard nach Rom kam, suchte er zuerst die Stimmung der Gemüther, den inneren Zustand der Parthei Anaclets zu erforschen, ohne Blutvergießen durch Unterhandlungen den Frieden wieder herzustellen hoffend, und er fand seine Hoffnungen bei seinen Nachforschungen bestätigt. Das Selbstvertrauen schien Anaclets Parthei ganz verlassen zu haben, die Meisten wünschten durch die Versöhnung mit Innocenz Frieden zu erhalten, nur wurden sie durch verschiedene theils politische, theils moralische Bedenklichkeiten noch zurückgehalten, mehrere, welche durch den Anaclet zu hohen geistlichen Würden erhoben waren, fürchteten, wenn sie ihn verließen, ihrer Ehre und Einkünfte beraubt zu werden. Viele zu Anaclets zahlreicher Familie gehörend, fürchteten sich, als treulos zu erscheinen, Andre glaubten sich durch den geleisteten Eid gebunden. Bernhard suchte die äußerlichen Bedenklichkeiten durch das Versprechen seiner Verwendung bei dem Papste, die moralischen durch widerlegende Gründe zu heben. Die letzten konnten nur denjenigen triftig erschei-

nen, welche von Bernhards kirchlichem Gesichtspunkte ausgingen, oder diejenigen beruhigen, welche gern auch Scheingründe gelten ließen, um sich selbst zu täuschen, ihr Gewissen zu beschwichtigen: „Verbindungen, welche dem Gesetz widerstritten, könnten nicht durch einen Eid bestätigt werden, das göttliche Gesetz mache sie ungültig." So gelang es ihm, immer mehrere Einzelne von Anaclets Parthei abzuziehen, darauf versuchte er seine Unterhandlungen bei Anaclets mächtigstem Anhänger, dem König Roger, gegen welchen der Kaiser seine Truppen führte. Schon standen die beiden Heere einander nahe, als Bernhard noch mit dem Könige in seinem Lager sich unterredete und ihn von der Schlacht zurückzuhalten suchte, aber seine Vorstellungen waren vergebens. Geneigter zeigte sich der König zu einem Vergleiche, nachdem er in einer Schlacht durch die kaiserlichen Truppen besiegt worden war, er erklärte sich bereit, die Gründe für und wider beide Wahlen zu prüfen, und sich für den Innocenz zu erklären, wenn die Gründe für dessen Sache überwiegend wären, deswegen sollten Kardinäle von beiden Partheien in seiner Gegenwart mit einander disputiren, dieser Antrag wurde angenommen. Unter den Sprechern für die Sache des Innocenz war Bernhard, für Anaclets Parthei der in der Dialektik und dem kirchlichen Rechte wohl geübte Kardinal Peter von Pisa der vornehmste. Mitten unter seinem Hofstaate zu Salerno in königlichem Schmucke hörte der König Roger die Sprecher an; Bernhard ging von dem Grundsatz des engherzigen kirchlichen Katholicismus seiner Zeit aus, daß nur in Einer sichtbaren

Kirche der Weg zur Seligkeit gefunden werden könne, und daß diese sichtbare Kirche nothwendig mit Einem sichtbaren Oberhaupte verbunden sey, daraus floß natürlich die Folge, daß nur bei einer von beiden Partheien die wahre Kirche sey und der Weg zum Heil der Seele. So weit stimmten nun beide Partheien mit einander überein, beide beschuldigten einander, daß sie die Eine Kirche Christi trennten, neben der Einen wahren eine andre pflanzen wollten; nun berief sich aber Bernhard darauf, daß die ganze orientalische Kirche und fast alle Reiche des Occidents, alle heiligen Mönchsorden für den Innocenz seyn, sollten alle diese zur Verdammniß bestimmt seyn, sollte der König Roger allein in der wahren Kirche seyn und die Seligkeit erlangen? Darauf führte er Anaclets Lebenswandel, die Mittel, durch die er das Papstthum zu erlangen gesucht habe, zum Beweise an, daß bei ihm die wahre Kirche nicht sey. Nachdem er so gesprochen, ergriff er zutraulich die Hand des Kardinals Peter, stand mit ihm auf und drang in ihn mit zuversichtlicher Ermahnung. Ob Bernhards Beredsamkeit auf ihn wirkte, oder — wahrscheinlicher (denn eine Hauptbedingung war, was Bernhard durch seine Verwendung bei dem Papste für ihn ausgewirkt hatte, daß er seinen geistlichen Rang und alle seine Würden beibehielt) ein äußeres Interesse ihn leitete, und es also nur eine Scheinform war, daß er sich den angeführten Gründen gefangen gab — er reisete mit Bernhard nach Rom und versöhnte sich mit dem Innocenz. Nicht so gelang es ihm mit dem Könige Roger, denn dieser hoffte, wenn er sich

zur Anerkennung des Innocenz schwer finden ließ, einen desto größern Preis hernach darauf setzen zu können, dafür zu erhalten, daß ihm mehrere zu dem Kirchenstaate (Patrimonium Apostoli Petri) gehörende Besitzungen, die er erobert hatte, eingeräumt würden. Bernhard blieb zu Rom bis zur gänzlichen Beilegung des Schisma's, welche nach dem Tode Anaclets (1138) endlich erreicht werden konnte. Zwar wählte sich dessen Parthei ein neues Oberhaupt unter dem Namen Victor III., doch war es ihnen selbst nicht Ernst damit; sie hatten nur die Absicht, die Unterhandlungen mit dem Innocenz dadurch in die Länge zu ziehen und einen vortheilhafteren Vergleich dadurch sich zu verschaffen. Bernhard bewog den Mann selbst, seine Würde niederzulegen, des Nachts kam er zu ihm, legte den päpstlichen Schmuck von sich ab und ließ sich von ihm zum Papst führen, dem er zu Füßen fiel. So war denn die kirchliche Einheit in ganz Rom wieder hergestellt, und allgemeine Freude folgte auf die Zerrüttung und Verwirrung. Bernhard wurde als Urheber des Friedens, als Vater des Vaterlandes verehrt und gepriesen, wo er sich öffentlich sehn ließ, mit allgemeinem Jubel von dem Volke empfangen, Männer und Weiber begleiteten ihn in Procession. Sobald der thätige Mann sein Werk vollendet hatte, und nichts mehr für sich zu wirken fand, eilte er in sein Kloster zurück, denn es war nicht seine Art, der müßigen Bewunderung, des Anstaunens der Menge sich lange zu erfreuen.

Wir wollen nun noch einige kleinere Züge aus Bernhards Wirksamkeit in dieser Epoche seines Lebens her-

vorheben, welche seinen festen Eifer für Recht und kirchliche Ordnung im Kampf mit Monarchen und Papst und seine treue Freundschaft schildern. Sein Freund, der Graf Theobald von Champagne, konnte schon wegen seiner ganz entgegengesetzten Gemüthsart mit dem jungen, übermüthigen Könige Ludwig VII., der in dem Gefühl seiner Herrschaft keine Gränze gern anerkannte, in keinem guten Vernehmen stehn; eine äußere Veranlassung steigerte diese Abneigung zur heftigsten Feindschaft. In der Kirche zu Bourges entstand im J. 1142, wie nicht selten geschah, durch den Kampf zweier verschiedener Partheien eine Spaltung, die eine Parthei war vom Könige bgünstigt, die andere wurde durch den päpstlichen Kanzler Haimerich unterstützt, weil sie einen Verwandten desselben zum Bischof verlangte. Aber grade dieser war dem Könige am meisten verhaßt, auch schon darum, weil die römische Kurie ihn zum Erzbischof haben wollte, er schwur, wie in sochen Fällen die Fürsten der Zeit sich selbst zu binden pflegten, ihn nie zum Bischof einsetzen zu lassen. Haimerichs Verwandter reisete nach Rom, und erhielt durch seine Verbindung mit diesem leicht die päpstliche Konsekration, ohne daß auf des Königs Widerspruch Rücksicht genommen wurde. „Man müsse den König, so lange er noch ein Knabe sey, sagte der Papst, erziehen und bändigen, damit er sich nicht an solche Dinge gewöhne." Darüber noch mehr erbittert, wollte Ludwig dem Erzbischof auf keine Weise den Eintritt in sein Reich gestatten, aber der das Ansehn der Kirche immer verehrende Graf Theobald nahm ihn in sein Gebiet auf,

und er wurde von den meisten Kirchen als Erzbischof anerkannt, ein Krieg zwischen dem Grafen und dem Könige war davon die Folge. In dieser Zeit und vermuthlich veranlaßt durch den Streit Theobalds mit dem Könige, ließ ein Verwandter des letztern, der Graf Radulf von Vermondais, von seiner Gattinn, einer Nichte Theobalds, sich scheiden, und heirathete des Königs Schwägerinn Petronilla. Er fand Bischöfe, die feil und pflichtvergessen waren, die rechtmäßige Ehe ohne Grund aufzulösen und den Grafen mit der Petronilla zu verbinden; dieser erhielt durch sein Geld und seine Verbindungen auch in der römischen Kurie Vertheidiger. Gleich forderte Bernhard den Papst auf, diese Verletzung der heiligsten Gesetze, begünstigt durch die, welche die Hüter des göttlichen Gesetzes seyn sollten, nicht zu dulden (ep. 226). Dadurch bewogen, ließ dieser durch seinen Legaten das Gebiet des Grafen Radulf mit dem Interdikt belegen. Dafür nahm der König desto schwerere Rache an dem Grafen Theobald, die schrecklichste Verheerung traf seine Besitzungen, da er zu sehr Freund der Mönche war, um ein guter Krieger zu seyn, fielen die meisten seiner Vasallen von ihm ab, überall wurde seine Andacht, die ihm jetzt keine Hülfe gegen seine Feinde verschaffte, verspottet, Mönche und unnütze Frömmler, sagte man, seyen seine Soldaten und Schützen. Er sah in dieser bedrängten Lage keine andere Hülfe für sich, als einen Vergleich mit seinen Feinden zu schließen; eine der Friedensbedingungen war, daß er sich eidlich verpflichtete, die Aufhebung der Excommunikation und des Interdikts

über den Grafen Radulf und sein Gebiet von dem Papste zu erhalten. Seine geistlichen Rathgeber hatten ihm vorgestellt, er könne mit gutem Gewissen diesen Eid leisten, der Papst könne ja für den Augenblick den Grafen absolviren, und doch stehe es in seiner Gewalt, bald darauf die Excommunikation zu erneuern. Bernhard trug die Sache dem Papste vor und erhielt was er verlangte, Radulf wurde absolvirt, und dadurch erkaufte Theobald die Ruhe für einige Zeit. Unwillig über Ludwigs Widerstand, hatte Innocenz auch ganz Frankreich mit dem Interdikt belegt, heftiger gegen ihn verfahrend als Bernhard es wünschte, dies brachte die traurigste Zerrüttung in der französischen Kirche hervor, da die Bischöfe entweder die Verordnung des Papstes zuwider handeln oder die heftigsten Verfolgungen erleiden mußten. Bernhard wünschte, was er seinem Freund Theobald auf einige Zeit verschafft, auch dem ganzen Lande den Frieden wieder zu geben, er bat den Papst mit den dringendsten und rührendsten Vorstellungen, daß er nicht, ehe noch die traurigen Folgen der letzten großen Spaltung vergessen wären, neues Uebel über die Kirche durch eine neue Spaltung herbeiführe, wenn auch des Königs Handlung nicht zu rechtfertigen sey, so möge er ihn doch entschuldigen mit der Sitte der Nation (denn es sey unter den Franzosen eine Schande, einen öffentlich abgelegten Eid, wenn gleich er etwas Schlechtes betreffe, zurückzunehmen), mit seinem jugendlichen Alter, der Hitze seines Zorns, seiner königlichen Würde, und daher in diesem Falle Nachsicht gegen ihn gebrauchen (ep. 219). Die Aufhebung

des

des Interdikts erhielt er dadurch zwar nicht, aber der Papst zeigte sich wenigstens mehr zum Frieden geneigt. Doch bald wurde Bernhards Friedensvermittelung vereitelt, und er selbst sah sich genöthigt, den jungen König bei dem Papste anzuklagen, denn wo von dem heiligen Gesetz die Rede war, glaubte er um keiner Rücksicht willen nachgeben zu dürfen. Da Radulf zu dem Bande der gesetzmäßigen Ehe nicht zurückkehrte, sprach Innocenz von neuem, wie es Bernhard gewünscht hatte, die Excommunikation über ihn, das Interdikt über sein Land aus. Der König bat den Bernhard, die Zurücknahme des päpstlichen Ausspruchs auszuwirken, ihm vorstellend, daß neue Kriege daraus entstehen würden. Bernhard antwortete ihm, er bedaure zwar die Uebel, welche daraus entstehen würden, aber es sey nicht erlaubt, etwas Böses zu thun, um etwas Gutes dadurch zu erreichen, man müsse thun was Recht sey und in Rücksicht der Folgen Gott den Ausgang überlassen (ep. 220). Darüber erbittert, sah der junge König den unter Bernhards Vermittelung mit dem Grafen Theobald geschlossenen Friedensvergleich als ungültig an (und konnte dies auch nicht ohne Grund des Rechts, denn bei der Schließung des Vergleichs hatte er unter der Aufhebung der Excommunikation wohl nicht eine bloß f o r m e l l e augenblickliche Absolution verstanden, Theobald hatte sich eigentlich nur durch eine sophistische Täuschung Frieden verschafft), er übte Rache an den mit dem Papste und dem Grafen Theobald verbundenen Bischöfen, er ließ die erledigten Bißthümer nicht besetzen und die Güter derselben durch die Soldaten

Bayerische Staatsbibliothek München

plündern, er verheerte des Grafen Theobalds Provinzen mit Feuer und Schwerdt. Bernhard machte dem König die heftigsten Vorwürfe, er forderte seine Räthe (Geistliche, den Abt Suger und den Bischof Joslen von Soissons) auf, des Jünglings tobende Willkühr zu bändigen, er rief von neuem des Papstes Hülfe gegen ihn an. „Zu schnell und zu leichtfertig — schrieb er dem Könige (ep. 221) — verlaßt ihr euren guten Vorsatz, ich weiß nicht, welcher teuflische Entschluß euch das Böse, das ihr mit Recht bereut hattet, von neuem zu begehn, antrieb, denn von wem anders als vom Teufel kann wohl der Vorsatz herrühren, mit Mord und Feuer zu wüthen; das Geschrei der Armen, die Seufzer der Gefangenen, das Blut der Ermordeten, alles ruft zu dem, der ein Vater ist der Waisen und ein Richter für die Wittwen." — Wie heilsam für dies Zeitalter (und wie heilsam wäre es für jedes, wo solche Männer wären und ihre Stimme so laut ertönen dürfte, wie in diesem, durchdringen könnte durch vergötterte weltliche Herrlichkeit), daß Männer waren, ausgezeichnet vor der feilen, pflichtvergessenen, durch Furcht und zeitliche Hoffnungen beherrschten Menge, Männer, welche Muth und Kraft hatten, den Gewalthabenden, die sich erhaben wähnten über jede heilige Schranke, auch im Sturme ihrer Leidenschaften das göttliche Gesetz entgegenzuhalten! — Uebrigens gelang es dem Bernhard nicht, so lange Innocenz lebte, den kirchlichen und bürgerlichen Frieden in Frankreich wieder herzustellen. — In mehreren Vorfällen zeigte es sich, wie nothwendig dem Zeitalter

Bayerische Staatsbibliothek München

die Wirksamkeit und das Ansehn solcher einzelner an allen Begebenheiten theilnehmender Männer, wie Bernhard, war, um der gesetzlosen Willkühr, der rohen Gewalt und der Zerrüttung in allen Theilen der Gesellschaft Einhalt zu thun. Die nachtheiligsten Folgen für die Kirche hatte das Eindringen der adlichen Geschlechter in die Kanonikate, besonders suchten habsüchtige Adliche der Archidiakonate sich zu bemächtigen und sich unabhängig machend von den Bischöfen, mißbrauchten sie dieses Amt zu Expressungen aller Art. Zwei verdienstvolle Männer, der eine in der Kirche zu Paris, der andere zu Orleans, der Magister Thomas a S. Victore und der Subdecan Archembald, wurden nicht lange nach einander, weil sie sich den Expressungen solcher Adlichen, ihrem Eindringen in die geistlichen Stellen widersetzt hatten, von Verwandten derselben ermordet. Bernhard forderte den Papst und die Bischöfe zu strengen Maaßregeln gegen dies Uebel auf, er stellte dem Papste vor (ep. 158), welche Zerrüttung aller kirchlichen Ordnung, welcher Verfall der Religion daraus entstehen müsse, wenn hier nicht ein schreckendes Beispiel gegeben werde. „Eins von beiden muß nothwendig geschehn, entweder daß keiner der Adlichen und Mächtigen der Welt fernerhin zu geistlichen Stellen zugelassen, oder daß den Geistlichen die Freiheit gegeben wird, das heilige Amt zu allem Unerlaubten zu mißbrauchen, damit nicht jeder, der etwa von heiligem Eifer entflammt, es zu verhindern sucht, als ein Opfer des Rechts durch die Hand irgend eines Ritters ermordet werde — und was wird denn noch übrig bleiben

von christlichem Gesetze, christlicher Ordnung und von Gottesfurcht, wenn aus Furcht vor dem weltlichen Arme keiner mehr seine Stimme zu erheben wagt gegen den Uebermuth der Kleriker." Durch diese und andrer gewichtvoller Männer ähnliche Vorstellungen bewogen, verordnete Innocenz, daß nicht durch Geld, nicht Gewalt und Schrecken oder die Waffen der Verwandten geistliche Würden erlangt und erhalten werden sollten, sondern allein durch Verdienst, und daß Alle, welche durch jene Mittel sich geistliche Würden verschafft, sie verlieren sollten. Nur schlimm, daß solche päpstliche Verordnungen so oft wiederholt werden mußten, ohne allgemeine Wirkung hervorzubringen!

Auch des Papstes selbst schonte Bernhard nicht, wenn er, statt durch seine Oberherrschaft über die Kirche das ganze kirchliche Gebäude in seiner Festigkeit und seinem Zusammenhang zu erhalten, dem Eigennutz und der Selbstsucht Mittel gab, der Strafe des Gesetzes zu entgehen. Da der Erzbischof von Trier sich darüber beklagt hatte, daß durch die Begünstigung, die seine jungen adlichen Suffraganbischöfe am römischen Hofe fänden, die Metropolitenwürde ein leerer Titel werde, schrieb Bernhard, der Sache sich annehmend, an den Papst (ep. 178): „Es ist die Stimme Aller, welche in unserer Gegend mit treuer Sorgfalt den Gemeinden vorstehn, daß alles Recht in der Kirche vernichtet, das bischöfliche Ansehn ganz verächtlich wird, da kein Bischof es in seiner Gewalt hat, die Beleidigung Gottes zu rächen, keiner alles Unerlaubte auch nicht einmal in

seiner eigenen Diöcese strafen kann; auf euch und den römischen Hof schiebt man die Schuld, was sie Gutes verordnen, sagt man, verbietet ihr, was sie mit Recht verbieten, gebietet ihr. Alle Lasterhaften und Streitsüchtigen aus den Gemeinden, die aus den Klöstern Ausgestoßenen laufen zu euch, und wenn sie von euch zurückkehren, freuen und rühmen sie sich, Beschützer gefunden zu haben, in denen, bei denen sie vielmehr ihre Strafe finden sollten." — — — —

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 67.) Leo Frajapani, welcher den Lambert von Ostia zur päpstlichen Würde zu erheben wünschte, suchte auch damals besonders zu verhindern, daß die Kardinäle frühere Zusammenkünfte hielten, erst drei Tage nach dem Tode des Papstes sollten Alle zusammenkommen und gemeinschaftlich eine canonische Wahl anstellen; er gebrauchte die List, daß er den Kapellänen der einzelnen Kardinäle auftrug, ihren Herrn, ohne daß sie es bemerkten, unter dem schwarzen Ueberkleide (cappa) das rothe beschöfliche Gewand (pluviale), in dem sie als Päpste erscheinen mußten, anzulegen, um so allen Einzelnen auf die päpstliche Würde Hoffnung zu machen. v. vit. Honor. papae ex Ms. Pandulphi Pisani ap. Muratori script. rer. Italicar. t. III. pag. 421.

[2]) (Zu S. 68. et. s.) Ich folge hier den verglichenen gleichzeitigen Nachrichten des Abts Suger in vita Ludovici grossi ap. du Chesne script. franc. pag. 317 und des Chronic. Mauriniac. ibid. pag. 376. Der erste sagt: ecclesiae Romanae majores ac sapientiores ad removendum ecclesiae tumultum consensisse apud S. Marcum et nonnisi Romano more celebrem fieri electionem, dann von Innocenzens

Freunden, qui assiduitate et familiaritate propiores apostolico fuerant, noch deutlicher das zweite, Cardinales qui cum Cancellorio ibi aderant et Honorio infirmanti assederant — timore tumultuantium Romanorum illuc convenire non audentes, bestimmter das zweite, ut Petrum quendam, qui seculariter ad papatum videbatur aspirare, spe sua frustrarent — antequam publicaretur domini papae decessus caet. Daß man die Wahl des Innocenz habe beschleunigen müssen, um den Petrus Leonis auszuschließen, giebt auch der leidenschaftliche Arnulph Sagiens. de schismate ap. Muratori t. III. pag. 428 lit. E. zu verstehn. Man vergleiche damit den Brief des Kardinals Peter von Porto, des Vornehmsten der Parthei Anaclets: „Neglecto ordine, contempto canone, spreto etiam ipso a vobis condito anathemate me inconsulto priore vestro cum essetis novitii et paucissimi caet. ap. Baron Annal. ad a 1130 N. VIII. — Ueber den Petrus Leonis und seine Familie findet man das Sicherste und Ausführlichste in Chron. Mauriniac. l. c. Petrus Leonis hatte auf der Universität Paris seine Studien gemacht, auf seiner Rückkehr nach Italien wurde er Mönch zu Clugny, von Kalixt II. erhielt er die Kardinalswürde und wurde als Legat nach Frankreich gesandt; daß er unter diesem in großem Ansehn stand, erhellt auch daraus, weil der berühmte Abt Peter von Vendome seine Schrift über die Investitur ihm widmete. Der Schilderung seines leidenschaftlich heftigen Gegners, des Arnulph Sangiens., kann man natürlich nicht trauen. Daß Peter Leonis die Kirchen geplündert, die prächtigsten Kirchengefäße habe umschmelzen lassen, um den Ertrag zu Bestechungen und Schenkungen zu gebrauchen, erzählen alle von Innocenzens Parthei, und Bernhard schreibt es in dem Brief an die Römer selbst als ein allgemein bekanntes Faktum. Peter von Porto hingegen sagt ganz kalt in jenem oben angeführten Briefe: Depraedationem illam et crudelitatem, quam praetenditis non vide-

mus." Etwas Historisches muß aber wohl der einstimmig und gleichförmig wiederholten Beschuldigung zu Grunde liegen, ausgemacht ist es wohl, daß Petrus Leonis ungesetzmäßige Mittel anwandte, um zur päpstlichen Würde zu gelangen, daß hingegen Innocenzens Wahl, wenn gleich der Form nach nicht canonisch, doch im Grunde anständiger und gesetzmäßiger war. Es ist das schon ein vortheilhaftes Zeugniß für diesen, daß seine Gegner keine persönlichen Beschuldigungen gegen seinen Charakter, sondern nur gegen die Häupter seiner Parthei vorbringen konnten.

[3]) (Zu S 70. Z. 7.) Man vergleiche den Arnulph Sagiens l. c. und Anaclets Briefe bei Baron l. c.

[4]) (Zu S. 71.) Am bestimmtesten und sichersten beschreibt die Reise des Papstes, das Chronic. monasterii Mauriniac., in welchem sich Innocenz auf dem Wege von Chartres nach Lüttich mehrere Tage aufgehalten hatte. Süger sagt von dem Koncil zu Estampes, der König habe die Untersuchung anstellen lassen, magis de persona quam de electione (fit enim saepe ut Romanorum tumultuantium quibuscunque molestiis ecclesiae electio minus ordinarie fieri valeat.)

[5]) (S. 71. Z. 2. v. u.) Das erzählt Orderic. Vital. hist. eccles. (ap. Du Chesne script. Norman.) ad h. a. Peter von Clugny selbst sagt von sich l. II. ep. II. zu diesem Papst: „Inter studia partium, inter divisiones cordium, exerto semper gladio quantum personae vel officii mei qualitas patiebatur, semper perstiti nec illum unquam a sanguine etiam carissimorum cum necesse fuit prohibui. Quoscunque mihi et Cluniacensi ecclesiae qualibet amicitia junctos reges et principes, nobiles et ignobiles cognovi hos majestatis vestrae pedibus subdere per meipsum sive per alios loquendo, scribendo, mandando, terrendo, mulcendo pro posse non distuli. — Sit ubicunque — schreibt er demselben l. I. ep. I. — habitatio vestra, manebit ubique vo-

biscum obedientia et devotio nostra, quoniam et secundum pöetam: Vejos habitante Camillo Illic Roma fuit.

[6]) (Zu S. 72 Z. 4. v. u.) Das waren die Ueberredungsgründe des Bischofs Gerhard von Egoulesme, wie Arnulph Sagiens. berichtet, und diese Gründe waren wahrlich nicht ganz untriftig, dem Orderic. Vital. ad a 1130 erzählt, der Papst habe dies Jahr Frankreich mit seinen römischen Officialen und Höflingen zur großen Beschwerde der französischen Kirche durchreiset.

[7]) (Zu S. 73. Z. 10. v. u.) Man findet diesen Brief in Baron Annal. ad a 1130. N, 25.

[8]) (Zu S. 74.) v. Otto Frising. Chronicon l. III. cap. 18. pag. 149. ap. Urstis. vit. Bernard per Ernald Abbat. cap. I. §. 5. — Suger pag. 318. und Chronicon Mauriniac. pag. 377. lit. B. erwähnen bloß die ehrenvolle Aufnahme durch den Kaiser. Ueber diesen Streit des Papstes und des Kaisers schrieb Bernhard nachher dem Papste (ep. 150): „Sed nec Leodii cervicibus imminens mucro barbaricus (vos) compulit acquiescere importunis improbisque postulationibus iracundi atque irascentis regis." Als Innocenz unter dem Zusammenströmen einer ungeheuren Volksmenge von Menschen aus allen Ständen seinen feierlichen Einzug zu Paris hielt, kamen ihm auch die Juden entgegen, ihre heilige Schriften verhüllt ihm zum Geschenk bringend, der Papst nahm sie freundlich auf mit den Worten: Auferat Deus omnipotens velamen a cordibus vestris.

[9]) (Zu S. 75. Z. 12.) v. Ord. Vital. derselbe: In hujus modi schismate anathema formidandum est, quod difficulter praecaveri potest, dum unus alium summopere oppugnat contrariumque sibi cum fautoribus feraliter anathematizat, sic nimirum quisque ad id quod agere appetit, sed impossibilitate praepeditus ad effectum perducere nequit, sua saltem imprecatione Deum contra aemulum suum expetit. Ein Abt Reimbald zu Lüttich zeichnete sich durch seine Mäßigung uns unter diesen gegenseitigen Verfolgungen. Als

ein Circularschreiben (rotulus) an die Aebte und Geistlichen herumgeschickt wurde, worin der Tod des Abts Herveus angezeigt und nach des Zeitalters Gewohnheit Alle aufgefordert wurden, für seine Seele zu beten, benutzten dies die Anhänger Anaclets und Innocenzens zu Invectiven gegen einander und erklärten, daß sie nicht mit einander beten könnten. Der Abt Reimbald äußerte daher in seinem zu dem Circularschreiben hinzugefügten Gutachten sein Mißfallen über diejenigen, welche durch ihre Uebereilung die traurige Spaltung der Kirche veranlaßt hätten, statt die verschiedenen Gründe für und gegen durch eine ruhige Untersuchung zu prüfen. „Miserum est, si schisma hoc efficit ignorantia, miserius an crudelius sit nescio, si efficit invidia. Vide quaeso quantae sit hoc praesumptionis et audaciae, hac confusione, hoc errore jam paene tota ecclesia quasi phrenesi quadam circumfertur in tantum, ut cum orant religione immo religioni finitima superstitione nec loco alius alium velit admittere. v. Baron l. c. N. 40.

[10]) (Zu S. 75. Z. 13. v. u.) cf. besonders vit. B. laudat. c. VI. N. 52 Arnulph Sag. c. V. Bernard ep. 126. Lange vor dieser Spaltung beklagte sich Peter von Vendome l. I. ep. 21. über die Bestechlichkeit, den Stolz und die Herrschsucht des Legaten Gerhard.

[11]) (Zu S. 76. Z. 11.) Diese Weigerung des Innocenz, den Antrag des Petrus Leonis anzunehmen, mag wohl bei dem normännischen von den italienischen Angelegenheiten nicht wohl unterrichteten Ordericus Vitalis die Erzählung ad a 1133 veranlaßt haben, der Kaiser Lothar habe den Petrus Leonis selbst aufgefordert, auf die päpstliche Würde Verzicht zu thun, oder dem Ausspruch eines Koncils sich zu unterwerfen, Petrus Leonis sey das letztere eingegangen, Innocenz aber unter keiner andern Bedingung, als wenn er vorher in den vollen Besitz alles dessen, was zur päpstlichen Würde gehöre, gesetzt werde. Der Unwille über diese Weigerung

habe den Kaiser bewogen, den Petrus Leonis in seinem Besitz zu lassen und sich von Rom zurückzuziehen. Dies widerspricht aber allen übrigen glaubwürdigen Nachrichten, nach denen die Schwäche seiner Macht und seine politische Lage in Deutschland den Kaiser nach seinem ersten Einzuge in Rom bewogen, sich von dort zurückzuziehen. Die sicherste Widerlegung ist ein Brief des Kaisers selbst, worin dieser den Hergang der Sache schildert." Als er zuerst nach Rom gekommen, habe ihm Petrus Leonis viele Gesandte entgegengeschickt, sich durch sie beklagend, daß man feindlich gegen ihn verfahre, da er doch bereit sey, einer friedlichen Untersuchung sich zu unterwerfen, dagegen habe Innocenzens Parthei eingewandt, das von der ganzen Kirche schon ausgesprochene Urtheil könne nicht noch einmal untersucht werden. Doch habe Innocenz endlich nachgegeben auf die wiederholte Erklärung des Petrus Leonis, und sich bereit erklärt, seine Besitzungen dem Kaiser zu überlassen; nun habe es sich aber gezeigt, daß es des Petrus Leonis Absicht sey, nur zu täuschen und Zeit zu gewinnen, daher sey er von dem Kaiser und von den Fürsten für einen Feind erklärt worden." v. Mansi Act. Concil p. 483.

[12]) (Zu S. 78. Z. 8.) Mabillon bemerkte mit Recht, daß der uns erhaltene Sermo wohl nicht von Bernhard herrühre. Das Nähere klärt sich auf durch einen Brief des Herausgebers dieses Sermo als Vorrede bei Paez. Codex. diplom., wo dieser sagt, er habe nicht alles, was Bernhard in seiner Gegenwart vor 15 Jahren gesagt, im Gedächtniß behalten können, sondern wisse nur noch die Folge des Inhalts, (Mansi a. c. t. XXI. pag. 467.), er gebraucht daher gesammelte Stellen aus andern Schriften Bernhards. (Ist übrigens Eugen nicht durch einen Druckfehler statt Innocenz bei Mansi l. c. genannt, steht dies wirklich so bei Paez, was ich in diesem Augenblick nicht vergleichen konnte, so mußte die Rede auf dem Koncil zu Rheims unter Eugen III.

gehalten worden seyn) — Es ist schön, daß die Päpste, wenn gleich aus dem Sitze ihrer Herrschaft vertrieben, und für diese kämpfend, doch aufmerksam waren auf den sittlichen und religiösen Zustand der Nationen, so finden wir in allen diesen von dem Innocenz auf seinen Reisen gehaltenen Koncilien wiederholte Verordnungen gegen die herrschenden Mißbräuche der Kirche und der Gesellschaft, z. B. gegen die Clerici conducticii, die Simonie und die Mittel überhaupt, wodurch unfähige Menschen sich in geistliche Stellen eindrängten, die unanständige Kleiderpracht der Geistlichen, die blutigen Turniere (wer darin sein Leben verlor, sollte kein kirchliches Begräbniß erhalten) gegen diejenige, welche Feuersbrünste stifteten aus Rache und Haß, was nicht gar selten gewesen seyn muß, (alle, welche Theil hatten an einer solchen Art der Rache, sollten excommunicirt werden und nicht eher die Absolution erhalten, als bis sie nach Kräften den Schaden ersetzt und die Buße übernommen hätten) für die Sicherheit der Kaufleute, Landleute, Reisende, Fremden, für die Heiligung der für das Zeitalter so heilsamen, dem Faustrecht nach und nach entgegenwirkenden treugae Dei. Diese Reisen der Päpste, zu denen sie durch die römischen Unruhen häufig genöthigt wurden, waren insofern heilsam für die Nationen, die Päpste lernten dadurch den Zustand der Kirchen und Nationen näher kennen, sie verschafften ihren Verordnungen durch das Gewicht ihrer persönlichen Gegenwart größeres Ansehn, diese Synoden wurden von angesehenen Bischöfen und Geistlichen aus verschiedenen Ländern besucht, und diese verbreiteten diese Gesetze nach ihrer Rückkehr in die übrigen Länder. Freilich wirkten sie dennoch nur nach und nach langsam, Orderic. Vital. von dem lateranensischen Koncil ad. 1139. Apostolica decreta passim per regna divulgata sunt, sed nihil, ut manifeste patet oppressis et opem desiderantibus profuerunt, quoniam a principibus et optimatibus regnorum et subjectis plebibus parvipensa sunt.

[12]) (Zu S. 78. Z. 9. v. u.) S. besonders Otto Frising l. VII. c. 17. Wegen der geringen Macht des Kaisers und seines Mangels an den nothwendigen Mitteln bat Bernhard den König Heinrich von England, ihn zu unterstützen, ep. 138. In ingressu urbis sumus, salus est in januis, justitia nobiscum est, sed Romanis militibus cibus iste non sapit. Itaque justitia placamus Deum, militia terremus hostem, solis necessariis necessaria non habemus. Uebrigens ist dieser Brief Bernhards, den er nur auf diesem ersten Zuge des Kaisers schreiben konnte, der sicherste Beweis, daß er schon diesmal den Papst begleitet, cf. Pagi ad a. 1134. N. 12. v. Otto Fris. l. VII. c. 17. Landulph junior hist. Mediolan. c. 38. ap. Muratori. script. Ital. VII., die hierher und zu dem Folgenden gehörenden wichtigen Stellen Landulphs findet man auch bei Baron. und Pagi ad a. h., ausführlich in Ughelli Italia sacra dem Bande über Mailand unter der Rubrik von den Bischöfen Anselm und Riboald, oder ed. II. Coleti. Venet. 1719. t. IV. pag. 136 et seqq. cf. vit. B. laud. c. II. et seqq. — Die Krankheiten, welche Bernhard geheilt haben soll, waren meistens Nervenkrankheiten, Raserei (die man damals von Dämonen herleitete) und Fieber. — Bernhard hat außer dem mailändischen Erzbißthum mehrere andre ausgeschlagen, die Bißthümer von Genua, Langres, Chalons sur Saone, Rheims v. l. c. vit. B. c. IV. §. 26. „Jam divulgatum erat ubique, Abbatem sic statutum in ecclesia Dei, sicut in Hebraeorum populo Moses fuit, qui quum non esset pontifex, Aaron tamen unxit et sacravit pontificem et dispositionibus ejus tota Levitica omni tempore successio paruit." — Unter Bernhards Briefen selbst ist ep. 134. an Mailänder von vornehmem Stande gerichtet, welche sich zum Mönchsleben mit einander vereinigt hatten und Bernhards Rath und Leitung verlangten; der Brief ist, wie aus dem Inhalt erhellt, noch vor dem Pisaner Koncil geschrieben. Bernhard forderte auch

die Kaiserinn Richiza auf, den Mailändern eine ehrenvolle Behandlung von dem Kaiser zu verschaffen (ep. 137). — Auch in Genua stellte er den Frieden wieder her (ep. 129). Fast in einem Tage setzte er dort alles durch, was er wollte, wie er sagt: exsulibus, captivis, compeditis et incarceratis evadendi atque repatriandi laetam reportavimus spem, er ermahnte sie nachher, überhaupt keine Gesandte von dem Herzog Roger anzunehmen. „Juxta illud pöetae, ut verum fateor semper timui: Danaos et dona ferentes." Er selbst gab ihnen weise Rathschläge, wie sie Ruhe und Frieden in ihrer Republik erhalten sollten: Si quis forte deprehendatur manum extendere ad turpe lucrum, hunc protinus notate et judicate hostem nominis vestri, civium proditorem ac venditorem communis honoris et honestatis. Si quis item susurro in populo, jurgia seminare et pacem turbare velle reperiatur; huic rigidae censurae remedio citius obvietur eo quippe pessimae quo intimae pesti.

[12]) (Zu S. 86. Z. 6. v. u.) Da Peter von Clugny nach Aquitanien gereiset war, um die Spaltung beizulegen, schrieb er auf dieser Reise, mit vielen äußerlichen Angelegenheiten beschäftigt, seinem Freunde, dem Mönch Peter die herrlichen Worte, welche den Mann charakterisiren, der nicht wie andre die Begierden und Neigungen der Welt in das Kloster mit hinübertrug, sondern die wahre, über die Welt und ihren Einfluß hinausliegende Seelenruhe kannte: „Vellem certe secundum Esaiam meipsum abscondere a facie formidinis Domini et quaerere mihi locum non solum spiritualem; sed etiam corporalem. Sed si non detur vel quousque detur, aemulemus eum, qui inter populorum frequentias et regales epulas et auratos parietes dicebat: ecce elongavi fugiens et mansi in solitudine ψ 54. Et velut intra septa montium, sic intra arcana cordium nobis solitudines aedificemus, ubi a veris mundi contemptoribus vera tantum eremus invenitur, ubi nullus

externus admittitur, ubi mundanorum tumultuum turbo fragorque sopitur, ubi sine ullo corporeae vocis sono in sibilo aurae tenuis vox Dei loquentis auditur. Ad hanc solitudinem dum sumus in hoc corpore et peregrinamus a Domino in medio quoque turbarum positi assidue recurramus et quod in extremis orbis finibus quaereremus, in nobis metipsis (nam et regnum Dei intra nos est) inveniamus. Petri Cluniac. l. II. ep. 22.

[13]) (Zu S. 90. u. d. f.) S. vit. II. B. c. VI. N. 15. ibid. §. 40. Otto Frising. Chr. l. VII. c. 29. Ueber das folgende cap. VII. vit. laud. B. zu vergleichen mit Falco Beneventan. ad a. 1136 et 37. Daß Bernhard erst im Jahre 1137, nachdem Innocenz schon in Rom eingezogen war, dahin kam erhellt aus der Erzählung des Lebensbeschreibers Bernhards. Ich setze hierher desselben Schilderung von dem wiederhergestellten Frieden ibid. §. 43. Processiones per ecclesias sollenniter celebrantur, depositis armis ad audiendum verbum Domini plebes concurrunt, post multifarias egestates in brevi civitas opulenta refloret; quae discordiae tempore distracta fuerant, pax solidata reducit et revocat, arantur solitudines et deserta pinguescunt. Seine Freude über die wiederhergestellte kirchliche Ruhe bezeugte Bernhard Peter dem Ehrwürdigen ep. 147.

[14]) (Zu S. 94. u. d. f.) S. Wilhelm a Nangis Chronic. t. III. d'Achery spicileg. et Robert a monte ad a. 1142 et 43, der Papst sagte regem puerum cöercendum et instruendum, ne talibus assuescat. Auch Peter von Clugny bat den Papst, die nachtheiligen Folgen, die aus dem Streit fließen könnten, ihm vorstellend um Nachsicht mit dem jungen Könige in der Sache des Erzbischofs von Bourges l. IV. ep. III. — Ad haec — schreibt Bernhard dem Kardinal Stephanus von dem Könige ep. 224 §. 4. cogit suo more episcopos ad maledicendum benedicendis et iterum benecidendum maledicendis et quoniam non obtemperatur pro suo libitu sibi, circuit

mare et aridam, ut inveniat juratores, quorum perjuriis quos fortasse Deus conjungit per homines separentur. Der Zeitgenosse Otto Fris. l. VII. cap. 21. beschreibt das Elend, das in Frankreich aus diesem Kriege entstand, Francia ob Ludovici ac Theobaldi guerram tot praedis et incendiis perpessa est discrimina, quod nisi religiosorum, qui ibi morabantur meritis, orationibus et consilio nuper pacata fuisset, ad internecionem deleta putaretur. Ueber Theobald v. vit. II. B. l. c. c. VIII. l. IV. auctore Gaufrido c. III. monachi et conversi inutiles ejus milites et balistarii dicebantur. Da einst mehrere Bischöfe über das Unglück des Grafen mit einander sprachen, und Einer von großem Ansehn sagte: der Graf ist in des Königs Gewalt und keiner kann ihn retten, antwortete ein andrer, es sey wohl Einer, der ihn retten könne, der allmächtige Gott. Ja, sagte der Andre im Aerger: Si manifestus appareat, si clavum teneat, hinc inde percutiat, sed hactenus ista non fecit. Bernhard tröstete ihn durch die Verheißungen der Religion, das Beispiel Hiobs, dadurch gerührt, ließ Theobald zwei kostbare, mit vielen Edelsteinen besetzte Gefäße bringen, ein Geschenk seines Oheims, des Königs von England, ließ sie umschmelzen, verkaufen und von dem Ertrag Klöster anlegen (dilecta Domino super aurum et topazion tabernacula).

Zusatz über Bernhards Aufenthalt zu Mailand. (Zu S. 83 u. d. f.)

Bernhard soll während seines Aufenthalts in Mailand der damals noch regellosen Verbindung der Humiliaten (Humiliati, fratres de convenio, so genannt nach ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften, convenia, abstammend von einer Gesellschaft reicher und vornehmer Mailänder im eilften Jahrhundert, welche durch den Kummer der Verbannung aus dem Vaterlande zur Buße erweckt, sich zu einem ge-

meinsamen, frommen, ascetischen und gemeinnützigen Leben vereinigt hatten und das nach ihrer Rückkehr fortsetzten) auf ihre Bitte die ersten Ordensgesetze gegeben und sie dadurch zuerst zu einer regelmäßigen, mönchsartigen Verbindung (dem nachher zum Unterschiede von jener ersten freieren und regelloseren Verbindung, tertius ordo, so genannten secundus ordo Humiliatorum) vereinigt haben. Was abər, da es nur durch spätere, nicht ganz zuverlässige Geschichtschreiber vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts uns so berichtet ist und noch andre Schwierigkeiten hat, sehr zu bezweifeln ist. Vielleicht liegt das Wahre zum Grunde, daß wie seine Erscheinung zu Mailand bei Vielen eine Sinnesänderung und einen ascetischen Enthusiasmus hervorrief, und er überhaupt an allen mönchsartigen Verbindungen lebhaften Antheil nahm, auch der Orden der Humiliaten durch ihn großen Zuwachs erhielt. Man findet diesen Gegenstand weitläuftig abgehandelt in: Vetera Humiliatorum monumenta annotationibus ac dissertatioribus illustrata auct. Hieronym. Tiraboschio. Vol. I. 1766. Mediolani. Dissertat. II.

B. Bernhards Kampf mit Peter Abälard und Arnold von Brixen.

Vielfache Regungen des zu einem neuen Leben erwachenden Geistes der Menschen offenbarten sich nach verschiedenen Richtungen hin in dem Zeitalter Bernhards. Nachdem die von Karl dem Großen gegründete Bildung durch die wilden Stürme des neunten und zehnten Jahrhunderts größtentheils vernichtet war, nachdem die geistigen Kräfte der Menschen in einen langen

Schlaf

Schlaf versunken geschienen, entwickelte sich ein neues originelles Leben der Geister um desto kräftiger, weil es nicht eine durch einen Einzelnen bloß mitgetheilte Bewegung war, sondern von innen heraus sich entwickelnd unter den Nationen hervordrang. Einzelne ausgezeichnete Männer, wie ein Gerbert, scheinen zuerst am Ende des zehnten Jahrhunderts ein wissenschaftliches Streben unter ihren Zeitgenossen erregt zu haben, diese ersten Bewegungen wirkten im Stillen, der menschliche Geist, der zu einem neuen Leben erwachen sollte, bedurfte nur leiser Anregungen, um überall geweckt zu werden. Bei andren Völkern und zu andren Zeiten hatte sich die freithätige Bewegung der Geister zuerst in der Erforschung der Natur, welche dem sinnlichen Blick des Menschen am nächsten liegt, geoffenbart und daher die Spekulation, ausgehend von dem Gesetz der Natur und dies übertragend auf alles, eine gotteslängnerische Richtung genommen, wie bei den Griechen, — jetzt gab das Christenthum, von dem die ganze Bildung der Nationen ausgegangen war, dem Leben der Geister die Richtung auf das Innerste, denn es hatte ihnen eine Lehre gegeben, welche den Menschen zuerst sich selber kennen zu lernen, in die Tiefen seines Herzens und Geistes zu blicken antrieb. Die Schriften des Augustinus, des tiefsinnigsten der älteren Kirchenlehrer, in denen vieler Spekulationen Keime lagen, hatten großen Einfluß auf die sich bildende Theologie und Philosophie dieser Zeiten. Es war der herrschende Grundsatz in Augustins Theologie [1]) (der aus dem ganzen Lauf seines innern und äußern Lebens hervorging)

daß die Wahrheiten der Religion nicht gleich seyn den übrigen Erkenntnissen des Menschen, zu denen er ohne eine sittliche innere Vorbereitung durch die forschende Thätigkeit des Verstandes gelange, sondern daß er jene zuerst annehmen müsse durch den Glauben als eine Arzenei der Seele, bis er, nachdem sein Herz durch diesen Glauben gereinigt und gebessert, fortschreite zur klaren Erkenntniß. Von diesem Grundsatze ging auch die neue christliche Philosophie aus, welche in diesem Zeitalter sich bildete, denn der erste ihrer Beförderer, Anselm von Kanterbury, war durch den Geist Augustins geleitet. Zwei Abwege entgegengesetzter Art sind es, in welche hier der menschliche Geist sich verlieren kann, entweder zu sich herabziehend das unbewegliche Göttliche, es gleich setzend dem Subjektiven und Menschlichen — oder die besondere aus seiner individuellen Bildung hervorgehende Form, in der er das Göttliche auffaßt, seine Reflektionen über dasselbe, das Bewegliche dem Wechsel menschlicher Bildung Unterworfene mit dem Unbeweglichen über menschliche Begriffe Erhabenen, verwechselnd. Schon in dem Zeitalter Augustins war man nicht fähig — noch weniger in dem Zeitalter Anselms — unbefangen die göttliche Lehre des Christenthums zu verfolgen bis auf ihren ä t h e r i s c h e n Ursprung, ihre historische göttliche Basis, auf welcher alle Systeme menschlicher Dogmatik gegründet sind, man faßte das Christenthum auf, wie es vermenschlicht durch menschliche Ueberlieferung gegeben war. Durch diese menschlichen Formen war freilich der wesentliche Charakter des Christenthums keineswegs

entstellt, wenn gleich für manche freiere Aussicht der Blick dadurch verschlossen, zu einem Gebäude des Wahns, der sich immer mehr mit der Wahrheit vermischte, dadurch der Grund gelegt und eine engherzige Polemik veranlaßt. Was die Menschen zum Glauben führte und die Glaubenden beseligte, war nicht das Menschliche, eben so wenig als der von philosophischem Dogmatismus beherrschte Mensch um der Beweise willen an die von der menschlichen Natur unzertrennlichen Wahrheiten glaubt, wenn es gleich ihm so scheint. Auch unter dieser Hülle genossen die Menschen des Christenthums Segen für Geist und Herz, die Vorsehung wußte wohl die Entwickelung des menschlichen Geistes leitend die Zeit herbeizuführen, in der das Ursprüngliche sich scheiden sollte von dem im Laufe der Zeit hinzugekommenen. — Nach jenem Grundsatze die kirchliche Lehre behandelnd, schien die Forschung des Verstandes in keinen Widerspruch mit derselben gerathen zu können. Doch aus einigen Spuren erhellt [2]), daß das wiederauflebende Studium der alten römischen Literatur in Italien, wo dies am eifrigsten betrieben wurde, Zweifel an dem kirchlichen Lehrbegriffe hervorrief. In Frankreich wurde Berengar, in den Gränzen des kirchlichen Lehrbegriffes nicht stehn bleibend, durch freieres Forschen das in seinem Zeitalter herrschend werdende Dogma von der Brodtverwaltung anzugreifen veranlaßt, welches hingegen Lanfrank mit den Waffen der Dialektik vertheidigte. Einer der dialektischen Philosophen Roscelin [3]) gerieth mit der herrschenden Kirchenlehre, das Dogma der Dreieinigkeit nach seinem philosophischen

System erklärend, in Kampf. Diese Auftritte hatten die Folge, daß diejenigen, welche fest hielten an den Bestimmungen der kirchlichen Orthodoxie, der philosophischen Behandlung der Glaubenslehren abgeneigt wurden. Es schienen sich in dieser Zeit zwei Partheien unter den Lehrern der Kirche zu bilden, die eine, einem contemplativen Mysticismus geneigt, betrachtete die Kirchenlehre als Basis desselben, befürchtete von der freien, forschenden Spekulation eine Erschütterung dieser sicheren Basis, eine Profanation des Heiligen, die andre hatte zwar keineswegs die Absicht, durch ihre Spekulation den kirchlichen Lehrbegriff anzugreifen, aber sie wollte die Lehren der Kirche aus den Ideen der Vernunft beweisen und erörtern, ihr philosophisches System darauf anwendend. Bernhard war, wie sich dies schon aus seiner bisherigen Schilderung ergiebt, der Repräsentant und vornehmste Sprecher jener ersteren Parthei. In dieser Zeit machte durch seine theologischen Spekulationen großes Aufsehn ein Mann großen und tiefforschenden Geistes, Peter Abälard, der schon unter den Philosophen durch sein originelles Forschen sich sehr ausgezeichnet, aber auch durch seine Polemik sich viele Feinde gemacht hatte. Nachdem er aus des Lebens Stürmen, in die ihn seine jugendliche Leidenschaft fortgerissen, eine Ruhestätte gefunden in dem pariser Kloster St. Denis, verbreitete er der Richtung folgend, welche das Schicksal seinem Geiste und seinem Leben gegeben hatte, seine Forschungen auf die Theologie, er suchte das wissenschaftliche Bedürfniß der Jugend, die zu ihm hinströmte und mit großem

Enthusiasmus ihn hörte zu befriedigen, auf die letzten Gründe der Vernunfterkenntniß zurückgehend, aus diesen die Wahrheit der geoffenbarten Lehren zu beweisen, und sie dadurch gegen die Einwürfe derjenigen, welche die Autorität der Bibel nicht anerkannten, zu vertheidigen. Eine solche Untersuchung mußte er rechtfertigen gegen die Beschuldigungen derjenigen Theologen seiner Zeit, welchen jede Prüfung der Glaubenslehren gefährlich schien, er konnte sich um desto mehr gedrungen fühlen, das Verhältniß des Glaubens zur Vernunfterkenntniß zu erörtern, weil er den Glauben mit Leichtgläubigkeit und Aberglauben so oft verwechselt sah. „Es giebt viele Menschen — sagt er — welche die Glaubenslehren auf eine verständliche Weise aus einander zu setzen nicht vermögend Trost für ihre Unwissenheit darin suchen, daß sie die Glaubensgluth hoch preisen, welche ohne Einsicht glaubt, und früher annimmt, als sie sieht, was es denn sey, als sie erkennt, ob es anzunehmen sey und nach Vermögen geprüft hat. Dürfe man aber den Glauben nicht nach Gründen prüfen, so folge daraus, daß man Wahres und Falsches ohne Unterschied annehmen müsse. Wer nach thätigem Forschen das Göttliche erkenne, gelange zu einem festen Glauben. Wenn gleich dieser erste Anfang des Glaubens etwas Menschliches sey, und nichts Verdienstliches, so sey darum doch diese erste Stufe nicht unnütz. Wenn der Mensch durch seine Kräfte diesen ersten Schritt gethan und die Zweifel niedergeschlagen habe, komme die göttliche Liebe hinzu und verleihe dem Menschen, was er durch sein Forschen nicht erhalten ge-

konnt und was ihm noch gefehlt habe. Manche vorher Ungläubige seyen durch Wunder zu glauben bewogen worden. Leichtfertige Menschen glaubten schnell, ihr Glaube habe aber auch keine Festigkeit. Menschliche Künste und Wissenschaften als eine Frucht der von Gott dem Menschen verliehenen Kräfte seyen Gottes Gaben und daher etwas Gutes. Gott, der selbst das Böse zum Guten gebrauche, habe gewiß seine guten Gaben zu einem guten Gebräuche bestimmt. Wenn der Apostel Paulus gegen menschliche Weisheit rede, so rede er nur gegen den Mißbrauch, und könnte diesen nicht tadeln, wenn es nicht auch einen guten Gebrauch gäbe. Menschliche Wissenschaft könne zwar keine Frömmigkeit und Heiligkeit, kein Verdienst vor Gott verleihen, was nur durch den Glauben und die Gnade Gottes erlangt werde, aber der Geist könne dadurch nach und nach vorbereitet und fähig werden, nach der Bekehrung der höhern Weisheit Gaben zu erhalten, denn die heiligen Männer hätten in göttlicher Wissenschaft mehr durch ihr vorhergegangenes wissenschaftliches Streben, als durch Frömmigkeit erlangt; obgleich an Verdienst vor Gott Paulus dem Petrus, Augustinus dem Martinus nicht vorangehe, so hätten doch beide eine desto größere Gnade der Wissenschaft nach ihrer Bekehrung erlangt, weil sie sich vorher durch menschliche Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet." Abälard war aber fern von dem Wahne, daß seine Philosophie eine adäquate keiner Sehnsucht mehr Raum lassende Erkenntniß der göttlichen Dinge geben könne. Da die Theologen seiner Zeit mit Recht behaupteten, daß das gött-

liche Wesen der Dreieinigkeit in diesem Leben von dem Menschen nicht begriffen werden könne, weil dies Begreifen das ewige Leben selbst sey (mit Recht, denn das Wesen des zeitlichen Lebens besteht eben darin, daß ein andres Gesetz der Idee Gottes, in welcher des Menschen Geist gewurzelt ist, entgegensteht; wo dies beschränkende Gesetz nicht mehr seyn, sondern allein sich offenbaren wird das rein Positive, ist das ewige Leben, Gott alles in allem, was die heilige Schrift nennt das Schauen von Angesicht zu Angesicht, die Erscheinung des Vollkommenen, welchem sie entgegensetzt das Sehen im Spiegel und im Räthsel, das Theil und Stück weise; jetzt ist unser Leben verborgen in Gott, wenn es aber erscheinen wird und wir ihn sehn werden, wie er ist, werden wir ihm gleich seyn), so unterschied Abälard, um sich zu rechtfertigen, zwischen dem credere und intelligere, was zu Einer Stufe des Daseyns gehöre, und dem cognoscere. Dieses letztere sey die Erfahrung durch die unmittelbare Gegenwart, und dies sey das ewige Leben, der Glaube sey ein Fürwahrhalten des noch nicht geoffenbarten (existimatio non apparentium). Daher schickt er seiner Erörterung der Lehre von der Dreieinigkeit die Erklärung voraus: „Wir versprechen keineswegs, die Wahrheit darüber zu lehren, ja wir glauben überhaupt nicht, daß dies irgend ein Sterblicher vermöchte, sondern wir wollen nur etwas Wahrscheinliches, der menschlichen Vernunft Angemessenes und dem heiligen Glauben nicht Widersprechendes vortragen." Er erkannte, daß das göttliche Wesen und seine Offenbarung nothwendig er-

haben sey über menschlichen Verstand und Sprache, daß alle Regeln und Kategorien der Philosophie nur auf geschaffene Wesen eigentlich paßten. Gott könne man im eigentlichen Sinne nur ein Seyn nennen, dies allein lasse sich in wahrem Sinne von ihm sagen, und vielleicht könnte er das einzige wahre Seyn genannt werden, Gott, der nach menschlicher Wissenschaft betrachtet, nichts sey, sey allein im wahren Sinne des Worts. Es könne keine absolute Wissenschaft der göttlichen Dinge geben, weil der Mensch keine angemessene Sprache für diese Ordnung der Dinge habe, weil seine Sprache bloß der geschaffenen Welt angemessen sey, wie das Verbum beweise, das sich bloß auf die Zeit beziehe, welche mit der Weltschöpfung begonnen habe. Damit mögen wir vergleichen, was Abälard in einem andern Zusammenhange sagt, um die Wissenschaft der Natur gegen die Vorwürfe der Theologen zu rechtfertigen, — die Sprache Gottes zu den Menschen in der Bibel sey gewöhnlich symbolisch, „Gott bildet sich oft lieber durch die Natur seiner Geschöpfe ab, als er sich durch die von uns erdichteten oder erfundenen Worte darstellen läßt." Doch sey mit dem Wesen der Vernunft die Erkenntniß Gottes nothwendig verbunden. „Wenn wir das Wesen der Vernunft betrachten, deren Natur es eigen ist, über alles Sinnliche hinauszugehn, und nach dem zu forschen, was die Sinne nicht zu erreichen vermögen, so folgt daraus, daß je erhabenerer Natur eine Sache ist, je ferner von den Sinnen sie liegt, sie desto mehr das Streben der Vernunft auf sich richten muß. Da der

Mensch insbesondere wegen der ihn auszeichnenden Vernunft mit dem Bilde Gottes verglichen wird, so konnte sie der Mensch auf nichts lieber hinrichten, als auf den, dessen Bild er durch sie eben darstellt." Bei der Untersuchung über das göttliche Wesen ging Abälard aus von der Lehre der Dreieinigkeit, als die Vollkommenheit des höchsten Wesens, die Idee des höchsten Guts erschöpfend, daher mit der Idee Gottes im Wesen der Vernunft gegründet, wenn gleich der Mensch sich derselben nicht bewußt wäre. Seine Erklärung der Dreieinigkeitslehre war im Grunde keine neue, sondern dieselbe Vernunftidee, welche in allen Erklärungen dieses Dogmas seit dem nicaenischen Koncil sich findet, daß dadurch bezeichnet werde das Verhältniß des Seyns, Erkennens und Wollens, der Macht, Weisheit und Liebe in dem göttlichen Wesen, die in der Einheit desselben nothwendig gegründete Dreiheit. Der ungezeugte Vater bezeichne besonders die göttliche Allmacht, als Grund alles Daseyns, die Weisheit setze das Vermögen der Wirksamkeit, also die Allmacht, voraus, der Allmächtige habe von Ewigkeit her in sich den Plan entworfen, den seine Allmacht zur Ausführung bringe, daher die Weisheit dargestellt als von Ewigkeit her erzeugt aus der Allmacht, welche sie voraussetze. Man müsse hier von allen zeitlichen Vorstellungen abstrahiren, unter der ewigen Zeugung sich keine successive Handlung denken, sondern etwas von Ewigkeit her über alle Zeit in dem göttlichen Wesen Gegründetes, die nothwendige Verbindung der Weisheit mit der Allmacht. Der Allmächtige, der vermöge dieser Allmacht

alles was er denke wirklich zu machen die Kraft habe, der vermöge seiner Weisheit alles so denke, wie es am besten sey, wolle auch nur das durch seine Weisheit für das Beste Erkannte. Das werde ausgedrückt durch das Dogma: vom Vater und Sohn gehe aus der heilige Geist. Das Ausgehn [7]) bezeichne am treffendsten das Wesen des heiligen Geistes, die göttliche Liebe nothwendig verbunden mit Gottes Selbsterkenntniß, weil das Wesen der Liebe Mittheilung sey, weil man durch die Liebe gleichsam von sich selbst ausgehe. Die Liebe Gottes sey ewig in seinem Wesen gegründet, wenn gleich die Geschöpfe, als Werke dieser Liebe, auf welche sie sich beziehe, nicht ihrer Natur nach nothwendig seyn (hätte er diese große Idee weiter verfolgt und sich nicht selber, wie in mancher andren Rücksicht, Gränzen gesetzt, so würde er in eine große Kätzerei verfallen seyn, daß in Gottes Wesen gegründet sey eine himmlische, ewige Schöpfung, die Wirkung dieser heiligen, sein Wesen ausmachenden, Liebe, verschieden von der zeitlichen, ein andres Gesetz neben Gott voraussetzenden, Schöpfung, und seine tiefsinnige Distinction würde ihn haben erkennen lassen, daß dies der Erhabenheit des göttlichen Wesens über die Schöpfung nicht entgegen sey, weil die Geschöpfe immer ihrer Natur nach entstanden und abhängig seyen, wenn gleich das Princip und der Quell ihres Daseyns, die Liebe, eins mit Gottes heiligem Wesen. Selbst das Wesen des menschlichen Geistes des Bildes der Gottheit besteht ja in ewigem Streben, sich selbst mitzutheilen und aus sich zu verbreiten, was aller menschlichen Empfin-

dung, allem menschlichen Erkennen und Handeln, vorhergeht, immer klarer und lebendiger hervortritt, je besser der Mensch wird). Wie in diesen allgemeinen Grundsätzen mußte Abälard, der durch seines Geistes freien Schwung sich zu Principien erhob, die weiter führten, als er selbst, durch den kirchlichen Lehrbegriff und die Vorstellungen seiner Zeit beschränkt, sie verfolgen konnte, bei den zu tieferem Nachdenken unfähigen Menschen Mißverständnisse veranlassen, wenn er die Lehre vom freien Willen in ihrer Wurzel auffaßte und auf die Untersuchung über das göttliche Wesen anwandte. Wer über Zeit und Raum sich nicht erhebt, den Zustand des Menschen, wie er ihn vor sich sieht, für den ursprünglichen hält, kommt nothwendig dahin, daß er entweder das Daseyn eines Positiven, Vollkommenen und Freien durchaus läugnet oder die Ordnung der Dinge umkehrend, das Negative für das Positive, die Beschränkung für Freiheit, das Unvollkommene für das Vollkommene hält. So, weil er sich und Andre im zeitlichen Leben überall wählen sieht zwischen verschiedenen Richtungen in der Möglichkeit so oder so zu handeln, etwas zu thun oder zu lassen, hält er jenes Wählen zwischen Verschiedenem und Entgegengesetztem für das Wesen der Freiheit und jeden für einen Gotteslästerer, der dies Idol niederwirft, oder er sieht das Nichtige einer solchen Freiheit, zeigt, daß die Selbstbestimmung des Menschen in diesen Fällen bloß scheinbar sey, läugnet aber, weil ihm die Anschauung einer reellen, sich aus sich selbst bestimmenden Freiheit fehlt, das Daseyn einer solchen, somit das Daseyn eines per-

sönlichen Gottes und einer selbstständigen Geisterwelt und wird ein Materialist oder Pantheist. Abälard zeigt, daß die Definition der Freiheit, als des Vermögens etwas eben so wohl zu thun als zu lassen, nur für mangelhafte Wesen, als des Vermögens zwischen Gutem und Bösem zu wählen, nur für den verdorbenen Zustand des Menschen passe, denn jemehr der Mensch sich von der Sünde entferne und geneigt werde zum Guten, erlöset von jener unerträglichen Knechtschaft der Sünde, desto freier werde sein Entschluß in der Wahl des Guten. Nach der auf Gott und Menschen passenden Definition der Freiheit sey sie das Vermögen, das von der Vernunft durch sich selbst beschlossene ohne Zwang durch seinen Willen zu vollbringen. Jenes negative Vermögen, etwas anders zu thun, als es der Natur des Wesens angemessen ist, etwas anders als das Beste, sey nur der menschlichen Schwäche eigen und daher auf Gott nicht zu übertragen. Gott wähle und wirke zu jeder Zeit nur das Beste. (Richtig bemerkt hier Abälard, daß Gottes Vermögen sich auf keine Zeit beziehe, die außer ihm liege, nur in der Ausübung trete das Successive der Zeit ein, — in der That entstehen alle Schwierigkeiten nur aus der Vermischung dieser beiden Ordnungen der Dinge, der ewigen in Gott gegründeten und der zeitlichen), und er könne seiner Natur nach nichts anders als das Beste wählen." Aber diese Nothwendigkeit seiner Natur, welche die Güte selbst ist, ist nicht getrennt von seinem Willen und muß nicht verwechselt werden mit dem Zwang, durch den einer auch gegen seinen Willen genöthigt wird, etwas zu thun.

Um desto mehr ist er wegen seiner Natur zu lieben und zu preisen, weil diese Güte ihm nicht zufällig, sondern sein unwandelbares Wesen ist." Wenn Abälard alle Züge seines Systems consequent ausführte, mußte er wohl zu dem Resultat kommen, daß die Vernunft ihrer eigentlichen Bestimmung nach nichts anders sey als das Ohr für die Stimme der Gottheit (ἐν τῳ λογῳ ἡ ζωη ἠν και ἡ ζωη ἠν το Φως των ἀνθρωπων) der Ursprung aller Religionswahrheit im Menschen das Vernehmen dieser Stimme, und alles Irrthums ein Nichtvernehmen oder ein Mißverstand (το Φως ἐν τῃ σκοτιᾳ φαινει και ἡ σκοτια ἀυτο ὀυ κατελαβεν) (die Angel aller wahren Philosophie und Theologie wäre es, den Grund dieses Nichtvernehmens und dieses Mißverstandes und das Mittel dagegen zu finden.) Er hatte die Lehre der Dreieinigkeit als eine in dem Wesen der Vernunft gegründete Wahrheit dargestellt, er suchte daher zu zeigen, daß die trefflichsten und angesehensten unter den alten Philosophen diese Wahrheit, wenn gleich verhüllt, weil die Menschen noch nicht reif gewesen wären, sie zu fassen, in ihren Schriften ausgesprochen hätten. Es war seine aus seiner ganzen Ansicht hervorgehende Idee, daß alles Gute und Wahre von einer Offenbarung der Gottheit, von ihrem überall wirkenden Geiste herrühre, er pries die Tugenden edler Griechen, besonders der Philosophen, und unter diesen vornehmlich der Platonischen, denn die Tugend des contemplativen Lebens war ihm die höchste, (hier hätte er den Unterschied, den er wohl kannte und als eifriger Leser Augustins wohl kennen mußte, zwischen der selbstgenugsamen

Tugend der Stoiker, der der christlichen am meisten verwandten platonischen und der resignirtdemüthigen, stillen und anspruchslosen in dieser Demuth und Gottergebenheit desto größeren christlichen Tugend mehr berücksichtigen sollen). „Besonders darin war die aus der gottverwandten Natur des Menschen herrührende Tugend der Haiden ähnlich der christlichen, weil sie erzeugt wurde durch die freie Liebe zu dem der ursprünglichen Natur des Menschen angemessenen Guten und den Abscheu vor dem Schlechten, nicht durch die Furcht vor der Strafe. Wenn dies aber noch nicht hinzureichen scheint zur Erlangung der Seligkeit, weil das Gute aus Liebe zum Guten, und nicht vielmehr aus Liebe zu Gott gethan wurde, als ob wir irgend eine Tugend oder irgend ein gutes Werk haben könnten, das nicht Gott gemäß sey und um seinetwillen geschehe, so läßt sich leicht dies auch bei den Philosophen finden, daß sie den höchsten Gott selbst sowohl für das Princip, d. h. Ursprung und wirkende Ursache als das Ziel alles Guten gehalten haben, so daß alles Gute aus Liebe zu dem gethan werde, von dessen Gnade es herrühre.“ Er glaubte auch, daß Gott die Tugenden der Haiden zuweilen durch die ihnen verliehene Kraft, Wunder zu thun, belohnt habe, wie bei dem Vespasianus. Aus allem diesem schloß er, daß Gott, dessen Kraft sich in dem Leben dieser Menschen offenbart, ihnen gewiß auch eine höhere Kenntniß seiner Wahrheit mitgetheilt habe, deren Spur er in den Lehren der Philosophen, durch Allegorien verhüllt, aufsucht, „denn Gott mußte bei ihnen durch das Geschenk seiner reicheren Gnade zu erkennen geben, daß diejeni-

gen, welche mäßig lebten, die Welt verachtend, von ihren Reizungen sich entfernten, ihm angenehmer seyn, als diejenigen, welche ihren Vergnügungen ergeben in allen irdischen Schmutz sich versenkten." Hätte Abälard diesen Grundsatz consequent verfolgen können, so würde er wohl in mehrerer Rücksicht von der katholischen Lehre sich entfernt haben, er würde zu der Idee einer aus dem ewigen Plan der Menschenerlösung, dem unauflöslichen Gott und Menschen vereinenden Bande und der freien Wirkung des göttlichen Geistes hervorgehenden ewigen und unsichtbaren, an Zeit und Raum und äußere Zeichen nicht gebundenen Kirche gekommen seyn, wie sie ein Origenes, Zwingli, Oekolampad aussprach. „Die Philosophen — sagt er — sind mit den Christen sowohl in Rücksicht ihres Lebens als durch Namensverwandtschaft verbunden, in Rücksicht der letztern, weil wir nach der Weisheit Gottes, welche Christus ist, Christen heißen, und daher auch Philosophen im wahren Sinne des Worts genannt werden müssen, wenn wir wahrhaft Christum lieben, in Rücksicht des erstern, durch die Freiheit der Liebe, weil wir in der Gnade berufen sind, nicht nach der jüdischen Knechtschaft, aus Furcht vor der Strafe und irdischen Hoffnungen, sondern in der Sehnsucht nach dem Ewigen, das Gute zu thun." Hier aber war Abälard beschränkt durch das Dogma von der allgemeinen, absoluten Nothwendigkeit der äußerlichen Taufe, um die Menschen aus der Verdammniß und dem Verderben, in das sie durch Adams Sünde gefallen waren, zu retten. Er mußte daher eine Auskunft suchen, um dies damit zu

vereinigen. „Die Sakramente des Neuen Testaments hätten darin vor den Sakramenten des A. T. einen Vorzug, daß diese sich bloß auf die Juden bezogen und daher in jener Zeit auch ohne diese äußeren Zeichen durch den Geist Gottes Menschen hätten können geheiligt und fähig gemacht werden, die Seligkeit zu erlangen; die Taufe aber sey ein allgemeines, auf das ganze Menschengeschlecht sich beziehendes Sakrament, so daß, seitdem sie gestiftet, es keine Vergebung der Sünde ohne sie gebe." Oft zeigt Abälard einen edlen Unwillen über die elenden Geistlichen seiner Zeit, welche die heilige Lehre, die sie verkünden sollten, schändlich durch ihr Leben verleugneten, über die weltliche Gesinnung derjenigen, welche nach seiner Meinung auf der höchsten Stufe unter den Menschen zu stehn, der Betrachtung des Ewigen allein zu leben, bestimmt waren, der Mönche. Dieser Unwille mag ihn bewogen haben, die Tugenden der Alten zur Beschämung seiner Zeitgenossen desto mehr hervorzuheben, das Leben derjenigen, welche bloß durch das göttliche Licht in ihrem Innern geleitet, mit den Vorschriften der evangelischen Lehre übereinstimmten, in Kontrast zu stellen mit dem Leben der Menschen, welchen die heiligste, vollkommenste Lehre von Gott gegeben war und welche ganz darin leben sollten. Nachdem er die Tugenden der Alten, die ihr Leben dem gemeinen Besten aufopferten, geschildert, sagt er (S. 1215. theol. christ. l. II.): „So mögen dadurch beschämt werden die Aebte unserer Zeit und ihren Sinn ändern, wenigstens durch das Beispiel der Haiden bewegt, da sie vor den Augen ihrer, elende Ge-

müse

müse käuenden Brüder, die ausgesuchtesten und zahlreichsten Gerichte gierig verschlingen. Mögen doch auch die christlichen Fürsten belehrt werden, mit welchem standhaften Eifer die Haiden das Recht vertheidigten." Nachdem er das Beispiel des Cynikers Diogenes geschildert (S. 1219): „Was werden dazu die Mönche unserer Zeiten sagen, welche vorgeben, die Welt mit Christo zu verachten? Was werden sie dazu sagen, die, um den Wein recht schmackhaft zu machen, mancherlei ausgesuchte Mischungen zusammensetzen, kostbare und glänzende Becher suchen und mit den gewöhnlichen Zubereitungen nicht zufrieden sind?" Platon hat die Dichter aus seiner Republik verbannt und was thun dagegen die Bischöfe? An hohen Festtagen, welche nur zum Lob Gottes sollten angewandt werden, ziehen sie Taschenspieler, Tänzer, Sänger an ihren Tisch, feiern mit ihnen Tag und Nacht und belohnen sie nachher durch große Geschenke, welche sie von den geistlichen Beneficien nehmen, von den Oblationen der Armen, um sie den Dämonen zu opfern." Grade im Gegensatz gegen die pharisäische Heuchelei und den abergläubischen Ceremoniendienst, den er durch schlechte Geistliche und Mönche befördert sah, mochte er es desto stärker aussprechen, daß wahre gottgefällige Frömmigkeit nicht in äußerlichen Handlungen, sondern in dem inneren Zustande des Menschen bestehe. Daher sagt er: Wenn wir die moralischen Vorschriften des Evangeliums genau untersuchen, so werden wir finden, daß sie nichts weiter sind, als eine Erneuerung des der gottverwandten Natur des Menschen eingepflanzten Geset-

zes (so übersetze ich in Abälards Ansicht reformatio legis naturalis), welchem die Philosophen gefolgt waren, da das mosaische Gesetz sich mehr auf vorbildlichen als sittlichen Vorschriften gründete, mehr eine äußerliche Gerechtigkeit als die innere in sich trägt, das Evangelium hingegen Tugend und Laster genau untersucht und alles nach der inneren Gesinnung gleich den Philosophen abwägt (S. 1211) [10]. In dieser Ansicht stellte er in seiner Ethik das Princip auf, das leicht mißverstanden werden konnte, und von vielen seiner Zeitgenossen mißverstanden wurde, „daß es bei der Moralität der Handlungen nicht auf das Aeußerliche, Materielle den Menschen in die Augen fallende, sondern auf die innere Gesinnung, die Wurzel des Willens ankomme, die Gott allein offenbar sey, durch die hinzukommende äußerliche That könne das Verdienstliche oder die Schuld in den Augen Gottes nicht bestimmt oder verändert werden. Die Sünde bestehe darin, wenn man, was man selbst glaube um Gottes willen thun oder lassen zu müssen, nicht um Gottes willen thue oder lasse, wenn man nicht durch Liebe zu Gott und Achtung vor seinem Gesetze die demselben widerstreitenden Regungen und Neigungen besiege, denn Gott werde beleidigt nicht durch den aus der äußerlichen That entspringenden Schaden, sondern durch die Verachtung seiner selbst." In vielen andern Aeußerungen Abälards offenbart sich sein Unwille über die der wahrhaften Religiosität und Sittlichkeit nachtheiligen, den Geist des Christenthums unterdrückenden Mißbräuche und Wahngebilde, und dieser Unwille riß ihn in eine Sprache fort, welche der große Haufen nicht

vertragen konnte. Sehr stark sprach er [11]) gegen den Wahn der rohen Menschen seiner Zeit, welche, wenn die Furcht vor den Strafen des Fegfeuers oder der Hölle ihnen in ihren letzten Augenblicken ein reuiges Sündenbekenntniß auspreßte, wenn sie mit ihrem durch schlechte Mittel erworbenen Gelde Priester mietheten, nach ihrem Tode viele Messen für die Ruhe ihrer Seele zu lesen, sich überredeten, oder sich durch feile, pflicht-vergessene, ihres heiligen Berufs höchst unwürdige Priester überreden ließen, sie würden die Vergebung ihrer Sünden von Gott erhalten. „Nur die Reue — sagte er diese Menschen strafend — nur der Schmerz über die Sünde ist fruchtbar, der nicht sowohl aus Furcht vor der Strafe, als aus der Liebe zu Gott, dessen Güte und Barmherzigkeit gegen uns wir erkennen, entspringt, mit diesem Seufzen und dieser Zerknirschung des Herzens kann die Sünde nicht bestehn, die göttliche Liebe, welche diesen Schmerz in dem Menschen erregt, duldet keine Schuld, durch diesen Schmerz werden wir gleich mit Gott versöhnt." Es empörte ihn der Gedanke, daß die leidenschaftliche Willkühr oder der Unverstand der Bischöfe, bei denen alles sehr menschlich zuging, über das geistige Wohl oder Wehe der Menschen sollte bestimmen können. Da man die Kraft des bischöflichen Richterstuhls aus den bekannten Worten Christi, Joh. 20, 23: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten, bewies; so suchte Abälard, die Auslegung der Kirche, daß dadurch wirklich die Gewalt, Sünden zu vergeben oder zu behalten, von Christo seinen Jüngern

übertragen sey, als die richtige annehmend, doch die Ansprüche, welche die Bischöfe für sich als Nachfolger der Apostel daraus herleiteten, zu widerlegen. Er behauptete, daß dieser Ausspruch Christi wie andre ähnliche Reden an seine Jünger: Ihr seyd das Licht der Welt, das Salz der Erde, sich auf die Apostel ausschließlich beziehe, denn der Herr habe nicht die Einsicht und Heiligkeit, welche er den Aposteln verliehen, ihren Nachfolgern auf gleiche Weise ertheilt, sondern etwa nur denjenigen, welche dem Petrus in seinen Verdiensten, nicht bloß in der Höhe seiner Würde nachgefolgt wären; sie vermöchten, wenn sie dem göttlichen Willen zuwider handelten, nichts gegen die göttliche Gerechtigkeit, eine ungerechte Excommunikation könne also nichts schaden. Im Feuer seines edlen Unwillens spricht er gegen die einer solchen Gewalt sich anmaßenden Bischöfe die Worte des Ps. 50, V. 21 aus: „Das thust du und ich schweige, da meintest du, ich werde seyn gleich wie du, aber ich will dich strafen." — Wenn Abälard über die vorgeblichen Wunder seiner Zeit spottet, so muß man hier nicht etwa den wunderscheuen Philosophen zu sehn glauben, er war überzeugt, daß der wahre Glaube Wunder thun müsse, aber dieser heilige, gottkräftige Glaube schien ihm unter den Menschen nicht mehr zu seyn, und er haßte menschliche, Göttliches erheuchelnde Künste. Wenn einige von dem Volke verehrte Männer auf die Gabe der Wunder, welche man an den Heiligen zu preisen pflegte, keinen Anspruch machten, und mit dem Ruf ihrer Heiligkeit zufrieden waren, „weil jetzt die Kirche nicht mehr die Gabe

der Wunder besitze und der Glaube schon überall gegründet hinreiche," sagte Abälard, sie zu beschämen: „Ein todter durch die Liebe nicht wirksamer Glaube sey so gut als keiner — und es seyen auch noch Juden, Kätzer und Haiden genug zu bekehren, aber es gebe Keinen, der diese Gnade verdiene, weil Alle sie nur für ihre Eitelkeit gebrauchen wollten." Solche Principien und eine solche Sprache in diesem Zeitalter mußten natürlich Gegner finden. Manche seiner Principien würden ihn zu einem noch größern Widerspruch gegen die Lehre der Kirche geführt haben, wenn er sie konsequent verfolgt hätte, aber dies konnte er nicht, denn er war selbst in seinem Geiste durch den kirchlichen Lehrbegriff beschränkt, es war seine Absicht durchaus nicht, diesen auf irgend eine Weise zu bestreiten. Aus dem Mißverhältnisse seiner theologischen und philosophischen Principien zu dem ihn beschränkenden kirchlichen Lehrbegriffe und der kasuistischen Dialektik, in die er durch den Geist seines Zeitalters und die sich erst bildende philosophische Methode und Sprache hineingerieth, entstand überhaupt eine Disharmonie in seiner Theologie, welche ihn noch mehr dem Mißverstande aussetzte. Vielleicht der Erste, der über diese von Abälard zuerst in seiner Introductio in theologiam niedergelegten und durch seine enthusiastischen Schüler weit verbreiteten Grundsätze sein Befremden äußerte, war ein Mann, der nicht zu der Klasse der Feinde aller spekulativen Theologie gehörte, ein Mann, der selbst auf dem Berge der heiligen Genoseva zu Paris, wo einst Abälard gelehrt hatte, philosophisch theologische Vorlesungen hielt, der Magister

Walter de Mauritania, er billigte einen gemäßigten, über die Gränzen des kirchlichen Lehrbegriffs nicht hinausgehenden Gebrauch der Philosophie in der Theologie, und eben deshalb war ihm Abälards Freiheit im Philosophiren anstößig. Die Art, wie er sich darüber erklärte, macht dem Manne desto mehr Ehre, je seltener in diesem und in jedem Zeitalter die von liebloser Verkätzerung und selbstsüchtiger, abgeschliffener Toleranz gleich weit entfernte wissenschaftliche Polemik ist. Er klagte ihn nicht bei Andern an, griff ihn nicht mit theologischen Beschuldigungen an, sondern legte ihm zuerst die ihm zugeschriebenen Behauptungen dar, zeigte ihm, worin sie ihm mit der reinen Lehre der Kirche zu streiten schienen, und bat, wo er ihn mißverstanden, ihn über dies Mißverständniß zu belehren, seine Gründe zu widerlegen. Durch einen Briefwechsel schien ihm die Sache am Besten aufgeklärt werden zu können, „das sey das beste Mittel zu einer ruhigen urd sorgfältigen Untersuchung, denn bei dem Schreiben an Abwesende könne man alle Gründe zuerst genau bei sich prüfen, ohne die Leidenschaft und Streitsucht, welche die Gemüther der Disputirenden zu bewegen und die Augen des Geistes zu verdunkeln pflegten." Immer war es am schwersten für die Philosophen, wenn sie auch selbst von eitlem Hochmuth frei waren, wenn sie auch ihre Jünger hinwiesen auf eine Wahrheit, höher als die menschliche Vernunft, wenn sie auch wiederholten, daß ihr System nur sey die Frucht menschlichen Strebens, menschlicher Reflektion, nichts Absolutes, bei ihren Jüngern dem Wahn vorzubeugen,

daß sie in diesem System das Wesen aller Dinge begriffen hätten. Diese Erfahrung machte auch Abälard; Seine Jünger rühmten sich, er habe alle Räthsel des Wissens ihnen gelöset, eine vollkommene Erkenntniß der Gottheit ihnen gegeben, die keiner Sehnsucht Raum lasse. Doch Walter, dem eine solche Anmaßung menschlichen Fürwitzes dem Glauben nachtheilig schien, wußte wohl, daß man die Philosophen am wenigsten nach den Behauptungen ihrer Jünger richten darf, „denn häufig pflegten die Schüler — schrieb er dem Abälard — von der wahren Meinung ihrer Lehrer sich zu entfernen, entweder aus Mißverstand ihre Worte falsch erklärend, oder aus Ruhmsucht einige neue Sätze erfindend, welche sie, um größeres Ansehn ihnen zu geben, ihren Lehrern beilegten." Auch andre Beschuldigungen gegen Abälard rührten vermuthlich aus Mißverständnissen her; daß er behauptet habe, Gott sey seinem Wesen nach weder in der Welt noch irgendwo anders gegenwärtig, daß die Engel und die Seelen nirgends seyn. (Dieser Mißverstand rührte wohl daher, daß Abälard alle räumliche und zeitliche Vorstellungen von der Betrachtung des göttlichen Wesens zu entfernen gesucht und behauptet hatte, daß für einen Geist kein Raum da sey, sich gar kein solches Seyn wie in der zeitlichen Welt hier prädiciren lasse). Abälard hatte, um dem dogmatischen Stolz keine Nahrung zu geben, im Anfang seiner Einleitung in die Theologie erklärt, er verspreche nicht sowohl die W a h r h e i t s e l b s t zu lehren, als s e i n e M e i n u n g darzulegen. Dies veranlaßte den Walter, ihm den Vorwurf zu machen, „welcher Recht-

gläubige wohl von dem katholischen Glauben handelnd, nicht die Wahrheit, sondern nur seine Meinung darzulegen verspreche," als ob Abälard hier von der Religionswahrheit an und für sich selbst, nicht bloß von seiner Philosophie über dieselbe geredet hätte. Die erste Verfolgung gegen Abälard wurde nicht durch eine aus dem Eifer für die Orthodoxie herrührende Polemik, sondern durch kleinliche, persönliche Leidenschaft, welcher die Orthodoxie nur zum Vorwande diente, erregt. Es waren zwei Professoren zu Rheims, Alberich und Lotulf, welche, eifersüchtig auf seinen Ruhm, bei dem Erzbischof Radulf von Rheims und dem päpstlichen Legaten Konon es zu bewirken suchten, daß ihm das öffentliche Lehren untersagt würde, sie gebrauchten, um ihm das Recht zu philosophischen Vorlesungen zu entziehen, den Vorwand, die Beschäftigung mit weltlichen Wissenschaften sey einem Mönch sehr unanständig, und in Rücksicht der Theologie die zu allen Zeiten geläufige Beschuldigung, seine theologische Bildung sey nicht schulgerecht, er habe unter keinem der berühmten Professoren die Theologie studirt, und aus dieser seiner Selbstmeisterschaft leitete man auch das Heterodoxe seines in seiner Einleitung in die Theologie dargelegten Systems her. Er wurde vor die im Jahr 1121 zu Soissons versammelte Synode citirt, wo sein Buch untersucht werden sollte. Die Stimmung des Volks, die er auf dem Wege zum Koncil bemerkte, konnte ihm den Ausgang voraus verkündigen, überall wurde er als ein Kätzer verabscheut. Auf dem Koncil fand er einen durch seine uneigennützige Frömmigkeit

ausgezeichneten Mann, den Bischof Gottfried von Chartres, der sich seiner annahm, dieser erklärte den versammelten Prälaten, wenn sie den Abälard, obgleich mit Recht, doch nicht gehörig verhört, verdammten, würden sie durch die große Zahl seiner überall verbreiteten Anhänger allgemeinen Haß auf sich ziehen, und durch die ungerecht erscheinende Verfolgung würden seine Meinungen desto größeres Gewicht, desto mehrere Freunde erhalten, man solle daher die ihm beigelegten Sätze ihm schriftlich vorlegen und seine Verantwortung darüber hören. Doch dieser Vorschlag konnte bei den durch die Anregung seiner Feinde erhitzten Gemüthern, bei der Furcht vor seiner gewaltigen Dialektik nicht durchgehn. Der Bischof bewirkte endlich so viel, daß die Sache auf eine größere zu Paris zu haltende Synode verschoben wurde und Abälard die Erlaubniß erhielt, in sein Kloster zurückzukehren. Aber auch dies wußten seine Feinde rückgängig zu machen, den Prälaten vorstellend, wie sehr es der Kirche heilsam wäre, hier ein warnendes Beispiel zu geben und dadurch den Uebermuth vieler ähnlichen Menschen für die Zukunft abzuschrecken. Abälard wurde von neuem vor das Koncil gerufen und durch des Bischofs von Chartres Vorstellungen, „es sey dies für jetzt nöthig, um ihm Ruhe zu verschaffen, dies tumultuarische Verfahren werde seinen Feinden mehr als ihm schaden" — bewogen warf er selbst sein Buch in's Feuer und wurde darauf, wie gewöhnlich die zur Buße verurtheilten Kätzer, einem Kloster zur Verwahrung übergeben. Was der Bischof von Chartres vorausgesagt, geschah bald; der so un-

gerecht unterdrückte Abälard fand desto mehrere Freunde, allgemeiner Schimpf fiel auf seine Gegner, und der päpstliche Legat, der sich schämte, ihnen nachgegeben zu haben, erlaubte ihm schon nach einigen Tagen in sein Kloster nach Paris zurückzukehren. An diesen bloß durch persönliche Leidenschaft erregten Streitigkeiten hatte Bernhard gar keinen Antheil genommen; in den nächstfolgenden Jahren zog sich Abälard durch seine Freimüthigkeit und die strenge Wahrheit, mit der er das weltliche Leben der Mönche, unter denen er war, strafte, neue Verfolgungen zu, welche ihm nicht die Ruhe verstatteten, seine philosophischen Forschungen weiter zu verbreiten. Diesen sein Leben verbitternden Streitigkeiten entzog er sich endlich, nachdem er die Erlaubniß erhalten, sein Kloster zu verlassen, nun suchte er in der erwünschten Einsamkeit die Ruhe, dem Streben seines tief forschenden Geistes sich ungestört zu überlassen, in der Gegend von Troyes erbaute er sich eine Einsiedlerhütte aus Rohr und Halmen, die er nachher als eine kleine Kapelle dem tröstenden heiligen Geiste, dem Paraclet, der ihn hier nach so vielen Stürmen Ruhe hatte finden lassen, weihete. Seine Armuth, der Mangel an allem zur Erhaltung des Lebens Unentbehrlichen, nöthigte ihn hier zuerst, wieder Vorlesungen zu halten. Die feurige Jugend strömte von allen Seiten aus Schlössern und Palästen herbei, den großen Mann, der dnrch keinen umgebenden Glanz, allein durch das, was von seinem Innern ausströmte, anziehen konnte, zu hören. Die in glänzender Pracht und weichlicher Ueppigkeit Erzogenen scheuten sich nicht, entflammt

durch seine Reden, sein strenges und armseliges Leben mit ihm zu theilen, bald war die einsame Gegend mit Zellen von der zahlreichen Jugend besetzt, sie erbauten die Kapelle ihres Lehrers von neuem aus Stein und versorgten den, der ihrem Geist die stärkende Nahrung gab, für seine leiblichen Bedürfnisse durch ihrer Hände Arbeit und ihr Vermögen. Das Feuer seiner Schüler hatte seine philosophischen Lehren bald in und außer Frankreich ausgebreitet, ein schöner Enthusiasmus ergriff die regsame Jugend, aber wie überall an das Gute in dem Lauf der irdischen Dinge Schlechtes sich anschließt, brachte dieser Enthusiasmus auch eine nachtheilige Folge hervor, daß die Dinge, welche mehr für die Stille des sinnenden und anbetenden Geistes als die Sprache geeignet sind, über die nur geredet werden sollte in einer ihrer würdigen Stimmung, mit ruhigem und heiligem Ernst, nicht mit gebührender Ehrfurcht betrachtet, den täglichen Disputationen zur Uebung dienten, daß die Jugend alles aussprechen wollte, auch was durch Worte nur angedeutet werden kann. Solche Wirkungen mußten die Besorgniß der Männer erregen, denen eine feste Basis des Glaubens über Alles theuer war, welche das Ueberschwengliche durch eine übermüthige Dialektik, durch die Sucht, Alles in Worte und Begriffe zu fassen, entweiht zu sehen fürchteten. Die beiden verehrtesten Männer, Bernhard und Norbert, verbanden sich in gleicher Gesinnung gegen den Abälard, dem sie weit furchtbarer waren als alle seine übrigen Feinde, wohl mochten diese das Ihrige dazu beigetragen haben, ihn jenen Männern von einer ge-

häſſigen Seite darzuſtellen. Jedes in Frankreich ſich verſammelnde Koncil erregte in ihm die Furcht vor einem neuen Angriffe ſeiner Feinde, um dieſem auszuweichen, nahm er eine ihm (J. 1128) angetragene Abtsſtelle in Bretagne an, wodurch er der Aufmerkſamkeit ſeiner Gegner entrückt wurde. Hier hatte der durch ſein Schickſal in immer neue Stürme hineingeworfene Mann mit der Zügelloſigkeit der entarteten Mönche, der Wildheit der Nation zu kämpfen, und konnte an keine ſeinem Geiſte angemeſſene Wirkſamkeit denken. Bald darauf wurde Bernhards Aufmerkſamkeit auf ganz andere Dinge eine Reihe von Jahren hindurch gerichtet, das Schisma beſchäftigte ſeine ganze Thätigkeit. Unterdeſſen wurde Abälard bei dem Aufenhalte des päpſtlichen Hofs in Frankreich mit den angeſehenſten Kardinälen bekannt, die Kraft ſeines Geiſtes, ſeine Wahrheitsliebe, ſein Eifer für Religioſität und Wiſſenſchaft gewannen ihm die Freundſchaft der Beſſeren, mehrere zählte er unter ſeine Schüler, wie einen Magiſter Ivo, einen Guido de Castellis. Unterdeſſen begann er auch wieder mündlich und ſchriftlich lehrend die ſeinem Zeitalter anſtößigen Principien zu verbreiten, vornehmlich in ſeiner chriſtlichen Thologie, einer veränderten Geſtalt ſeiner Einleitung in die Theologie, über die Meere und über die Alpen verbreitete ſich ſeine Philoſophie durch ſeine Schriften und durch den Mund ſeiner enthuſiaſtiſchen Schüler und Freunde. Als Bernhard von ſeiner letzten Reiſe nach Rom wieder nach Clairvaux zurückgekehrt war, richtete er daher zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf die Philo-

sophie, welche ihm den Zeitgenossen und der Nachwelt verderblich schien, von der er eine Profanation des Heiligsten befürchtete. Zwar soll er ihn zuerst in mehreren Privatunterredungen ermahnt haben, seine Lehrweise zu ändern, es war aber natürlich, daß zwei Männer von so verschiedener Geistesbildung und Gemüthsart, im Voraus gegen einander eingenommen, statt sich mit einander zu verständigen, nur noch weiter von einander entfernt wurden. Bernhard warnte daher, wo er konnte, Abälards Schüler vor seiner Theologie, dieser war nicht der Mann, der von einer Polemik sich fürchtete, Beschuldigungen unbeantwortet lassen konnte, seine Ehre, der Eifer für die Philosophie, die er auf solche Weise verdächtig gemacht sah, erlaubte ihm hier nicht zu schweigen, er war sich keiner Abweichung von dem auch ihm heiligen Lehrbegriffe der Kirche bewußt. Als daher im J. 1140 eine zahlreiche Synode zu Sens zusammenberufen wurde, erklärte er sich bereit, hier vor Frankreichs angesehensten Prälaten mit Bernhard zu disputiren und seine Beschuldigungen zu widerlegen, er machte dies allen seinen Schülern bekannt, und forderte sie auf, Zeugen seines Siegs zu seyn. Bernhard war nicht sehr geneigt, eine solche Herausforderung anzunehmen, er konnte sich nicht die Kraft zutrauen, dem größten Dialektiker seiner Zeit, dem kein Philosoph hatte widerstehn können, ein Gegengewicht zu halten. Dabei war es auch seinen Grundsätzen zuwider, Glaubenslehren zum Gegenstande dialektischer Disputationen zu machen, seiner Meinung nach durfte man nur Abälards Meinungen mit der über

allen Streit erhabenen reinen Kirchenlehre zusamenhalten, so war Abälard schon verurtheilt. Er lehnte daher zuerst die Herausforderung, welche durch den Erzbischof von Sens an ihn gelangte, ab; dadurch stieg Abälards Ansehn noch höher, seine Schüler triumphirten, daß der berühmte Abt es nicht wage, mit ihrem Lehrer in eine Disputation sich einzulassen. Bernhard sah sich daher genöthigt, wenn er nicht seinem Gegner und dessen Sache diesen Triumph lassen wollte, die Herausforderung anzunehmen. Wir wollen ihn selbst darüber hören (ep. 189.) „Ich lehnte die Herausforderung ab, theils weil ich ein Knabe gegen ihn bin, und er ein tüchtiger Kämpfer ist von Jugend auf, theils weil ich es für unanständig hielt, die Sache des Glaubens, welche auf einer so sichern und festen Wahrheit ruht, menschlichen Argumenten zur Vertheidigung anzuvertrauen, ich antwortete, seine Schriften reichten hin, ihn anzuklagen, und es sey nicht meine Sache, sondern die Sache der Bischöfe, deren Beruf es sey, über Glaubenslehren zu urtheilen. Nichts desto weniger, ja um desto mehr erhob er seine Stimme, rief Viele herbei, versammelte seine Genossen, ich übergehe, was er seinen Schülern von mir geschrieben, er streute überall aus, er werde mir an dem bestimmten Tage zu Sens Rede stehn, der Ruf drang zu Allen und konnte auch mir nicht verborgen bleiben. Zuerst ließ ich es unbeachtet, denn das Geschwätz der Menge war mir nicht wichtig genug. Doch endlich, obgleich ungern und mit Thränen, gab ich dem Rathe meiner Freunde nach, welche, da schon Alle sich rüsteten wie zu einem Fechterspie-

le, fürchteten, daß mein Ausbleiben der Menge ein Aergerniß geben werde, daß meinen Gegnern die Hörner wachsen würden, wenn keiner sey, der ihnen Rede stehe. So kam ich denn nach dem bestimmten Orte zur bestimmten Zeit, obgleich ungerüstet und jener Worte eingedenk (Matth. 10, 19): „Sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr sagen sollt.“ Das Koncil war sehr zahlreich, der König selbst, die angesehensten Bischöfe und Aebte wohnten demselben bei, die ganze Parthei, welche das Ansehn der Philosophie zu behaupten wünschte, war in gespannter Erwartung der Entscheidung, viele Magistri aus allen Theilen Frankreichs und viele gelehrte Kleriker waren dahin gekommen, aber Abälard hätte nicht erwarten sollen, daß es ihm gelingen werde, auf einer Versammlung der französischen Geistlichkeit, deren Orakel Bernhard war, eine ruhige Disputation mit ihm zu erhalten, Bernhard war auch im Voraus entschlossen, sich nicht darauf einzulassen, er legte zuerst dem Koncil die von ihm gesammelten Stellen aus Abälards Schriften vor, die er für kätzerisch erklärte, und führte Stellen aus alten Kirchenlehrern an, die zu ihrer Widerlegung dienen sollten. Abälard wurde aufgefordert, zu erklären, ob er jene Behauptungen als die seinigen erkenne oder nicht, und sie entweder zu wiederrufen oder zu vertheidigen. Aus der Art, wie die Sache betrieben wurde, konnte er wohl sehn, daß man nur sein Geständniß haben wolle, um ihn für einen Kätzer zu erklären, er schwieg und das Koncil verdammte darauf jene Sätze als kätzerisch. Am

andern Tage, als er dies erfuhr, appellirte er [12]), ehe man zu einem Urtheile wider seine Person schreiten konnte, an den Papst, er wußte wohl, daß in der römischen Kurie seine Philosophie viele Freunde habe, und daß zu Rom die appellirende Parthei begünstigt werde. Zwar konnte man nach dem ältern Kirchenrecht wohl Gründe finden, um diese Appellation für ungültig zu erklären und ohne Rücksicht darauf den Prozeß gegen Abälard fortzusetzen, denn nach den ältern kirchlichen Rechtsgrundsätzen fand keine Appellation von selbstgewählten Richtern statt [13]). Aber seit den Zeiten Gregors VII. hatte sich ein ganz andres Kirchenrecht gebildet, nach welchem alle kirchliche Gewalt nur in den Händen des Papstes war, alle übrigen Instanzen nur so viel galten, als er sie wollte gelten lassen. Die Bischöfe stellten daher ihr gerichtliches Verfahren ein und berichteten den Hergang der Sache nach Rom. Bernhard war es, der jenes Schreiben (ep. 237) verfaßte und zugleich in seinem Namen an den Papst und an die vornehmsten Kardinäle schrieb, ihnen die der Kirchenlehre drohende Gefahr zu zeigen und sie vor Abälard zu warnen. „Seine noch ungeübten Zuhörer — schreibt Bernhard — Neulinge, erst eben von den Brüsten der Dialektik entwöhnt, welche noch kaum des Glaubens erste Elemente zu fassen vermögen, führt er zu den Mysterien der heiligen Dreieinigkeit, zu dem, der sich in Finsterniß vor dem menschlichen Auge gehüllt, auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, nicht bloß in den Schulen, nicht bloß von Gelehrten, von Knaben, von einfachen Menschen und von Narren wird

über

über den katholischen Glauben disputirt, über die Geburt der Jungfrau, das Sakrament des Altars, das unbegreifliche Mysterium der Dreieinigkeit, er hat auch schon dafür gesorgt, sein Gift auf die Nachwelt zu verbreiten, allen kommenden Generationen zu schaden, der Glaube der Einfältigen wird verspottet, verwegene Fragen über die höchsten Dinge werden aufgeworfen, (allerdings ein nicht ungegründeter Vorwurf gegen die kasuistische Dialektik) unsre Väter verlacht, weil sie es für besser hielten, diese Fragen niederzuschlagen, als sie aufzulösen. Die menschliche Vernunft kennt in ihren Anmaßungen keine Gränzen, nichts dem Glauben übrig lassend, nichts will man im Spiegel und im Räthsel sehn, sondern alles von Angesicht zu Angesicht schauen. Besser wäre es für ihn, wenn er nach dem Titel seines Buchs (seiner Ethik nosce te ipsum überschrieben) sich selbst erkennte, von Tugenden und Lastern redet er ohne sittlichen Ernst, von den Sakramenten der Kirche ohne Glauben, von dem Geheimnisse der Dreieinigkeit ohne Einfalt und Salbung." Am merkwürdigsten ist Bernhards in des Erzbischofs von Rheims Namen an den Papst geschriebener Brief (ep. 190 Opusc. 11), woraus wir sein eigentlich inneres Interesse bei dieser Polemik erkennen und der unter seine besten Schriften gehört. Abälards System erschien ihm wie eine Art von Rationalismus, seine Lehre vom Glauben hielt er für die Quelle aller seiner Irrthümer, und diese griff er zuerst an. „Indem er — sagt Bernhard von Abälard — bereit ist, alles durch die Vernunft zu erklären, auch was über die Vernunft hinaus liegt,

streitet er sowohl gegen die Vernunft als gegen den Glauben, denn was ist der Vernunft mehr entgegen, als durch die Vernunft über die Vernunft selbst hinausgehn zu wollen, und was ist mehr gegen den Glauben, als das nicht glauben zu wollen, was man durch die Vernunft nicht zu erreichen vermag. Maria wird deshalb gelobt, weil sie glaubte, bevor zu untersuchen und Zacharias deshalb bestraft, weil er nicht glauben wollte, bis er untersucht hatte." Nicht Prüfung und Untersuchung ist nach Bernhards Ansicht der Weg zum Glauben, sondern diese machen vielmehr zum Glauben unfähig, indem der Mensch das über alle menschliche Begriffe hinausliegende nach menschlichen Begriffen messen will. Der Glaube ist nach seiner Meinung ein Akt des Willens, der durch die göttliche Gnade ergriffen, sich selbst verleugnet und in eine höhere, eben darum dem menschlichen Verstande verborgene, ihm unbegreifliche Ordnung der Dinge eingeht. (Abälard sprach von einer redlichen Prüfung, einem Zustande des Kampfs mit sich selbst, durch den der Mensch zur Ruhe und zum Frieden des Glaubens gelangen kann, sie hätten sich also wohl ihre verschiedenen Gesichtspunkte mit einander vergleichend gegenseitig verständigen können). Der Glaube ist nach Bernhards Ansicht das Eigenthümliche dieses Lebens, wo der Mensch, einer niederen Ordnung der Dinge einverleibt, nur vorempfinden kann die höhere Welt, aber nicht mit Klarheit sie erkennen, weil sie klar erkannt werden kann nur in sich selbst, wo nichts mehr den Geist von ihr trennt. Hier erhält der Mensch höchstens nur einzelne Momente

des Schauens, wenn sein Geist über sich selbst erhoben wird durch die Gnade Gottes. Durch Beten wird Gott gefunden, nicht durch Disputiren, war Bernhards Symbol, „Glauben und Schauen — sagte er — sind durch sich selbst gewiß, der Irrthum ist nur in der Meinung, welche die Gewißheit des Schauens sich mit Unrecht aneignet und aus der zeitlichen Welt genommene Reflektionen auf das Unbegreifliche überträgt", daher schien es ihm zu kommen, daß Abälard seinen Zuhörern Verständniß versprechend, auch in dem Erhabensten und Heiligsten des Glaubens, „eine Stufenfolge in die Dreieinigkeit, Maaß in die göttliche Majestät, Zahl in die Ewigkeit" übertrug. Abälard hatte sich in jener Stelle, wo er den Glauben vom Schauen unterschied, des Ausdrucks bedient, der Glaube sey ein Fürwahrhalten (aestimatio) des noch nicht Erschienenen, dies verstand Bernhard so, als ob er den Glauben dem bloßen Meinen gleich setze. „Fern sey es von uns in unsrem Glauben oder unsrer Hoffnung irgend etwas in einem bloßen Dafürhalten schweben zu lassen, daß nicht der ganze Inbegriff desselben auf der sichern und festen Wahrheit gegründet sey, durch Weissagungen und Wunder von der Gottheit bestätigt, befestigt und geheiligt durch die Geburt der Jungfrau, das Blut des Erlösers, die Herrlichkeit des Auferstandenen, mit dieser äußeren Gewißheit verbinden wir die innere, der Geist selbst giebt Zeugniß unserem Geiste, daß wir Kinder Gottes sind. Wie kann Einer also wagen den Glauben ein Dafürhalten zu nennen, außer wenn er entweder jenen Geist noch nicht

empfangen, wenn er entweder das Evangelium nicht kennt oder es für eine Fabel hält?" (Bernhard beruft sich auf die Difinition des Glaubens ep. ad Hebr. c. 11 v. 1, welche in der That sehr bedeutend ist: „Durch den Glauben besteht in uns das Gehoffte, der Glaube ist uns das Zeugniß von den noch nicht geschaueten Dingen.") Abälard hatte in seiner Theologie und hin und wieder in seiner Ethik aus dem Mittelpunkt einer höhern Idee einzelne Lehren der Religion betrachtet, aber es war ihm als Philosophen nicht immer der Mittelpunkt einer höhern mystischen Anschauung (ohne welche wir überhaupt von dem Uebersinnlichen, einem persönlichen Gott, einer zu erwartenden Freiheit und persönlichen Unsterblichkeit nichts wissen, — mystisch von μυειν, die Augen für die Sinnenwelt zuschließen und für eine andre Welt öffnen) gegenwärtig, von demselben aus die Lehren des Christenthums zu betrachten, in andern Schriften behandelte er dialektisch einzelne Lehren der Kirche, diese nicht zu erkennen suchend in dem Verhältnisse zu dem Urchristenthum, sondern aus der Verbindung mit dem Ganzen herausgerissen sie auffassend in ihrer durch die Kirche seiner Zeit gegebenen Form. So behandelte er in seinem Kommentar über den Brief an die Römer dialektisch die Lehre von der Erlösung, mancherlei Fragen aufwerfend, mancherlei Knoten sich machend und lösend, seine religiöse Ueberzeugung läßt sich daher aus diesen dialektischen Disputationen nicht erkennen. Er stellte diese Lehre so ganz fleischlich hin in ihrer kirchlichen Form, als ob Gott gleichsam einen Kontrakt mit dem Satan geschlos-

sen habe, wodurch dieser nach dem Fall Adams ein Eigenthumsrecht über den Menschen erlangt, daß der zürnende Gott durchaus das Opfer eines Unschuldigen verlangt, um mit dem Menschen versöhnt zu werden, als ob durch diese Genugthuung der Satan sein Eigenthumsrecht über den Menschen wieder verloren habe. Dagegen warf er die Knoten auf, zu welchen ihm diese fleischlich dargestellte Orthodoxie leicht Veranlassung gab, und zog sich zuletzt aus allen diesen Knoten heraus mit der Entscheidung des christlichen sittlichen Gefühls, „die Absicht von der Menschwerdung, des Leidens und Todes Christi sey gewesen, die Menschen durch das Licht seiner Weisheit zu erleuchten und durch seine Liebe zu entflammen." Aber Abälard hatte ja, wie wir oben gesehn, die Idee einer positiven Freiheit, zu welcher der Mensch gelangen solle, ausgesprochen, er setzte einen doppelten Zustand des Menschen, die Gefangenschaft im Bösen und die Freiheit im Guten, er glaubte, daß der Mensch in seiner jetzigen Natur sich in einem Zustande befinde, wo er in der Ausübung seiner wahren Freiheit gehemmt sey, — sagte er im Grunde etwas anders als Bernhard, wenn dieser behauptete, daß der Mensch des Satans Gefangener sey und nur durch den Erlöser befreit werden könne? Aber Abälard setzte jene Idee mit dem einzelnen Dogma bei seiner dialektischen Behandlung nicht in Verbindung — und Bernhard war nicht der Mann, der es ihm in dieser Verbindung darstellen konnte, denn er hielt fest an dem Buchstaben der kirchlichen Lehrform, beide hatten durch das Christenthum die Verbindung in ihrem Innern.

Den Bernhard aber verleitete die Heftigkeit seiner Polemik, dies bei seinem Gegner nicht anzuerkennen, Aeußeres und Inneres verwechselnd, auch die christliche Gesinnung ihm abzusprechen. Es erschien ihm, als ob Abälard durch seinen Rationalismus Christum einem bloßen Menschen gleich setze, der ohne eine höhere göttliche Wirkung nur durch das Beispiel seines Lebens die Menschen, die ihm folgen wollten, zum Guten bewege. „Du kannst nicht Dank sagen — sagte er zu ihm — mit den Erlöseten, weil du nicht selbst erlöset bist, denn wenn du erlöset wärest, würdest du den Erlöser erkennen und die Erlösung nicht leugnen. Ein unvergleichlicher Lehrer, der auch die Tiefen der Gottheit sich eröffnend und sie, wem er will, klar und zugänglich machend, uns das verschlossene, allen Zeiten verborgene Mysterium durch seine Lüge so plan und offen gemacht hat, daß auch jeder Unvorbereitete und Unreine leicht hindurchgehen kann!" Bernhard glaubte, daß moralische Lehren zwar das der ursprünglichen Natur des Menschen verwandte und von ihr unzertrennliche Gute ihm vor Augen stellen könnten, daß es aber einer höhern Macht bedürfe, um ihm den Sieg über das dieser seiner ursprünglichen Natur und ihrem Gesetze Entgegenstehende, und dadurch die Freiheit im Guten, zu verschaffen, und daher sagte er: „Was frommt es, daß Christus unterrichtet, wenn er uns nicht wieder aufgerichtet hat? Oder sollen wir umsonst unterrichtet werden, wenn nicht vorher die Liebe zur Sünde in uns vernichtet wird, daß wir nicht ferner der Sünde dienen?" „Besonders in dreierlei Rücksicht — schließt er — be-

trachte ich das Werk der Erlösung, das Beispiel der Demuth, daß Gott sich selbst entäußert, das Maaß der Liebe, das er bis zum Tode und zum Tode des Kreuzes ausdehnt, das Geheimniß der Erlösung, wodurch er den Tod selbst vernichtet hat. Etwas anders ist es, Christo nachfolgen, etwas anders, ihn festhalten durch die Liebe, etwas andres, ihn in sein Fleisch und Blut verwandeln, ihm nachzufolgen, ist ein heilsamer Rath, ihn festzuhalten und zu umfassen, eine herrliche Wonne, ihn in sein Fleisch und Blut verwandeln, das selige Leben, denn er ist das Brodt des Lebens, das vom Himmel kam und der Welt das Leben gab — und was ist Rath oder Freude ohne das Leben?"

Das Verzeichniß der Irrlehren Abälards und die Darstellung, welche Bernhard von denselben und ihrem Geist machte, war schon hinreichend, jeden Eiferer für die Orthodoxie, der mit Abälards Philosophie nicht weiter bekannt war, und sich auf Philosophie überhaupt nicht verstand, gegen ihn einzunehmen. Nachtheilig war ihm auch seine Verbindung mit einem der römischen Kirche weit gefährlicheren Manne, (der zu merkwürdig ist, als daß wir ihn nur im Vorbeigehn berühren sollten), dessen Grundsätze, da er Abälards Schüler war, zu zeigen schienen, wohin dessen System führe. Viel vermochte Bernhards Ansehn bei der römischen Kurie, um die er sich durch seine Thätigkeit während der päpstlichen Spaltung so großes Verdienst erworben, er war eng verbunden mit dem Kardinal Haimerich, der das Meiste zur Erhebung des Innocenz beigetragen, der den größten Einfluß auf alle Angelegenheiten als Kanz-

ler der römischen Kirche hatte. Daher mußte Abälard unterliegen, der Papst verdammte die durch Bernhard ausgezeichneten Sätze und alle verkehrten Lehren Abälards nebst ihrem Urheber, dem als Kätzer beständiges Stillschweigen geboten wurde und er sprach über alle Anhänger jener Lehren die Excommunikation aus. In einem Privatschreiben an die Erzbischöfe von Rheims und Sens und den Abt Bernhard, das aber vor einer Konferenz mit den übrigen französischen Bischöfen nicht öffentlich bekannt gemacht werden sollte, trug er ihnen auf, alle seine Schriften verbrennen und ihn selbst in irgend einem Kloster, wo es ihnen gut scheine, einschließen zu lassen. Ein höchst ungerechtes Urtheil — Abälard war verdammt auf das Zeugniß seiner Gegner, ohne daß man seine Vertheidigung gehört, ohne daß man untersucht, ob jene aufgezeichneten Sätze in seinen Schriften wirklich enthalten wären, ob sie nicht in dem Zusammenhange einen ganz andern Sinn erhielten, ob sie nicht Abälard anders verstanden habe; es war von allen seinen verkehrten Lehren die Rede, aber nicht näher bestimmt, welche. In einer Zeit, wo das Ansehn der Päpste nicht so fest gegründet gewesen wäre als in dieser, hätte ein solcher Schritt leicht langwierige, ihrer Autorität gefährliche Streitigkeiten erregen können. Damals hatte es keine andere Folge, als daß Abälards enthusiastische Schüler, deren jugendliche Hitze keine Rücksicht kannte, mit witziger Satyre das Koncil, das ihren Lehrer zuerst verdammt hatte, angreifend, auch die römische Kurie nicht verschonten [15]. — Bevor noch des Papstes Urtheil nach Frank-

reich kam, war schon zwischen Bernhard und seinen Feinden Friede geschlossen. Als nämlich Abälard seine Reise nach Rom schon angetreten hatte und auf seinem Wege nach Clugny kam, wurde er durch des ehrwürdigen Abts Peter Vermittelung mit Bernhard versöhnt. Der langwierigen immer wieder erneuerten Streitigkeiten müde, die ihn seit dem ersten Unglück, in das ihn seine jugendliche Leidenschaft gestürzt, immer fort beunruhigten, wünschte er sich eine Ruhestätte für die letzten Tage seines Alters, und diese verlieh ihm der menschenliebende und Wissenschaft schätzende Abt Peter zu Clugny, der sich freute, seine großen Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht seiner Mönche benutzen zu können. Er selbst sprach den Papst um Schutz für ihn an in folgenden Worten: „Der Magister Peter, der Euch, wie ich glaube, wohl bekannt ist, kam neulich auf seiner Reise von Frankreich her durch Clugny, ich fragte ihn, wohin er wolle, und er antwortete mir, daß er verfolgt von Einigen, welche ihm den von ihm sehr verabscheuten Namen eines Kätzers gegeben hätten, an die apostolische Majestät appellirt habe und zu ihr seine Zuflucht nehmen wolle. Ich lobte seinen Entschuß und ermunterte ihn, bei der bekannten und Allen gemeinschaftlichen Zuflucht Hülfe zu suchen, er werde die apostolische Gerechtigkeit, die auch keinem Fremden je versagt werde, nicht vergebens anrufen und auch die Barmherzigkeit werde ihm, wo es die Billigkeit verlange, entgegenkommen. Unterdessen kam zu uns der Cistercienserabt, und handelte mit uns und mit ihm selbst über seine Versöhnung mit dem Abt von Clairvaux,

auch ich ermahnte ihn dazu, noch hinzusetzend, wenn er etwas rechtgläubigen Ohren anstößiges je geschrieben oder gesagt habe, es von seinen Worten zurückzunehmen [16]), und aus seinen Schriften wegzustreichen — und so geschah es, er ging, kam wieder und brachte uns die Nachricht von seiner Versöhnung mit dem Abt von Clairvaux. Darauf verließ er auf unsre Ermahnung, oder vielmehr, wie wir glauben, auf Eingebung des göttlichen Geistes, Schulen und Studien, und suchte sich in eurem Clugny eine beständige Ruhestätte aus, und da mir dies seinem Alter, seiner Schwäche und seiner Frömmigkeit angemessen schien, und ich glaubte, daß seine euch nicht unbekannte Wissenschaft vielen unserer Brüder nützlich seyn werde, willfährte ich seinem Verlangen, nun bitte ich euch, es bittet euch der ganze euch am meisten ergebene Orden der Cluniacenser, er selbst bittet euch durch sich selbst, durch mich, durch diesen Brief, ihr möchtet ihn die übrigen Tage seines Lebens, die vielleicht nicht viele mehr sind, in eurem Clugny vollenden lassen, und daß ihr ihn, wie ihr ja alle Guten liebt und auch ihn geliebt hat, vertheidigen mögt durch das Schild des apostolischen Schutzes, daß er nicht aus der Behausung, die er, gleichwie der Sperling sein Nest gefunden zu haben sich freut, durch irgend eines Menschen Verfolgung vertrieben oder darin beunruhigt werden könne." Und so fand Abälard unter des frommen, liebreichen Mannes Schutz für seine letzten drei Jahre Ruhe, zwischen Andacht, ruhigem Studiren, der Ermahnung und dem Unterricht der übrigen Mönche, zu deren Prior ihn Peter gemacht

hatte, war seine Zeit getheilt. Nachdem er zwei Jahre hier zugebracht, sandte ihn Peter, wegen seiner geschwächten Gesundheit sich zu erholen und zu stärken, in eine gesundere Gegend, das Kloster S. Marcel. bei Chalons sur Saone, wo er in Ruhe und Andacht, immer, so viel es ihm seine Kräfte erlaubten, nach Wahrheit forschend, seine Tage endete im J. 1143. Wir wollen den Abt Peter selbst in seinem Briefe an die Heloise darüber hören: „Obgleich die über alles waltende Vorsehung uns nicht vergönnt hat, dich bei uns zu haben, so hat sie uns doch geschenkt deinen Meister Peter, jenen Diener Christi und wahrhaft christlichen Philosophen, sie hat damit unsrem Clugny ein Geschenk gemacht, theurer als alles Gold, denn ich erinnere mich keinen an Demuth ihm ähnlich gesehn zu haben, so daß selbst ein Germanus und Martinus nicht ärmer und resignirter erscheinen konnte. Oft staunte ich fast, wenn er bei den Processionen nach der Gewohnheit mit den Uebrigen vor mir vorausging, daß ein Mann von so großem und berühmtem Namen so sich selbst verachten, so auf sich selbst Verzicht thun könne. Ununterbrochen waren seine Studien, häufig sein Gebet, beständig sein Schweigen, wenn nicht das vertraute Gespräch der Brüder, der öffentliche Vortrag über göttliche Dinge in den Versammlungen ihn zu reden nöthigte, kurz, sein Geist, seine Sprache, sein Handeln offenbarte immer göttliche Dinge, Philosophie, Wissenschaft. (Darauf von seinem letztern Aufenthalt bei Chalons). So viel es ihm seine Gesundheit erlaubte, seine alten Studien erneuernd, war er immer bei den Büchern, ließ keinen

Augenblick vorüber gehn, in dem er nicht entweder betete, las oder schrieb. Unter diesen heiligen Beschäftigungen fand der Alle Heimsuchende ihn nicht schlafend, sondern wachend, eine kurze immer zunehmende Krankheit führte ihn bald zu seinem Ende. Alle Mönche des Klosters sind Zeugen, wie heilig andächtig und rechtgläubig er zuerst seinen Glauben hersagte, dann sein Sündenbekenntniß ablegte, mit welcher Andacht eines sehnsuchtvollen Herzens er das Geleit für das ewige Leben, den Körper unsres Erlösers, empfing, mit welchem Glauben er seinen Körper und seine Seele ihm hier und auf ewig empfahl. So seine Tage endend ging der Mann, welcher durch außerordentliche Wissenschaft fast der ganzen Welt bekannt und allgemein berühmt war, sanft und demüthig verharrend in der Schule des, der gesagt hat: lernt von mir, daß ich sanft und demüthigen Herzens bin, zu ihm selbst hin, wie zu glauben ist."

Abälard war nun zwar durch seine Feinde vom öffentlichen Schauplatze verdrängt, und hatte den Rest seiner Tage von der Welt unbemerkt, und daher in ungestörter Ruhe, geendet, aber die Wirksamkeit eines wahrhaft großen Mannes ist nicht an seine Persönlichkeit geknüpft, hängt nicht unzertrennlich mit ihr zusammen, das feurige einmal ausgesprochene Wort der Wahrheit dringt vom Herzen zum Herzen und bringt vielleicht eine größere oder gar eine ganz andre Wirkung hervor, als der von der Wahrheit begeisterte Sprecher erwartete und wollte. Wenn unter den tausend Jünglingen und jungen Männern, die den großen Mei-

ster mit staunender Verehrung hörten, Viele nur seinen schnell gewandten Geist und seinen dialektischen Scharfsinn bewunderten, die Disputirkunst ihm abzulernen strebten, Andre in die Höhe und Tiefe seiner philosophischen Spekulationen ihm zu folgen suchten; so ergriff einen Jüngling warmen Herzens und lebendiger Kraft, was das heiligste war in seinen Lehren und seinem Leben, der herzlichreligiöse und sittliche Geist, der die Entartung der Geistlichkeit, das Verderben der Kirche strafte. Es war ein Jüngling aus der Stadt Brixen in Tyrol, Arnold. Nachdem er als Lektor die niedrigste Stufe des geistlichen Standes betreten hatte, reisete er nach Frankreich [18]), wo damals der Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Strebens war, um die seinem Stande ziemende literarische Bildung zu erhalten. Er wurde Abälards Zuhörer und führte mit seinen übrigen Schülern ein strenges Leben, nach dem Beispiel ihres Meisters, mehr des Geistes als des Leibes Bedürfnisse zu befriedigen suchend. Wenn Abälard des in sich zurückgezogenen Geistes Richtung auf das Göttliche und Ewige als die nothwendige Eigenschaft eines wahren Mönchs schilderte, wenn er das Bild der ächten christlichen Lehrer in dem Leben der Apostel darstellte, wenn er die Kirche auf ihre eigentliche geistliche Wirksamkeit zurückwies, und in den Momenten des frommen Eifers selbst die Rücksicht auf den ihn sonst beschränkenden kirchlichen Lehrbegriff vergaß, so drangen solche Worte tief in Arnolds Gemüth. Er erkannte in den Evangelien, zu denen Abälard häufig hinwies, die ursprüngliche Bestimmung der von Christo gestifteten

Kirche, er umfaßte mit Liebe und Sehnsucht das in den apostolischen Schriften ausgedrückte Bild von der Wirksamkeit der Apostel und dem Leben der ersten christlichen Gesellschaft, und desto heftiger wurde nun sein Unwille, wenn er den geistlichen Stand und die Kirche seiner Zeit so sehr entartet sah von jener herrlichen Bestimmung, durch so viel Weltliches, das nach jener Bestimmung ihr so fern liegen sollte, entstellt. Er ging in der Polemik gegen die Kirche seiner Zeit weiter als sein Lehrer, sein warmes Gemüth, das bei ihm das Vorherrschende war, machte ihn freier und kühner, für ihn hatte das Praktische mehr Interesse als das Spekulative. Er war freilich auch weniger fähig als Abälard, die Schwierigkeiten, welche der Realisirung des Ideals, das sein Gemüth erfüllte, entgegenstanden, zu berücksichtigen, stufenweise fortschreitend zu wirken, das Bild einer wahrhaft christlichen, nur für das Geistliche und durch das Geistliche wirkenden Kirche begeisterte ihn, dies wollte er realisirt sehn, niederschlagen, was sich mit gottlosem irrdischem Sinne dieser Realisirung widersetzte. — Von Einer Seite war das Zeitalter zur Empfänglichkeit für diese Ideen vorbereitet, die ein halbes Jahrhundert hindurch fortdauernden, für Staat und Kirche zerüttenden Streitigkeiten [19]) zwischen beiderlei Gesellschaften überhaupt, und den Kaisern und Päpsten insbesondere, hatten die heilsame Folge hervorgebracht, daß die eigenthümlichen Gränzen und die besondere Bestimmung der geistlichen und weltlichen Gewalt schärfer untersucht wurden, daß von der einen Seite das Fremdartige, das sich die Kirche in jenen ro-

hen Zeiten, da sie der einzige in sich gebildete und bildende Körper war, angeeignet hatte, von der andern das, worüber der Staat keine Macht haben sollte, zur Sprache kam. Das mit so großem Eifer erneuerte Studium des römischen Rechts veranlaßte gleichfalls, daß die Rechte der weltlichen Gewalt, die Anmaßungen der über ihr eigenes Gebiet hinausgehenden Kirche untersucht wurden. — Wie ein neuer Mensch kehrte Arnold in seine Vaterstadt zurück, er entfernte sich von den Weltgeistlichen und erschien als Mönch gekleidet, ein frommes, strenges Leben konnten ihm selbst seine Feinde nicht absprechen, wenn sie es gleich eine Larve der Heuchelei nannten, durch welche sich die Kätzerei desto leichter Eingang zu verschaffen suche [20]). Mit feuriger Rede stellte er öffentlich die Lehren und Beispiele der Bibel dem weltlichen und lasterhaften Leben der Geistlichen und Mönche entgegen und leitete das Verderben der Kirche daher ab, weil sie über die Gränzen ihrer wahren Wirksamkeit und ihres eigenthümlichen Gebietes hinausgegangen sey, weltliche Güter, Rechte und Ehre an sich gerissen habe, die Mönche und Geistlichen, sprach er, sollten nach dem Bilde der Apostel in der Gemeinschaft der Liebe mit einander leben, kein weltliches Eigenthum besitzen, wenn es daher mit der Kirche besser werden solle, müßten die Aebte und Bischöfe alle weltlichen Besitzungen und Regalien, allen weltlichen Rang und alles Regiment den Fürsten zurückgeben, diese müßten die Güter, welche von den Geistlichen zu schwelgerischer Verschwendung verbraucht würden und zu ihrem Verderbnisse gereichten, zum Nutzen ihres Volks

verwalten, für den Unterhalt der Geistlichen müßten die Erstlinge und die Zehenten der Landesfrüchte als das angemessenste bestimmt werden, soviel sie zu ihrer nothdürftigen Ernährung brauchten, da sie, wenn sie ihren Beruf mit ganzer Seele erfüllten, weiter nichts verlangen würden [22]). Arnold, dem das praktische Christenthum am meisten am Herzen lag, scheint die Dogmen seiner Kirche nicht weiter bekämpft zu haben, nur sein praktischer Mysticismus mochte ihn, wenn er gegen den der inneren Religiosität nachtheiligen Ceremoniendienst sprach, veranlassen, zu einer wirklichen oder scheinbaren Abweichung von der Norm der Kirchenlehre. So mochte er, auf wahrhafte Sinnesänderung dringend, behaupten, daß die bloß äußerliche Taufe an und für sich dem Menschen unnütz sey, wenn nicht damit verbunden wäre die allein wesentliche Taufe des heiligen Geistes, welche die wahrhaft gläubige Seele vom Bösen reinige und heilige, daß es nicht der äußerliche Genuß des Abendmahls sey, der die Menschen mit Gott versöhne; sondern der innige Glaube der Seele, durch den sie Christum in sich aufnehmend auf das innigste mit ihm verbunden werde, durch ein heiliges Leben diese Verbindung offenbarend. Arnolds feurige Rede ergriff die Gemüther der Menschen, welche die belebende Kraft der Religion durch die Schuld derer, welche sie zu verkündigen bestimmt waren, noch nicht empfunden hatten, und ihre Verachtung wie ihr Unwille fiel natürlich auf diejenigen, denen die Schlüssel der Erkenntniß anvertraut waren, die aber selbst nicht hineinkamen, und andren wehrten, die hinein wollten. Die

Geist-

Geistlichen wurden verhaßt und verachtet, das magische Gepränge der Priester machte keinen Eindruck mehr. Wohl mochten nach dem Gang der irdischen Dinge auch manche unreine Triebfedern sich mit den reinen Wirkungen Arnolds vermischen, wohl mochte der von Arnold laut gepredigte Grundsatz, daß alle weltliche Güter von der Kirche dem Staate, dem sie gehörten, zurückgegeben werden müßten, den Begierden mancher Habsüchtigen und besonders mancher Großen schmeicheln. Der Bischof von Brixen, der die der Kirche furchtbaren Wirkungen Arnolds vor sich sah, klagte ihn auf dem zu Rom im Jahre 1139 von dem Papste gehaltenen Koncil als einen Unruhestifter an. Der Papst gebot ihm darauf Stillschweigen und verbannte ihn aus Italien, er mußte sich eidlich verpflichten, während der Lebenszeit dieses Papstes nicht ohne seine besondere Erlaubniß dahin zurückzukehren. Daß seine Lehren hier nicht namentlich verdammt, daß keine Excommunikation über ihn ausgesprochen wurde, beweißt, daß man ihn keiner eigentlichen Kätzerei beschuldigen konnte. Er begab sich nach Frankreich in der Zeit, als grade Abälard von vielen Feinden heftig bekämpft wurde und nahm sich desto eifriger seines alten Lehrers an, da er die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit der dieser für die Wahrheit gesprochen, als die Ursache seiner Verfolgungen ansah, dadurch zog er denselben Haß, der den Abälard getroffen hatte, auf sich, Bernhard klagte ihn bei dem Papste als Abälards eigentlichen Waffenträger und Herold an, es traf ihn auch dasselbe Urtheil mit seinem Lehrer, auch er wurde excommunicirt und zur

gefänglichen Verwahrung in einem Kloster verurtheilt. Bei dem Abälard wurde dies Urtheil nach der Friedensstiftung durch den Abt Peter von Clugny ungültig, Arnold, der junge Mann, von feurigem Eifer getrieben, war nicht geneigt, auf solche Weise durch Schweigen und stille Zurückgezogenheit Ruhe und Friede zu suchen [22]). Aber es fand sich doch keiner unter den französischen Bischöfen, der das päpstliche Urtheil an ihm vollziehen wollte. Aus Frankreich vertrieben, reisete er in die angränzende Schweiz und fand eine Zuflucht zu Zürch, wo der Bischof von Costniz, zu dessen Diöcese diese Stadt gehörte, ihn, obgleich wohl von ihm wissend, duldete. Selbst der päpstliche Legat, Kardinal Guido a Castellis, ein Freund Abälards, ein Mann von frommem Lebenswandel, der frommen Eifer zu schätzen wußte, nahm sich des durch den Papst excommunicirten Arnolds an, machte ihn zu seinem vertrauten Genossen. Bernhard verfolgte ihn hier mit seinen Briefen. „Was heißt das — schrieb er dem Legaten (ep. 194.) — das päpstliche Urtheil ungültig machen? Und zwar ein Urtheil, dessen Gerechtigkeit das Leben des Verurtheilten bezeugt, daß man nicht etwa sage, es sey von dem Papste nur erschlichen. Daß der päpstliche Legat ihn zu seinem Vertrauten macht, häufig sich mit ihm unterredet, ihn sogar an seine Tafel zieht, setzt ihn in den Verdacht, ihn zu begünstigen, giebt dem feindlichen Manne starke Waffen in die Hände, sicher wird er nun vortragen und leicht wird er Eingang finden für alles, was er will, als ein Hausgenosse des Legaten, denn wer sollte etwas Böses argwöh-

nen von der Seite des Papstes, oder wer sollte, wenn er auch offenbar Verkehrtes vortrüge, sich leicht dem Euch zur Seite stehenden zu widersetzen wagen?" Bernhard hoffte, daß sein Brief dem Legaten die Augen öffnen werde, doch mochte wohl das Verhältniß Arnolds zu demselben nicht dadurch verändert werden und seine Reden brachten große Wirkung zu Zürch hervor. Einige Jahre sehn wir ihn von jetzt an nicht auf dem öffentlichen Schauplatze erscheinen, aber seine Grundsätze wirkten schon fort unabhängig von seiner Persönlichkeit. Durch des Papstes Verdammung waren sie grade zu Rom am bekanntesten geworden und hatten großes Aufsehn gemacht. Noch immer schwebte dem Stolz der Römer das Bild vor, daß der Kaiser in der Mitte des Senats von ihrer ewigen Stadt aus die Welt beherrsche, und die Regierung des Priesters, der nur Priester zu seinem Rath hatte und ihren Großen keinen Antheil der Herrschaft gab, stimmte mit ihren Neigungen am wenigsten zusammen, schon oft waren ihre Großen mit den Päpsten in Streit gewesen. Daher war Arnolds Grundsatz, daß den Priestern eine geistliche Wirksamkeit allein, keine weltliche Herrschaft und Gewalt zukomme, ihren Neigungen ganz angemessen. Eine äußerliche Veranlassung kam hinzu, die päpstliche Herrschaft den Römern verhaßt zu machen. Innocenz hatte Frieden geschlossen mit ihren heftigsten Feinden, den Tiburtinern ohne die harten Bedingungen, welche ihr Haß verlangte, ihnen vorzuschreiben, darüber unwillig, beschlossen die Römer, die päpstliche Herrschaft ganz abzuwerfen, sie nahmen mit Ge-

walt das Kapitol ein, ernannten einen Senat, der die Regierung der Stadt leiten und den Krieg mit den Tiburtinern wieder erneuern sollte, alle Bemühungen des Papstes, sie durch Güte oder Drohungen von der Ausführung ihres Plans abzuhalten, waren vergebens. Innocenz starb unter diesen Unruhen im Jahre 1144, wegen der unruhigen Bewegungen, denen zu widerstehn man desto mehr der Kraft und des Ansehns Eines Oberhaupts bedurfte, eilten die Kardinäle mehr als sonst zur Wahl eines Nachfolgers, über der gemeinschaftlichen Gefahr das Privatinteresse vergessend. Ihre einstimmige Wahl fiel auf einen Mann, der wegen seiner Mäßigung und Sanftmuth auch wohl von den Römern am meisten verehrt und geliebt war, den Kardinal Guido, Abälards und Arnolds Freund, er nannte sich Cölestin II. Dieser erfüllte die allgemeine Erwartung, Ruhe und Frieden wieder herstellend. Deshalb schrieb ihm Peter von Clugny (l. IV. ep. 18), seine Theilnahme ihm bezeugend: „Das hat nicht menschlicher Hochmuth, nicht selbstsüchtige Begierde, nicht der berüchtigte römische Partheigeist gewirkt, der die ganze Welt zu beunruhigen pflegt, das hat gewirkt jener Geist, der das Feindliche versöhnt, das Getrennte vereinigt, durch seine sanfte Bewegung. Hohe Freude erfüllt unser Herz, indem wir hier erkennen, daß Gottes Sache nicht durch die Gewalt der Waffen, nicht durch drohende Heere vertheidigt wird, daß allein durch den sanften Schutz des barmherzigen Gottes der Friede wieder hergestellt ist." Friede bezeichnete alle Handlungen dieses Papstes. Der König Ludwig VII. von Frank-

reich, der mit seinem Vorgänger wegen der Wahl des Erzbischofs von Bourges immer in Streit gewesen war, schickte sogleich eine Gesandschaft an Cölestin, die Versöhnung mit der Kirche zu suchen. Der Papst nahm sie sehr freundlich auf in der Mitte einer zahlreichen Versammlung, stand auf von seinem Throne und machte mit ausgebreiteten Händen das Zeichen des Segens nach Frankreich hin, das Land von dem ausgesprochenen Interdikt zu befreien. Bernhard bat darauf diesen Papst um seine Verwendung, zwischen dem Könige und dem Grafen Theobald Frieden zu stiften, und im folgenden Jahre gelang es ihm, dies zu bewirken, wodurch er der Wohlthäter eines großen Theils von Frankreich wurde. Doch konnte Cölestin die Hoffnungen, welche die Art, wie er zur päpstlichen Würde gelangt war, und seine ersten Handlungen in derselben erregt hatten, nicht vollständig erfüllen, denn er starb nach einer nur fünfmonatlichen Regierung im Jahre 1144. Da die unruhigen Bewegungen des Volks wieder von neuem ausbrachen, eilten die Kardinäle desto mehr mit der Wahl seines Nachfolgers, sie traf den Kardinal Gerhard, der sich Lucius II. nannte. Die durch den sanften Cölestin beruhigten Stürme erhoben sich von neuem, den kraftvollen Mann, von dessen Reden alles dies eine Nachwirkung war, sehn wir plötzlich nach Cölestins Tode zu Rom öffentlich erscheinen. Nach dem Tode des Papstes Innocenz glaubte Arnold von Brixen sich durch den geleisteten Eid nicht mehr gebunden, entweder kam er gleich nach Rom, sobald er hörte, daß sein Freund, der Kardinal Guido, Papst gewor-

den sey, und sein früherer Aufenthalt blieb deswegen den Geschichtschreibern unbekannt, weil er es nicht für nöthig hielt, öffentlich kämpfend aufzutreten, überzeugt, daß sein Freund in einem ganz andren Geiste als seine Vorgänger handeln, die mit dem Papstthum verbundene fremdartige Gewalt nicht mißbrauchen und die Kirche, wie er es am besten vermöge, als Papst zu reinigen suchen werde — oder er kam erst nach Cölestins Tode nach Rom, weil er aus demselben Grunde seine frühere Wirksamkeit daselbst nicht für nöthig hielt. Als die neuen Unruhen in Rom schon ausgebrochen waren, sehen wir ihn dort auftreten, die Stimmung des Volks, die Schwäche des neugewählten Papstes machten ihm wohl Hoffnung, für die Realisirung seines großen Plans jetzt wirken zu können. Dieser Plan schloß sich an die aus einer ganz andern Gesinnung hervorgehenden Absichten der Römer an; ihm, dem die Bilder des Alterthums (wie sie Abälard geschildert hatte, an ein eigentlich historisches Studium war ja in jener Zeit nicht zu denken) idealisirt vor Augen schwebten, schien es, das römische Reich habe durch die Anmaßungen der Kirche im Weltlichen seine Kraft und Stärke, die Kirche ihre Reinheit und ihren geistlichen Charakter verloren. Es zeigte sich ihm die Hoffnung, beide Gesellschaften in ihr ursprüngliches Verhältniß zu einander zurückgeführt zu sehn, so daß, was ihm am meisten am Herzen lag, der Kirche ihre Knechtsgestalt, in der sie am mächtigsten auf die Gemüther durch ihre eigene Kraft gewirkt, wiedergegeben werde, wenn der Sitz des Kaiserthums wieder zu Rom gegrün-

det wäre. Arnold entflammte die Römer noch mehr, indem er die Herrschsucht der Päpste, die Laster des römischen Hofes, mit der Bibel strafte, und er zeigte ihnen darin die Quelle des Verderbens, daß die Päpste einer weltlichen Herrschaft sich angemaßt hätten, die ihnen eben so wenig als den übrigen Geistlichen zukomme, auch sie sollten von den Oblationen der Gemeinde leben. Noch mehr angefeüert durch seine Reden setzten die Römer sich in den Besitz des Kapitols, beschlossen ihre altrömische Verfassung, den Senat und den Ritterstand, wieder herzustellen und forderten den Kaiser Konrad auf, nach Rom zu kommen und den Sitz seiner Herrschaft dahin zu verlegen. „Unser eifrigstes Streben ist es — schrieben sie ihm — das eurer Regierung von Gott anvertraute römische Reich zu erhöhen und zu vergrößern, wir Alle lassen uns nichts angelegentlicher seyn, als es zu dem Zustande wieder zurückzuführen, in welchem es sich zur Zeit der Kayser Konstantinus und Justinianus befand, welche die ganze Welt durch die Kraft ihres Senats und den Arm ihres römischen Volks beherrschten, drum haben wir mit Gottes Gnade den Senat wieder eingesetzt, und größtentheils diejenigen gedemüthigt, welche sich aufrührerisch gegen eure Herrschaft zeigten, auf daß ihr alles, was dem Kaiser und dem römischen Reiche gehört, erhalten möget, und dies zu bewirken, haben wir einen guten Grund gelegt, denn wir geben Frieden und Recht allen, die es wollen, wir haben die Schlösser der Mächtigen, die mit dem Sicilianer und dem Papste eurer Herrschaft sich widersetzen wollten, eingenommen, einige geschleift,

andre erhalten wir in eurem Gehorsam. Für das Alles, was wir in der Treue gegen euch gethan haben, bekämpft uns der Papst mit den Frangipani und Andern von allen Seiten, um uns zu verhindern, eurem königlichen Haupte die Kaiserkrone aufzusetzen. Weil aber der Liebe keine Mühe zu sauer wird, leiden wir Alles gern aus Liebe zu euch und für eure Ehre, denn wir haben die Zuversicht, daß ihr als unser Vater uns dafür belohnen, uns an unseren Feinden rächen werdet. Laßt also diese Hoffnung uns nicht täuschen, nehmt keine Rücksicht darauf, wenn schlechte Gerüchte von uns zu euren Ohren kommen, denn die Menschen, welche eurer Majestät Schlechtes von uns hinterbringen, möchten sich, was Gott verhüte, der Zwietracht zwischen euch und uns erfreuen, um nach ihrer Art uns beide listig zu unterdrücken. Dies möge aber verhüten eure königliche Weisheit, sich erinnernd, wie viel und wie großes Uebel die päpstliche Kurie euren Vorgängern zugefügt, so wie jene unsre Mitbürger (die Frangipani), und jetzt suchen sie, mit dem Sicilianer verbunden, noch größeres Uebel über euch herbeizuführen; aber wir haben sie als des Reichs ärgste Feinde aus der Stadt vertrieben. Drum komme zu uns eure kaiserliche Macht, denn ihr könnt alles, was ihr wollt, in der Stadt erhalten, und, um es kurz zu sagen, ihr werdet in der Hauptstadt der Welt euren mächtigen Sitz aufschlagen, über ganz Italien und das deutsche Reich, befreit von allem Widerstande der Geistlichen, freier und besser als fast alle eure Vorgänger herrschen können." Sie schlossen ihren Brief mit den Worten:

„Möge der Kaiser erhalten, was des Kaisers, der Priester, was des Priesters ist, so wie Christus geboten, als Petrus den Zins bezahlte." Arnold traute wohl zu viel dem Enthusiasmus der leichtfertigen Römer, der größtentheils nicht aus der reinen Quelle, wie bei ihm, herfloß, er war auch nicht kalt genug, die Gewalt der aus der Zeit hervorgehenden Meinungen über die menschlichen Gemüther zu schätzen. Der Kaiser Konrad hielt die hochtrabenden Reden der Römer für nichts als Possen und nahm des Papstes Gesandschaft, der er seinen Schutz für ihn versprach, auf das Ehrenvollste auf. Der Papst Lucius wollte die Römer mit Gewalt zum Gehorsam zwingen, von einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter begleitet, drang er auf das Kapitol, er wurde aber von den Römern zurückgeschlagen, durch einen Steinwurf in diesem Kampf schwer verwundet, und starb an den Folgen dieser Wunde, ehe er noch ein volles Jahr regiert hatte, im Frühling d. J. 1148 [23].

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 113. Z. 2. v. u.) Augustins Ansicht von dem Verhältnisse des Glaubens zur Erkenntniß findet man am klarsten ausgesprochen in seinem Briefe an einen gewissen Consentius. Dieser, den er einiger Irrthümer überführt, hatte ihm, die Auflösung einiger Schwierigkeiten in der Lehre von der Dreieinigkeit von ihm verlangend, geschrieben: Quia placuit Deo, qui infirma hujus mundi elegit, ut confunderet fortia, per stultitiam praedicationis salvos facere credentes, non tam ratio requirenda, quam auctoritas est sequenda sanctorum. Darauf antwortete ihm Augustin: Vi-

de ergo secundum haec verba tua ne potius debeas maxime de hac re, in qua praecipue fides nostra consistit, solam sanctorum auctoritatem sequi nec ejus intelligentiae a me quaerere rationem neque enim cum coepero te in tanti hujus secreti intelligentiam utcunque introducere, quod nisi Deus intus adjuverit omnino non potero, aliud disserendo facturus sum, quam rationem ut potero redditurus. Quam si a me vel a quolibet doctore non irrationabiliter flagitas, ut quod credis intelligas, corrige definitionem tuam non ut fidem respuas, sed ut ea quae fidei firmitate jam tenes, etiam rationis luce conspicias. Absit namque ut hoc in nobis Deus oderit, in quo reliquis animantibus excellentiores creavit. Absit, inquam, ne ideo credamus, ut rationem accipianus seu quaeramus, cum etiam credere non possimus, nisi rationales animas haberemus. Ut ergo in quibusdam rebus ad doctrinam salutarem pertinentibus quas ratione nondum percipere valemus, sed aliquando valebimus, fides praecedat rationem, qua cor mundatur, ut magnae rationis capiat et perferat lucem, hoc utique rationis est. Propterea monet apostolus Petrus, paratos nos esse debere, ad responsionem omni poscenti nos rationem de fide et spe nostra, quoniam si a me infidelis rationem poscit fidei et spei meae et video quod antequam credit capere non potest, hanc ipsam ei reddo rationem, in qua si fieri potest videat quod praepostere poscat rationem earum rerum, quas capere non potest. — Non ideo quia ratio est, sagt hier Augustin von den Haeresien in der Lehre von der Dreieinigkeit; — sed quia falsa ratio est, cavenda et detestanda dicenda est, hoc et de sapientia dicendum est, neque enim propterea sapientia vitanda est quia est et falsa sapientia cui stultitia est Christus crucifixus, qui est Dei virtus et Dei sapientia. Aug. ep. 222 ed. Bas.

²) (Zu S. 115. Z. 12. v. u.) Darauf deutet Glaber Rudolph

l. II. c. 12. ap. Bouquet t. X. pag. 23. Quidam Wilgardus nomine studio artis Grammaticae magis assiduus quam frequens sicut Italis mos semper fuit, artes negligere caeteras, illam sectari caet. Es seyen diesem Nachts böse Geister in der Gestalt Virgils, Horazens und Juvenals erschienen, hätten ihm dafür gedankt, daß er ihre Schriften so hoch halte und ihm großen Ruhm für die Zukunft versprochen, dadurch stolz geworden, habe er vieles gegen den katholischen Glauben behauptet, „man müsse den Worten der Dichter überall Glauben beimessen." Man sieht aus dieser, nach dem Geist der Zeit ausgemalten Erzählung, daß der Verstand des Mannes, aufgeklärt durch das Studium der Alten, manchen Aberglauben seines Zeitalters bekämpfte, es läßt sich freilich nicht entscheiden, ob er dabei stehn blieb oder die göttliche Basis von den Menschensatzungen und dem Aberglauben nicht zu trennen vermögend, die ganze Lehre der Offenbarung überhaupt leugnete.

Es mußte dieser durch das Studium der Alten erregte Geist wohl weiter um sich greifen, denn der Geschichtschreiber setzt hinzu, es seyen damals (ad a 1000 ext.) in Italien mehrere Anhänger dieses verderblichen Irrthums gefunden worden, welche durch das Schwerdt oder auf dem Scheiterhaufen starben.

*) (Zu S. 115. Z. 2. v. u.) Roscelin soll, wie späterhin Abälard, da er seine philosophische Lehre von den allgemeinen Begriffen auf das Dogma von der Dreieinigkeit anwandte, sich darauf berufen haben, „daß die Haiden und Juden ihr Gesetz vertheidigten, also müßten auch die Christen ihren Glauben vertheidigen, v. Anselm Cantuariens. de fide trinitat. et incarnatione verbi cap. 3. pag. 43. ed. Gerberon. Insipientissimum est — sagte Anselm in Rücksicht auf den Roscelin — propter unumquemque non intelligentem, quod supra firmam petram solidissime fundatum est in nutantium quaestionum revocare dubietatem,

nam Christianus per fidem debet ad intellectum proficere, non per intellectum ad fidem accedere aut si intelligere non valet a fide recedere. Doch mußte bei Anselm selbst sein Lehrer Lanfrank einen zu freien Gebrauch der Spekulation gefürchtet haben, denn er ermahnte ihn in Rücksicht auf sein ihm zugeschicktes Monologium quaedam solertius appendenda et cum eruditis in sacris codicibus conferenda, et ubi ratio deficit, auctoritatibus accingenda, und Anselm rechtfertigte sich damit, er habe in der ganzen Abhandlung nichts behauptet, nisi quod aut canonicis aut b. Augustini dictis incunctanter posse defendi videremus. v. l. I. ep. 68.

4) (Zu S. 116. Mitte u. d. f.) Ueber Abälards frühere Streitigkeiten s. ep. II. hist. calamitat. oder Boulae. t. II. hist. univ. Paris. — Die folgenden Ideen sind geschöpft aus seiner introductio in theologiam, wo er sich hier noch stärker ausdrückt als in der veränderten Gestalt seiner theologia Christiana bei Martene et Durand. thes. nov. anecdot. t. V. Ueber das Verhältniß des Glaubens zur Erkenntniß, den Gebrauch der Philosophie besonders introduct. l. II. theol. christ. l. II. et III.

5) (Zu S. 120. Z. 19.) Ich setze Abälards eigene Worte hierher (introd. c. 7 et 10. th. ch. l. III. pag. 1244.) In tantum vero in ipsa factura sua delectatur Deus, ut frequenter ipsis rerum naturis quas creavit se figurari magis quam verbis nostris, quae nos confinximus et invenimus, exprimi velit et magis in ipsa rerum similitudine, quam verborum nostrorum gaudeat proprietate, ut ad eloquentiae venustatem ipsis rerum naturis juxta aliquam similitudinem pro verbis scriptura malit uti quam propriae locutionis integritatem sequi.

6) (Zu S. 121. Z. 6. v. u.) Theol. christ. pag. 1326. De aeternitate autem generationis quod quaesitum est utrum videlicet filius semper gignatur an semper sit genitus, — eum tam gigni semper quam genitum esse, h. e. semper

eum ex patre esse et plenam semper et perfectam in hoc generationem ejus esse neque enim secundum temporum distinctionem id accipimus, cum illa videlicet aeterna generatio tempori nullo modo cedat, quae ante tempora quoque sicut nunc perfecta consistebat.

7) (Zu S. 122. Z. 6.) th. ch. l. I. c. 5. Nomine spiritus sancti affectus benignitatis et caritatis exprimitur eo videlicet quod spiritu oris nostri et anhelitu maxime affectus animi patefiant, cum prae amore suspiramus aut prae laboris vel doloris angustia gemimus und 1085 opp. Procedere Dei est sese ad aliquam rem per affectum caritatis quodammodo extendere, ut ei per amorem se jungat. Abälard wollte zeigen, daß der Ausdruck der Zeugung und des Ausgehns ein symbolischer sey, Caritas Dei ex patre et filio procedit heißt so viel als in illis quasi primordium et causam suae existentiae habet, cum ex eo Deus rationaliter velit quicquid de condendis vel disponendis creaturis instituit, quia et potentiam et sollertiam in his vel condendis vel disponendis plenam obtinet. Von diesem Gesichtspunkte aus sucht er die Streitigkeiten zwischen den Griechen und Lateinern beizulegen: Spiritus sanctus ex patre proprie procedere dicitur, quasi a summa origine, quae se aliunde non sit, et ab ipso in filium quasi in rivum et per filium ad nos quasi in stagnum hujus seculi.

8) (Zu S. 122. Z. 10.) 1085 opp. Fortasse cum ipsae creaturae ex necessitate non sint, amor tamen Dei erga illas ita necessario habet esse, ut absque illo Deus esse non possit, cum videlicet ipse ex propria natura tam hunc amorem suum, quam quodlibet bonum ita habeat, ut eo carere nullatenus possit.

9) (Zu S. 127.) Doch nennt Abälard einen Magister, der behauptet haben sollte, daß diejenigen, welche vor Christi Menschwerdung gelebt hätten, auch ohne an seine künftige Menschwerdung und sein Leiden zu glauben, durch ihn erlö-

set seyn, und zur Seligkeit gelangt, — einen Heterodoxen ch. theol. p. 1515 B. Es muß dieser wohl kein großes öffentliches Aufsehn gemacht haben, sonst ist es auffallend, daß er nicht mit den Eiferern für die Orthodoxie in Streit gerieth, wenn nicht etwa Abälard in der Hitze des philosophischen Streits jenen Magister mißverstanden hat. Zu verschiedenen Zeiten wurden Freierdenkende durch das menschliche Gefühl und die Idee der Erlösung zum Glauben an die Allgemeinheit derselben geführt, wie selbst im 9ten Jahrhundert ein Grammatiker Probus, was zu erhellen scheint aus Lupi Ferrariens. ep. 20 pag. 43 ed. Baluz. Non scripsisti quid Probus noster exerceat utrum caet. — an inchoatam satyram, quod magis existimo, struens Ciceronem et Virgilium caeterosque opinione ejus probatissimos viros in electorum collegium admittat, ne frustra Dominus sanguinem fuderit et in inferno otium triverit, si verum sit illud propheticum: Ero mors tua o mors, morsus tuus ero, inferne — und Lupus, sonst bekanntlich ein Augustinianer, zeigte kein Befremden darüber.

10) (Zu S. 130. Z. 8.) v. Scito te ipsum ap. Paez t. III. p. III. pag. 640. Constat opera quae fieri convenit aut minime aeque a bonis sicut a malis hominibus geri, quos intentio sola separat. Non quae fiunt; sed quo animo fiant pensat Deus, nec in opere; sed in intentione meritum operantis consistit. Diese Behauptung war Vielen anstößig, sie wandten aus dem Kirchenrecht dagegen ein, cur gravior satisfactio poenitentibus imponatur de operis effectu, quam de culpae reatu. Die Beantwortung dieses Einwurfs veranlaßte ihn, den großen Unterschied zwischen dem Gericht Gottes und allem menschlichen Gericht, es sey geistliches oder weltliches, darzustellen. Der menschliche Richter könne nicht über eigentlich moralische Schuld und moralisches Verdienst entscheiden, und werde oft genöthigt, Einen härter oder gelinder zu strafen, als er es nach der

bloß moralischen Schätzung verdient habe. „Culpae itaque animi divino reservantur judicio, effectus eorum de quibus judicare habemus, prosequimur nostro, dispensationem in talibus, h. e. prudentiae quam diximus rationem magis quam aequitatis attendentes puritatem. Deus vero uniuscujusque poenam secundum culpae quantitatem disponit et quicunque ipsum aequaliter contemnunt, aequali postmodum poena puniuntur cujuscunque conditionis aut professionis sunt." Welche Folgen flossen allein aus diesem Grundsatze in Rücksicht auf die Gewalt der Schlüssel! wenn man nicht etwa behauptete, daß alle Bischöfe durch den das Innere durchforschenden heiligen Geist geleitet würden, was nur zu sehr durch den täglichen Augenschein widerlegt wurde und auch gegen Abälards oben angeführte Behauptung war. Man muß aber auch gestehn, daß die Unterscheidung zwischen göttlichem und kirchlichem Gericht, wenigstens in der Theorie, den angesehenen Kirchenlehrern keineswegs fremd war, wenn gleich der große Haufe der Geistlichen, der das meiste Uebel stiftete, zu roh war, sie zu fassen. Ich will nur eine mir grade gegenwärtige Erklärung des Bischoft Ivo von Chartres anführen. Es hatte ihn Jemand gefragt, wie die Worte Ezechiel 18: In quacunque hora peccator conversus ingemuit salvus erit, sich mit der Theorie der kirchlichen Satisfaktion vereinigen ließen und er antwortete (ep. 228): „Per internum gemitum satisfit interno judici et idcirco indilata datur ab eo peccati remissio, cui manifesta est interna conversio. Judex vero qui tantum videt in facie, usque adeo delinquentem sub peccati poena detinet, donec per manifestum poenitentiae fructum qui sit poenitentis affectus intelligat." Abälard führte für seine Behauptung, daß es bei der eigentlich moralischen Schätzung nur auf die innere Gesinnung ankomme, den Augustinianischen Grundsatz an: habe caritatem et fac quicquid vis. Indem er diesem Grundsatze und dem in dem menschlichen Gemüthe liegenden

sittlichen Rechtsgefühle folgte, kam er zu einem Resultat, das er nicht annehmen konnte, ohne wider den kirchlichen Lehrbegriff seiner Zeit zu streiten. Jeder könne mit Recht nur nach dem Bewußtseyn, in dem er handle, gerichtet werden, wobei er den Ausspruch des Apostels Paulus anführte: Si cor nostrum non reprehenderit nos, fiduciam habemus apud Deum, den er so erklärte: „Ubi contra conscientiam nostram non praesumimus, frustra nos apud Deum de culpa reos statui formidamus. Daraus schien ihm zu folgen, daß diejenigen, welche das Christenthum nicht annähmen, weil sie es nicht kennten, oder nach ihrer Ueberzeugung es keine wahre Religion sey, sogar diejenigen, welche es verfolgten, in dem festen Glauben, Gott einen Dienst dadurch zu erzeigen, nicht sündigten und strafbar handelten — und dies zu behaupten, war eine arge Kätzerei. Er mußte also hier die philosophischen Grundsätze von den theologischen trennen und sich mit dem Ausruf helfen: „Abyssus multa Dei judicia sunt." Er hätte hier untersuchen sollen, ob der Haß gegen das Christenthum und die Verfolgung desselben aus einem bloß theoretischen Irrthum des Verstandes herrühre oder einer Verkehrtheit des Willens, welche diesen Irrthum erst erzeugte, wie Christus Joh. Evangel. III. V. 17. ausdrücklich sagt, er sey in die Welt gekommen, nicht um zu verdammen, sondern um zu erlösen, der nicht Glaubende aber sey *durch sich selbst* verdammt, und diese seine Verdammung durch *sich selbst* bestehe darin, daß das Licht in die Welt gekommen und die Menschen deswegen die Finsterniß vorgezogen hätten, weil sie sich fürchteten, ihre *eigene Schlechtheit* durch das Licht offenbart zu sehn. Daher sagt Christus, daß jede Sünde und jede Lästerung auch gegen den Sohn Gottes dem Menschen vergeben werde, nur nicht die Lästerung gegen den heiligen Geist, wenn man wie die Pharisäer das Werk Gottes wohl anzuerkennen sich gedrungen fühle, aber es ein Werk des Bösen nenne, weil es

den

den eigenen Neigungen und Begierden widerstreite. Es frägt sich aber, ob, wenn gleich nicht alle Religionsverfolger Pharisäer waren, Verfolgung gegen das Leben der Menschen mit ungetrübter, mit Eigenliebe und menschlicher Leidenschaft nicht vermischter Liebe, zu Gott irgendwie habe bestehn können, ob nicht bei allen durch die Erziehung eingeprägten, vorgefaßten Meinungen die reine Liebe Gottes die Herzen nicht allein erwärmt, sondern auch erweitert und dadurch den Geist erleuchtet hätte? hier kommt es wieder auf Abälards Grundsatz hinaus, daß der Mensch keiner rein moralischen Schätzung der Handlungen fähig ist. Abälard ist übrigens dem Hauptpunkt wohl auf die Spur gekommen, wenn er nur die Freiheit und den Muth gehabt hätte, seine Principien überall konsequent in der Anwendung zu verfolgen. „Es könne bei der sittlichen Schätzung — sagt er — nicht das entscheiden, ob der Mensch in dem Augenblick seines Handelns gut zu handeln meine (denn das Meinen kann aus einer verborgenen durch den Menschen verschuldeten moralischen Schlechtheit herrühren, die auf seinen Verstand influirt), diligenter Dominus, cum secundum intentionem rectam vel non rectam opera distingueret, oculum mentis h. e. intentionem simplicem et quasi a sorde puram ut clare videre possit, ut e contra tenebrosam vocavit, h. e. si intentio recta fuerit, tota massa operum indeprovenientium, quae more corporalium rerum videri possit, erit luce digna, h. e. bona, sic e contrario. In Rücksicht auf die Sünde wider den heiligen Geist wagte Abälard richtig zu sagen: „Nullus qui assumpti hominis dignitati derogat, propter hoc damnabitur, si aliae non interveniant damnationis causae, non enim in hoc aliquis contemptu Dei notari potest, si veritati per errorem contradicat, nec contra conscientiam agat, maxime cum id tale sit, quod humana ratione investigari non possit, sed magis rationi videatur contra-

rium. Blasphemare autem in spiritum sanctum, est ea opera manifestae gratiae Dei calumniari, ut illa, quae credebant per Spiritum sanctum h. e. divina bonitate misericorditer fieri, per diabolum tamen assererent agi, tanquam si dicerent, illum quem spiritum Dei credebant esse Spiritum nequam et sic Deum esse diabolum." — Deswegen nämlich sey hier keine Vergebung mögtich, weil hier kein Zugang für die Reue offen scheine. Nec quidem negamus, eos salvari posse, si poeniterent, sed solummodo eos dicimus nec poenitentiae actus assecuturos esse.

¹¹) (Zu S. 131 Z. 1.) v. scito te ipsum cap. 18. Die Schilderung, welche Abälard hier von den rohen Menschen macht, die, wenn sie in dem letzten Augenblicke ihre Sünden beichteten und Vergebung suchten, doch das durch Unrecht Erworbene nicht zurückgeben wollten, um ihren Nachkommen es nicht zu entziehen, ist nicht übertrieben, es finden sich manche Beispiele dieser Art, z. B. Henric. Huntind. de contemptu mundi ap. d'Achery t. III. pag. 505 erzählt: „Robertus Consul de Mellent cum in infirmitatem mortis praenunciam incidisset, rogatus ab archiepiscopo et sacerdotibus, cum ei confessionis purgatorium impenderent officium, ut terras quas vi vel arte multis abstulerat, poenitens redderet, et erratum lacrimis lavaret, ait: Si terras, quas aggregavi multifariam divisero, quid miser filiis meis relinquam? Cui contra ministri Domini: sufficerent filiis tuis haereditates pristinae, et quas juste terras acquisisti, caetera redde, alioquin animam devovisti gehennae. Respondit autem consul: Filiis omnia tradam, ipsi pro salute defuncti misericorditer agent. — Filii autem injuste congregata magis injuste studuerunt augere, quam aliquid pro salute paterna distribuere." — Es war besonders eine Gattung von Mönchen, welche überall herumzogen, durch einen Schein von Heiligkeit sich die Verehrung der Menge verschafften, und durch ihr Beichthören, die Leichtigkeit, mit der sie die

Absolution ertheilten, die Sicherheit, in die sie die Laien, um ihnen zu schmeicheln und sich Geschenke zu verschaffen, versetzten, der Religion und Sittlichkeit höchst nachtheilig wurden, v. Policrat. l. VII. cap. 21. Abaelard sermo de Joanne baptista pag. 954. Schön drückt sich Abälards christlicher Unwille in seiner Auslegung des Vater unser aus, ich setze seine Klage über die schlechten Priester, von denen die Welt voll sey, mit seinen eigenen Worten her: „Es gehn die Festtage, es geht ein ganzes Jahr hin, ohne daß auch nur Ein Wort aus ihrem Munde fließt, wodurch ihre Gemeinde belehrt, gebessert, zum Guten zurückgeführt oder im Guten befestigt werden könnte, doch glauben sie täglich, Gott zu dienen, Worte zu seinem Preise hersingend. Es giebt auch einige Priester, welche die ganze Welt mit ihren Amuletten durchstreifen und der rohen sündenbelasteten Menge mit Worten der Lüge die Seligkeit verheißen. — O deine Salbung — betete er — möge deine Heerden über alles belehren, daß dein Geist auf das Innere wirkend ihnen die Lehre offenbare, welche solche stumme Priester ihnen vorenthalten!" — und so war es auch. Die Lüge und der irdische Sinn der Priester brachte grade den empörten Wahrheitssinn, den göttlichen Funken im Inwendigsten des Menschen zum Ausbruch. Daher in diesem Zeitalter das schnelle und allgemeine Umsichgreifen der Sekten, von denen weiter unten. — Abälard sah seinen allgemeinem Principien gemäß wohl ein, daß das kirchliche Sündenbekenntniß in des Menschen Verhältnisse zur Gottheit nichts verändern könne, er stellte aber den Nutzen dar, den es dem Menschen für seine moralische Heilung bringe, weil die mit der Beichte verbundene Demüthigung und Selbstverleugnung der Eigenliebe, der Quelle aller Sünden, entgegen sey. Ohngeachtet dieser richtigen allgemeinen Grundsätze hielt er doch die kirchliche Buße und Genugthuung für nothwendig, weil man zwar die Vergebung der Schuld nur durch innere Reue erlangen könne,

aber doch alles Schlechte nach der göttlichen Gerechtigkeit nothwendig eine Strafe mit sich führe. Wenn man also nicht statt dieser Strafe freiwillig eine von der Kirche bestimmte Buße noch in diesem Leben übernehme, so müsse man die Strafe nach dem Tode in dem ignis purgatorius leiden. Heftig sprach er gegen den Ablaß, der in dieser Zeit schon eine Quelle des Gewinns für feile Priester geworden war; aus seinen Klagen sieht man, daß die Bischöfe bei Einweihungen von Kirchen, Einsegnungen von Altären und andren kirchlichen Feierlichkeiten, um sich großen Zulauf und dadurch reiche Oblationen zu verschaffen, denen, welche dahin kamen, einen gewissen Theil aller Buße, die sie sonst hätten übernehmen müssen, erließen, sub quadam specie caritatis, sed in veritate summa cupiditate. Er machte die spöttische Bemerkung: „Warum sind sie denn so grausam, da die Himmel in ihrer Gewalt sind, nicht alle Buße zu erlassen, wenn sie es aus bloßer Liebe thun? Ist es nicht gottlos, daß sie irgend Einen aus ihrer Gemeinde verdammen lassen, wenn es in ihrer Gewalt steht, sie von allen Sünden zu absolviren? Quod utique beatissimi praedicandi essent, si sibi cum vellent coelos aperire possent. Quod quidem si non possunt vel nesciunt, certe illud pöeticum in quantum arbitror incurrunt: nec prosunt domino, quae prosunt omnibus artes. Appetat quislibet non ego potestatem, qua potius aliis quam sibi proficere possit."

[12]) (Zu S. 144 Z. 1.) Otto Frising de rebb. g. F. I. l. I. c. 48. giebt sicher richtiger als l. III. vit Bernard. c. 5. und Bernhard selbst in seinen Briefen den Grund von Abälards Appellation an, es war wohl nicht, daß er Bernhards Argumenten nicht widerstehn konnte oder sich überwunden glaubte durch die vorgelesenen Stellen der alten Kirchenlehrer, sondern „seditionem populi timens."

[13]) (Zu S. 144 Z. 11.) Nos autem licet appellatio ista minus canonica videretur — sagt Bernhard ep. 337 — sedi

tamen apostolicae deferentes, in personam hominis nullam voluimus proferre sententiam.

[14]) (Zu S. 149.) Daß Abälard sehr entfernt davon war, die wesentlichen Lehren der Kirchen in Zweifel zu ziehen, nach seiner Spekulation modeln zu wollen, beweist sein Brief an seine Heloise, der er gewiß seine wahre Denkungsart nicht verbarg, er suchte ihre durch die ausgestreuten Gerüchte von seiner Heterodoxie erregten Besorgnisse zu heben. „Die Logik hat mich der Welt verhaßt gemacht — schreibt er — man preist die Schärfe meines Geistes, aber man spricht mir die Reinheit des Glaubens ab, ich will nicht Philosoph seyn, wenn ich den Apostel Paulus bekämpfen soll, ich will kein Aristoteles seyn, wenn ich mich von Christo trennen soll. Es giebt mir kein andrer Namen unter dem Himmel, daß ich zum Heil gelange, ich bete Christum an, der zur Rechten des Vaters herrscht, ich umfasse ihn mit dem Arm des Glaubens, wie er göttliches wirkt im Fleisch." Darauf setzt er, um sie ganz zu beruhigen, sein vollständiges orthodoxes Glaubensbekenntniß hin und schließt mit den Worten: „Das ist der Glaube, auf dem ich fuße, aus dem ich die Zuversicht der Hoffnung schöpfe, hier fest stehend fürchte ich nicht das Bellen der Scylla, hier lache ich über den Strudel der Charybdis, hier scheue ich mich nicht vor dem todbringenden Gesang der Sirenen, möge ein Ungewitter über mich einbrechen, so werde ich nicht erschüttert, mögen Stürme mich ergreifen, so werde ich nicht bewegt, denn ich bin gegründet auf dem festen Felsen."

[15]) (Zu S. 152 Z. 1 v. u.) Schon im Mittelalter, wo in der noch mehr zusammenhängenden Masse der abendländischen Menschheit die eigenthümlichen Nationalcharaktere sich zu offenbaren anfingen, war der leichte Witz und Scherz der Franzosen bekannt, z. B. Matth. Paris. hist. Angl. Maj. pag. 575. ed. Lond. I. More Francorum jocose prolatum, verbum levitatis. — Mit der beißendsten Satyre und

rücksichtsloser Freiheit griff der muthwillige Berengar den Bernhard und Abälards Richter an. „Non mirum est, sagt er zum Bernhard, scripta tua in famae pulpito collocari, cum constat ea qualiacunque sint, a majoribus hujus terrae approbari. Jamdudum sanctitudinis tuae odorem ales per orbem fama dispersit, praeconizavit merita, miracula declaravit. Sperabam in linguae tuae arbitrio coeli sitam clementiam, aëris temperiem, ubertatem terrae, fructuum benedictionem." Gerecht sind allerdings manche Vorwürfe, die er dem Bernhard macht, daß seine Polemik gegen Abälard einem Christen und einem Mönch sehr unanständig sey, daß sein Verfahren mit der Absicht, welche seine Anhänger ihm beilegten, den Abälard zu bessern, nicht übereinstimme. Daß Bernhard vor der Eröffnung des Koncils das Volk in seiner Predigt ermahnt habe, für Abälards Bekehrung zu beten, läßt sich wohl glauben und mit Recht sagt ihm Berengar: „Si Petrum, bone vir, ad integrum fidei statum disponebas revocare, cur ei coram populo aeternae blasphemiae characterem impingebas. Quid vulgus oraret, cum pro quo esset orandum nesciret? Tu, vir Dei, qui miracula feceras, qui ad pedes Jesu cum Maria sedebas, qui conservabas omnia verba haec in corde tuo, purissimum sacrae orationis thus coram supernis obtutibus adolere deberes, ut reus tuus Petrus resipisceret, et talis efficeretur, quem nulla suspicio inquireret." Was er gegen das Verzeichniß der Sätze sagt, die Abälard behauptet zu haben beschuldigt wurde, ist gleichfalls gegründet, daß man bei mehreren derselben auf den Sinn, in dem sie Abälard verstanden, keine Rücksicht genommen, seine Behauptungen ganz verdreht und ihm auf solche Weise Lehren aufgebürdet habe, an die er gar nicht gedacht, z. B. wenn Abälard behauptet haben sollte, der heilige Geist sey die Weltseele, was ihm nie in den Sinn gekommen war, er hatte nur, um zu zeigen, daß auch den platonischen Philosophen das Mysterium der Dreieinigkeit of-

fenbart worden sey, in ihre Lehren von der Weltseele die Lehre vom heiligen Geist hineingelegt, jene nur als allegorische Hüllen betrachtend. Schön ist, was Berengar gegen Bernhard sagt: Patere quaeso tecum Petrum esse Christianum, et si vis tecum erit catholicus, et si non vis, tamen erit, communis enim Deus est, non privatus. Uebertrieben und ungerecht ist die Beschuldigung gegen Bernhard, sein Eifer gegen Abälard sey bloß aus einem Privathasse hergeflossen, Bernhards Schriften bezeugen das objektive Interesse, das er an dem Streit hatte, und von diesem Interesse ging seine Polemik aus, freilich kam menschliche Leidenschaft hinzu, wie es dem von irgend einem Interesse ergriffenen Menschen, dem Theologen wie dem Philosophen, am schwersten ist, die Polemik gegen die Sache von der Polemik gegen die Person zu trennen. Gerecht ist die Rüge gegen das päpstliche Verfahren: „Renunciavit Bernardus quae gesta fuerant apostolico, et statim a Romana sede leges damnationis in Petrum per Gallicas ecclesias volaverunt, cujus unquam, Jesu bone, culpa tam coecos habuit judices, ut non utrinque causae latera ventilarentur? Isti clausis oculis palpant negotium et quasi oculati rerum cognitores arcu iniquitatis intuso toxicum subito jaculaverunt. Quicquid intestinus odiorum furor rotaret in Petrum, censurae apostolicae sobrium nunquam dormitare deberet acumen. Er sagt, der Papst habe den Bernhard gefürchtet, facile deviat a justitia, qui plus hominem quam Deum timet in causa, und er wagt es, den Ausspruch des Propheten darauf anzuwenden: Omne caput languidum, a planta pedis usque ad cervicem non est in eo sanitas." Der damals noch sehr junge Berengar wollte ein zweites Buch zu jener Apologie hinzusetzen, um die als kätzerisch verdammten Behauptungen Abälards zu vertheidigen, späterhin aber wagte er dies nicht. Nolim esse, sagte er damals, patronus capitulorum, quia et si sane sapiebat, non sane sona-

hat. Der allgemeine Unwille, den er durch den heftigen Angriff auf Bernhard gegen sich erregt hatte, bewog ihn, hernach einen Brief zu seiner Rechtfertigung zu schreiben, er erkannte hier den Bernhard als einen heiligen Mann an; aber, sagt er — Nonne homo est? Nonne nobiscum navigat per hoc mare magnum? Quod vinum potest habitare in pice et saporem ejus non mutare? Audet abbas in literis, audeo et ego, audet in theologia, audeo et ego, audet in fide, audeo et ego, audet in sanctitate, hic non audeo ego. Aber es sey nur ein philosophischer Streit, und auf dem Felde der Philosophie habe jeder immer die Freiheit gehabt, den andern aus gerechter Ursache zu tadeln, er habe den Bernhard nicht in Rücksicht seiner Kontemplation, sondern als Philosophen, als Schriftsteller angegriffen. Der päpstliche Kanzler Haimerich, der vielleicht als Bernhards Freund und der einflußreichste in der römischen Kurie zu Abälards Verdammung am meisten beigetragen hatte, zog sich dadurch die bitterste Satyre des kühnen Berengars zu, er hatte dem Bernhard, mit dem er in fortdauerndem Briefwechsel stand, unter mehreren theologischen Fragen auch die vorgelegt, auf welche Art man Gott lieben müsse, freilich eine Frage, welche der Kardinal sich lieber durch sein Herz hätte sollen beantworten lassen, v. Bernard tractat. de diligendo Deo cap. 1. Nach Berengars Citation soll die Antwort hier so lauten: Quaeris quid sit diligendum? Breviter respondeo, Deus. (Dieses findet sich aber dort nicht, und nach dem Zusammenhang zu urtheilen, fehlt dort nichts, doch ist grade darauf Berengars Witz zum Theil gegründet.) Verissimum quidem dixit — sagt er darüber — et venerabile verum, sed ad hoc dicendum pro nihilo aperit os suum, nemo enim de hoc dubitat, et tamen dum Deum diligendum esse latenter pronunciat, ferit Romanum, qui in curia papae non Deum didicerat amare, sed aurum.

[16]) (Zu S. 154 Z. 4.) Daher die Apologia seu Confessio Abaelardi.

17) (Zu S. 154.) Des Abts Peter von Clugny Ansicht von der menschlichen Wissenschaft, die er hoch schätzte, in ihrem Verhältnisse zum Christenthum ist uns besonders aufbehalten in einem Briefe desselben an den Magister Peter (zwar wird Abälard gewöhnlich so genannt, aber daß er dieser nicht ist, erhellt aus des Abts Peters Brief an denselben Peter l. II. 22., denn daraus sieht man, daß dieser Magister Peter schon vor der Beilegung des Schisma's in Aquitanien eine Zeit lang Mönch zu Clugny war), der durch ihn überredet wurde, von den weltlichen Wissenschaften zur Theologie, von der philosophischen Schule ins Kloster überzugehn. Er wurde nachher der vertrauteste Freund des Abts, der in den Gesprächen mit ihm Erholung und Stärkung nach vielen fremdartigen Geschäften zu finden pflegte. An diesen schrieb Peter, ehe er noch Mönch geworden war, als er ihn erst zu dieser Veränderung seines Lebens zu überreden suchte: „Nach der höchsten Glückseligkeit forschten mühsam die Alten, suchten aus dem Innern der Erde das tief Verborgene mit vieler Anstrenguug hervorzugraben durch die Erfindung der Künste, durch vielfache Kombinationen und Schlüsse, durch die unendlichen Streitigkeiten der philosophischen Schulen unter einander. Da aber die Wahrheit vom Himmel herabblickend sah, wie sie unten suchten, was in der Höhe ist, wie die Sterblichen durch die Verwirrung der Lüge getäuscht wurden, ward sie gerührt von Mitleid mit dem Elend der Menschen, erschien selbst unter ihnen im Fleisch, um sich ihren schwachen Augen offenbaren zu können, und rief diesen und ähnlichen Leidenden zu: Kommt zu mir alle Leidende und Belastete, und ich will euch erquicken, Matth. 11., stillte das unruhige Streben aller nach Glückseligkeit Forschenden, indem sie zu ihnen sprach: Selig die armen Geistes sind, denn ihrer ist das Himmelreich. Sieh, ohne platonische Meditationen, ohne akademische Disputationen, ohne aristotelische Spitzfindigkeiten ist die Stätte und der Weg der Glück-

seligkeit gefunden. Betritt also den Weg der Armuth, nicht sowohl der leiblichen, als der Armuth des Geistes, nicht sowohl der äußerlichen Armuth als der Demuth. Wenn du durch Christi Gnade dahin gelangst, wird es mir die größte Freude werden, wenn ich dich aufnehmen kann wie einen einzigen Sohn." v. l. I. p. 9. — Auch in andern Fällen zeigte er eine von aller Kätzermacherei entfernte christliche Mäßigung. Mönche in Clugny hatten die Stellen der Evangelien über die höhere Natur Christi mit einander verglichen, und es schien ihnen, daß sich Christus nirgends unverdeckt Gott genannt habe. Als der Abt von dieser ihrer Aeußerung hörte, verlangte er nicht, ihre Namen zu wissen, setzte kein Mißtrauen in ihre Rechtgläubigkeit, sondern betrachtete sie als wahrheitsliebende Menschen, welche über das, was sie selbst nicht finden könnten, belehrt zu werden wünschten. Da aber einmal auf das, was dem Heil der Menschen das nothwendigste sey, die Rede gekommen, sagte er, so müsse man die Sache erörtern, damit nicht Zweifel in einigen Gemüthern entstehe. Der Grundsatz, von dem er bei der Erörterung ausging, war dieser: „Gott habe zur Schwäche der Menschen sich herablassend sowohl durch seine menschliche Erscheinung als durch seine Worte sich selbst verborgen, um stufenweise zur Erkenntniß seiner geoffenbarten göttlichen Natur die Menschen zu bilden, und habe auch Spuren genug eingestreut, welche sie dazu führen könnten." v. Epist. c. eos qui dicunt Christum nunquam se in Evangelio aperte Deum dixisse bibl. pat. Lugd. t. XXII. p. 970.

[18]) (Zu S. 157 Z. 13.) v. Otto Fris. d. g. F. I. l. I. c. 20. Tenui nutrivit Gallia sumptu edocuitque diu sagt vom Arnold Günther Ligurinus l. III. pag. 322. ap. Reuber. vergl. was Abälard hist. calamitat. über das harte Leben seiner Schüler sagt: Quanto duriorem in doctrina nostra vitam sustinebant, tanto amplius mihi aemuli aestimabant gloriosum, sibi ignominiosum.

[19]) (Zu S. 158 Z. 7. v. u.) Unter jenen Streitigkeiten wurde die Investitur cum baculo et annulo vornehmlich aus dem Grunde den Fürsten streitig gemacht, weil es Symbole des geistlichen Charakters seyen und die Fürsten dadurch in ein heiliges, ihnen fremdes Gebiet einzugreifen schienen. Investitura sacramentum est — sagt Peter von Vendôme opusc. II. — i. e. sacrum signum, quo episcopus a caeteris hominibus discernitur atque super Christianum gregem cura postoralis ei tribuitur. Die Fürsten wandten dagegen ein, daß die Kirche ihr eignes Gebiet überschreitend dadurch den Staat zu diesem Eingriffe in eine fremde Region veranlaßt habe, durch ihre eigene Schuld sey sie einer fremden Gewalt unterworfen worden. Man findet die Grundsätze, welche die Fürsten und ihre Parthei unter den Investiturstreitigkeiten behaupteten, besonders dargelegt bei Geroch R. de ecclesiae statu caet. c. 21. ganz ähnliche Grundsätze, wie sie Arnold nachher behauptete, „die Zehenten und Oblationen, freie Gaben der Gemeinden, wodurch sie in keine Verbindlichkeit gegen die Fürsten hineingezogen würden, müßten für die Kirchen genug seyn, die Geistlichen müßten sich nach Christi Vorschrift bloß mit dem Geistlichen beschäftigen, dürften keine weltlichen Würden bekleiden, weil die damit verbundenen Pflichten mit dem Charakter ihres Amts in Widerspruch ständen, sie möchten dem Kaiser lassen was des Kaisers sey, damit sie nicht in fremdartige Geschäfte verwickelt, verhindert würden, Gott zu geben was Gottes sey, oder glaubten, sie für beides genug seyn zu können, so müßten auch die Monarchen bei ihrer Ernennung den ersten Rang haben, denn es könne mit der Würde des Reichs nicht bestehn, daß einer unter die Zahl der Reichsfürsten anders als durch den Kaiser und nach dem Rath der übrigen Reichsfürsten aufgenommen werde.“ Die Juristen machten schon zu der Zeit die weltliche Herrschaft den Päpsten streitig und bestritten die Rechtmäßigkeit der Schenkung Konstantins, obgleich sie die

richtigen historischen Gründe nicht fanden. Geroch erzählt, er habe zu Rom von Juristen gehört, die von Konstantin der Kirche zugestandenen Privilegien seyen deshalb ungültig, weil er von einem Arianer getauft worden sey (allerdings richtig, von dem Bischof Eusebius von Nicomedien, einem Vertheidiger des Arius, in dieser Stadt) weil Staatseigenthum nicht entäußert werden könne (rem publicam non posse usucapi) v. Geroch lib. de corrupto ecclesiae statu ap. Baluz. t. V. Miscell. pag. 81.

[20]) (Zu S. 159 Z. 14.) Bernhard (ep. 195) sagt von ihm: Utinam tam sanae esset doctrinae, quam districtae est vitae, homo est neque manducans neque bibens, solus cum diabolo esuriens, et sitiens sanguinem animarum, unus de numero illorum, quos apostolica vigilantia notat, habentes formam pietatis et virtutem illius penitus abnegantes.

[20]) (Zu S. 159.) Günther schildert den Arnold so:

Variis implevit vocibus aures:
Nil proprium cleri, et fundos et praedia nulla
Jure sequi monachos, nulli fiscalia jura
Pontificum, nulli curae popularis honorem
Abbatum, sacras referens concedere leges
Omnia principibus terrenis subdita, tantum
Committenda viris popularibus atque regenda
Illis primitias et quae devotio plebis
Offerat, et decimas castos in corporis usus
Non ad luxuriam seu oblectamina carnis
Concedens: mollesque cibos cultusque nitorem
Illicitosque toros lascivaque gaudia cleri
Pontificum fastus abbatum denique laxos
Damnabat penitus mores, monachosque superbos.
Veraque multa quidem, nisi tempora nostra fideles
Respuerent monitus, falsis admixta monebat.
Ille suum vecors in clerum pontificemque
Atque alios plures adeo commoverat urbes,

Ut jam ludibrio sacer extremoque pudori
Clerus haberetur. — — —

[21]) (Zu S. 160 Z. 6.) Günther sagt bloß „Articulos fidei certumque tenorem non satis exacta pietate fovebat," Otto von Freisingen „praeter haec de sacramento et baptismo parvulorum non sane dicitur sensisse."

[22]) (Zu S. 162. Z. 7.) Non fuit qui faceret bonum, sagt Bernhard in Rücksicht auf die Vollziehung des päpstlichen Urtheils (ep. 193.).

[23]) (Zu S. 169. Z. 18.) Nach Gottfried von Viterbo und act. Vitican ap. Baron. ad a. 1145 N. 1.

III.

Letzte Epoche von Bernhards Leben, unter der Regierung des Papstes Eugen III. von 1145 — 1153.

Da Lucius II. unter jenen stürmischen Bewegungen zu Rom gestorben war, eilten die Kardinäle, so sehr sie konnten, zur Wahl eines neuen Papstes, diese traf diesmal keinen aus ihrer Mitte, sondern den Abt eines römischen Klosters, Bernhard genannt, einen Freund und Schüler des Abts von Clairvaux, er hatte ein einträgliches und angesehenes Amt als Aufseher über die bischöflichen Güter der Kirche zu Pisa (vicedominus) niedergelegt, um zum Mönchsleben unter Jenes Leitung sich zu bilden. Als Innocenz nach der Beilegung des Schisma's ein Cistercienserkloster in Rom gründen wollte und dem Abt von Clairvaux die Einrichtung desselben übertrug, setzte er den Bernhard aus Pisa als Abt demselben vor. Dieser, jetzt aus dem Mönchsstande zur höchsten aller Würden erhoben, nannte sich als Papst Eugen III. Da die Römer ihn zwingen wollten, der Regierung ihrer Stadt zu entsa=

gen und die Verfassung, die sie sich gegeben hatten, zu genehmigen, sah er sich genöthigt, ihrem Ungestüm auszuweichen, indem er Rom verließ und sich mit den Kardinälen in ein benachbartes Kloster begab, wo er zum Papst konsecrirt wurde. Durch die Unruhen verhindert, nach Rom zurückzukehren, verlegte er fürs Erste seinen Sitz nach Viterbo. Arnolds Geist konnte in seiner Reinheit am wenigsten in Rom, dem alten Sitz der Verderbniß, wirken, er täuschte sich, wenn er in dieser verderbten Stadt die reinen Menschen zu finden glaubte, fähig, seine Ideen zu fassen, durch diese in ihrer Reinheit begeistert zu werden. Der Geist wilden Aufruhrs, der Leidenschaft und irdischer Begierde herrschte in Rom, Gewaltthätigkeiten wurden verübt, die Paläste mehrerer Kardinäle und andrer Großen geplündert und niedergerissen. Diese Anarchie mußte sich durch sich selbst zuletzt vernichten, Eugen exkommunicirte zuerst zu Viterbo die Stifter der Unruhen mit allen ihren Anhängern und wandte sich darauf von den geistlichen Waffen zu den weltlichen. Verbunden mit den alten Feinden der Römer, den Tiburtinern, gelang es ihm, sie zum Nachgeben zu zwingen, sie baten ihn selbst um Frieden, und erhielten diesen unter der Bedingung, daß die alte hierarchische Verfassung zu Rom wieder hergestellt wurde, so konnte er das Weihnachtsfest ruhig zu Rom feiern.

Bernhard, dessen Aufmerksamkeit auf alle kirchliche Ereignisse gerichtet war, nahm desto lebhafteren Antheil an der Wahl seines Schülers und Freundes zum Oberhaupt der Kirche hoffend, daß er, den er selbst

gebildet, auf den er so großen Einfluß hatte, viele seiner Wünsche für das Beste der Kirche realisiren werde. „Ich wage also nicht mehr — schrieb er dem Papst Eugen (ep. 238) — Euch meinen Sohn zu nennen, denn der Sohn ist zum Vater, der Vater zum Sohne geworden, doch ich beneide Euch nicht, denn was mir fehlt, hoffe ich in Euch zu erhalten, da Ihr durch mich eigentlich gebildet seyd und ich Euch meinen geistlichen Sohn nennen darf, und ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude (Sprüche Sal. 10, 1). Aber von jetzt an sollt Ihr nicht mehr mein Sohn heißen, sondern einen neuen Namen erhalten, den Euch der Herr gegeben hat. Diese Veränderung kommt von der Hand des Höchsten und Viele werden sich derselben freuen. So wie Simon in Kephas, Saulus in Paulus verwandelt wurde, so hoffe ich, soll's auch für Euch eine glückliche Veränderung seyn, daß Ihr aus meinem Sohn Bernhard mein Vater Eugenius geworden seyd. Nachdem mit Euch diese Veränderung geschehen ist, muß nun aber auch die Euch anvertraute Braut des Herrn zu ihrem Besten verändert werden. Wenn Ihr ein Freund des Bräutigams seyd; so nennt seine Kirche nicht Eure oder Eure nur in dem Sinne, daß Ihr für sie im Nothfalle auch Euer Leben hinzugeben verpflichtet seyd. Wenn es Christus ist, der Euch gesandt hat, so werdet Ihr nicht gekommen zu seyn glauben, um bedient zu werden, sonder um zu dienen. Dann wird die Kirche, befreit von ihrer Knechtschaft und verklärt ganz als das Eigenthum dessen erscheinen, der das einzige Ziel ihrer Sehnsucht ist, denn von wem soll die Kirche diese

ihr

ihr gebührende Freiheit hoffen, wenn auch Ihr, was Gott verhüte, Euer Eigenes sucht in dem, was Christo gehört, da Ihr doch schon früher gelernt habt, nicht allein auf Euer Eigenes, sondern auch auf Euch selbst Verzicht zu thun? Daher auf Euch vertrauend, wie auf keinen Eurer Vorgänger seit langer Zeit, frohlockt die Kirche an allen Orten, vor allen aber die Kirche, die Euch in ihrem Schooße getragen, an deren Brust Ihr neues Leben gesogen habt. Darf ich die allgemeine Freude nicht theilen? Ja, ich gestehe es, auch ich wurde von Freude ergriffen, aber in dem Augenblick der Freude ergriff mich Furcht und Zittern, denn ich habe zwar den Namen des Vaters abgelegt, aber nicht die Vaterliebe, nicht des Vaters ängstliche Sorgfalt. Zwar einen höhern Platz habt Ihr jetzt eingenommen, aber keinen so sichern. Der Platz, auf dem Ihr steht, ist heilige Erde, der Platz des ersten der Apostel, der Platz dessen, den Gott zum Herrn seines Hauses, zum Regierer seines Reiches eingesetzt hat. Wenn Ihr etwa vom Wege des Herrn Euch entfernt, so ist er an diesem Orte begraben, um als Zeuge gegen Euch aufzutreten. Einem solchen, der mit gutem Gewissen sagen konnte: Silber und Gold habe ich nicht (Apostelg. 3, V. 6.), mußte die Kirche, da sie noch in der Wiege war, anvertraut werden, damit sie durch seine Worte belehrt, durch sein Beispiel gebildet, alles Irdische verachten lerne. (Nachdem er den Papst in einem besondern Falle einige weltlich-gesinnte Menschen zu bestrafen ermahnt, fährt er fort): Wer wird mir das geben, die Kirche, ehe ich sterbe, so zu sehn, wie sie in

alten Zeiten war, als die Apostel nicht Gold und Silber, sondern Seelen zu gewinnen suchten! Wie sehr wünschte ich, Ihr möchtet des Apostels, dessen Stelle Ihr eingenommen, Ausspruch erben: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde (die Antwort Petri an den Simon Magus Apostelg. 8, V. 20). O ein donnerndes Wort, vor dem alle Feinde Sions erbeben und fliehen sollten! Dies verlangt von Euch Eure Mutter, die Kirche, darnach seufzen ihre Söhne klein und groß, daß Eure Hand vernichte das Gewächs, das Euer himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, denn Ihr seyd über Völker und Reiche gesetzt, auszugäten und zu zerstören, zu bauen und zu pflanzen. Doch bei allen Euren Handlungen seyd wohl eingedenk, daß Ihr ein Mensch seyd und die Furcht vor dem, der den Athem der Fürsten hinwegnimmt, schwebe immer vor Euren Augen. Wie viele Päpste habt Ihr selbst in so kurzer Zeit sterben gesehn! Diese Eure Vorgänger selbst mögen Euch erinnern, daß auch Ihr sicher und schnell abtreten müßt, unter den Schmeicheleien vorübergehender Herrlichkeit seyen also Eure Gedanken beständig auf Euer Ende gerichtet." Bald erhielt Bernhard Gelegenheit, seinem Eugen selbst zur Seite zu stehn, durch Rath und That ihn zu unterstützen und für ihn zu wirken. Da der Papst dem unauslöschlichen Hasse der Römer gegen die Tiburtiner nicht als Werkzeug dienen wollte, wurde ein neuer Aufruhr zu Rom dadurch veranlaßt, Eugen sah sich im Anfang des Jahrs 1146 zum zweiten Male genöthigt, den Sitz des Papstthums zu verlassen und er nahm seine Zuflucht in das Land, wo

schon mehrere seiner Vorgänger, von Rom vertrieben, ihren Sitz aufgeschlagen hatten, nach Frankreich, auch er fand dort eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme durch seinen Freund Bernhard unterstützt. Während des Aufruhrs zu Rom hatte dieser zuerst durch seine Reden die Römer umzustimmen gesucht, dem bekannten Ehrgeiz dieses Volks schmeichelnd und zugleich sie schreckend. So schrieb er ihnen: „Bruder Bernhard dem Adel und dem ganzen Volke der Römer, daß sie lassen mögen das Böse und thun was gut ist. Zu Euch rede ich, zu Euch dem glorreichen Volke, ich ein Mensch ohne Ansehn. Doch für geringer achte ich die Gefahr, unbescheiden vor den Menschen zu erscheinen, als von Gott verdammt zu werden, die Wahrheit verschweigend, das Recht verbergend. Darum scheue ich mich nicht durch einen Brief von jenseits der Alpen her die Römer an ihre Gefahr und ihre Schuld zu erinnern, ob sie etwa hören und ruhen. Kehrte nicht einst in Babylon auf die Stimme eines Knaben das ganze Volk, das von den alten thörichten Richtern verführt war, zur Besinnung zurück und wurde nicht auf solche Weise das unschuldige Blut an jenem Tage erhalten? Ist das noch nicht genug, so füge ich dies noch hinzu: es ist eine gemeinschaftliche Sache und kein Unterschied hier zwischen Klein und Groß. Was ist Euch in den Sinn gekommen, Römer, die Ersten der Welt, Eure besonderen Beschützer zu beleidigen? So Ihr thörichten Römer, Eure eigne Ehre nicht erkennend, schändet Ihr Euer eignes Haupt. Eure Väter haben die Welt Eurer Stadt

unterworfen, Ihr eilt die Stadt zum Gespött der Welt zu machen. Welche Gestalt hat jetzt Rom, ein Körper seines Haupts beraubt? Und doch ist das nur der Anfang des Unglücks, noch schwereres fürchten wir, steht Ihr nicht am Rande des Verderbens, wenn Ihr so fortfahrt? So kehrt denn um, kehrt um, und erkennt denn endlich, wenn gleich spät, was und von welchen Menschen Ihr leidet und gelitten habt. Erinnert Euch, aus welcher Ursache und zu welchem Gebrauche und durch welche Menschen vor nicht gar zu langer Zeit (unter dem Schisma) aller Schmuck und Reichthum Eurer Kirchen verschleudert wurde. Was für Gold und Silber auf den Altären und Altargefäßen, ja auf den heiligen Bildern selbst gefunden werden konnte, wurde durch frevelnde Hände geplündert und weggetragen. Was habt Ihr jetzt von allem dem in Eurem Beutel? Und welcher größere Gewinn, welche sicherere Hoffnung steht Euch denn jetzt bevor? Eure Unbesonnenheit erscheint jetzt noch größer als vorher, weil damals nicht bloß ein großer Theil des Volks, sondern auch die Geistlichkeit und einige Fürsten in jener Spaltung Euch beistimmten, jetzt aber ist, so wie Euer Arm gegen Alle, so Aller Arm gegen Euch gerichtet. Wir beschwören Euch bei Christo, versöhnt Euch mit Euren Beschützern Petrus und Paulus, die Ihr in ihrem Stellvertreter und Nachfolger Eugen aus ihrem Sitze vertrieben habt. Versöhnt Euch mit den Regierern der Welt, daß nicht die Welt anfange für sie zu kämpfen gegen die Unsinnigen. Wißt Ihr nicht, daß Ihr, wenn Ihr diese beleidigt habt, nichts vermögt,

unter ihrem Schutze nichts in der Welt zu fürchten braucht? Ja, unter ihrem Schutz hast du Tausende nicht zu fürchten, die dich umzingeln, glorreiche Stadt, Sitz der Tapfern. Versöhnt Euch mit ihnen und zugleich mit den tausend Märtyrern, die zwar bei Euch sind, aber gegen Euch zeugen von der großen Schuld, bei der Ihr beharrt. Versöhnt Euch mit der ganzen Kirche der Heiligen, sonst werden diese Zeilen ein Zeugniß seyn gegen Euch." Da seine Vorstellungen bei den erhitzten Römern fruchtlos waren, forderte er den Kaiser Konrad zur Rache und Hülfe für den Papst auf (ep. 244): „Ist nicht Rom — schrieb er ihm — so wie der Sitz der Apostel, so auch das Haupt des Reichs? Ich weiß nicht, was die Weisen und Großen Eures Reichs Euch hier rathen, aber ich kann in meiner Einfalt nicht verschweigen, was ich denke. Umgürtet Euch mit dem Schwerdt, Großmächtigster, gebt Euch als Kaiser was des Kaisers, Gott, was Gottes ist. Als Monarch ziemt es dem Kaiser, seine eigne Krone, als Advokat der Kirche, die Kirche zu vertheidigen. Der Sieg ist in Eurer Hand, der Römer Uebermuth ist größer als ihr Muth. War es irgend einer der Großen und Mächtigen, ein Kaiser oder Fürst, der das Kaiserthum und Priesterthum zugleich so zu beschimpfen wagte? Nein, das verwünschte und aufrührerische Volk, das seine Kräfte nicht zu messen, das Ende nicht zu bedenken, den Ausgang nicht zu berechnen weiß, hat in seiner Thorheit und Raserei zu so großem Frevel sich erfrecht. Gott verhüte, daß auch nur einen Augenblick des Volks Gewalt, des Pöbels Frechheit vor den Au-

gen des Monarchen sich sollte halten können." Der Kaiser folgte zwar diesem Aufruf nicht, aber es ereigneten sich auch in dieser Zeit größere Begebenheiten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Kampf des Papsts mit den Römern abzogen. Unter diesen Begebenheiten hing des Papstes Ansehn nicht mehr von seinen Verhältnissen zu Rom ab, diese waren vergessen, auf ihn waren die Augen der Nationen als den Anführer eines großen und heiligen Unternehmens gerichtet, die Römer konnte er unterdessen ihren eigenen Bewegungen überlassen, sicher, daß ihr Uebermuth durch sich selbst in Ohnmacht zurücksinken werde.

Die Nachricht von den Bedrängnissen des neugegründeten christlichen Reichs im Orient, welche im J. 1145 in's Abendland kam, erregte allgemeine Betrübniß, Edessa, die Vormauer dieses Reichs, die älteste christliche Stadt der Sage nach, deren König durch Christum selbst bekehrt worden seyn sollte, Edessa war von den Sarazenen eingenommen, Antiochia und Jerusalem wurden bedroht. Der König Ludwig VII., dem sein Gewissen schmerzliche Vorwürfe machte [2]) über die in dem Kriege gegen den Grafen Theobald von Champagne verübten Grausamkeiten, wünschte desto mehr durch ein heiliges Werk die Schuld abzubüßen. Da Gesandte von Antiochia und Jerusalem die christlichen Fürsten um Hülfe ansprachen, war daher Ludwig am bereitwilligsten, einen Kreuzzug zur Vertheidigung des heiligen Grabes auszurüsten. Diesen Wunsch theilte er seinen Großen mit, als er sich, wie die französischen Könige an hohen Festtagen pflegten, am Weih-

nachtsfeste des Jahrs 1145 vor einer zahlreichen Versammlung der Vornehmsten seines Reichs seine Krone aufsetzen ließ. Auf Bernhards Rath wurde zuerst der Papst Eugen, damals sich noch zu Viterbo aufhaltend, durch eine Gesandschaft aufgefordert, die Christen des Abendlandes zur Hülfe für ihre bedrängten Brüder zusammenzurufen. Eugen ging sogleich in den Plan ein und erließ ein Circularschreiben an den König, die Großen und überhaupt alle Gläubige Frankreichs, worin er sie gegen die Feinde der Christenheit zu ziehen ermahnte, und wie schon Urban II., vermöge seiner apostolischen Gewalt, allen denen, welche in frommer Gesinnung an diesem Zug Theil nehmen oder auf demselben sterben würden, Absolution von allen ihren Sünden verhieß mit der hinzugesetzten Bedingung, wenn sie diese mit zerknirschtem und demüthigem Herzen gebeichtet hätten. „Er selbst habe gewünscht — schrieb er — wie sein Vorgänger Papst Urban nach Frankreich zu reisen und die Christen zu der heiligen Unternehmung zusammenzurufen, aber das erlaube ihm sein Kampf mit den Römern nicht, und dazu bevollmächtigte er deswegen an seiner Stelle den Abt Bernhard. Auf dem Koncil zu Vezelay am Osterfest 1146 sollte dieser zuerst den Ruf und das Zeichen zum Kreuzzug ertheilen, die Versammlung war so zahlreich, daß das Schloß nicht hinreichte, sie zu fassen, man mußte deswegen außerhalb der Stadt auf freiem Felde sich versammeln, Bernhard bestieg hier eine für ihn errichtete hölzerne Bühne mit dem mit dem Kreuz schon bezeichneten Könige. Seine Rede that so große

Wirkung, daß die ganze Versammlung von dem Ruf zum Kreuz, zum Kreuz, erscholl. Alle drängten sich zu der Bühne hin, aus Bernhards Händen das Zeichen des Kreuzes zu empfangen, und er konnte, wie ein Zeitgenosse erzählt, die Kreuze vielmehr ausstreuen als austheilen. Da die vorhandenen nicht hinreichten, mußte er seine eigenen Kleider zu Kreuzeszeichen zerschneiden. Bernhard wirkte mit seinem Feuereifer die Sache, die ihm am meisten am Herzen lag, zu fördern, den Papst selbst forderte er auf (ep. 256) sie noch kräftiger zu unterstützen. „Eine so wichtige und so allgemeine Sache, schrieb er ihm, dürft Ihr nicht laulich, auch nicht einmal furchtsam betreiben, ich habe bei einem Weisen (Seneca ep. II. ad Lucil) gelesen, der sey kein muthiger Mann, dessen Muth nicht selbst mitten unter den Schwierigkeiten wachse, ich sage aber: wer Glauben hat, muß unter den Leiden, die durch Gottes Fügung kommen, desto grösseres Vertrauen gewinnen. Jetzt, da Christus zum zweiten Mal gelitten hat, müßt Ihr beiderlei Schwerdt herausziehen, denn beides ist Petri Schwerdt, daß das eine durch seine Hand, das andre auf sein Gebot, so oft es nöthig ist, gezogen werde, und das beweist, so wenig es auch den Anschein hat, grade das, was Christus zu Petro gesagt hat: Steck dein Schwerdt in die Scheide. Also nennt er auch dies sein Schwerdt, nur sollte es nicht durch seine eigne Hand gezogen werden. (Eine dem Buchstaben sowohl als dem Geist der Stelle sehr widersprechende Exegese)." Der Mann, der nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen unter einem zarten und fast abgestorbenen

Körper einen kräftigen Geist verbarg, reisete im ganzen Lande umher und seine feurige Rede erregte überall so großen Enthusiasmus, daß er bald dem Papste schreiben konnte (ep. 247): „Die Städte und Schlösser werden leer und kaum können sieben Weiber Einen Mann finden, bei Lebzeiten ihrer Männer werden die Weiber verwittwet." Auf einer drei Wochen nach Ostern zu Chartres gehaltenen Versammlung wurde sogar der verehrte Mann zum Anführer des Kreuzzugs verlangt, aber er lehnte dies von sich ab. „Was bin ich — sagte er — daß ich sollte die Schlachten ordnen, ich an die Spitze der Krieger mich stellen? Was ist von meinem Beruf so fern, wenn auch meine Kräfte hinreichten, wenn es auch an Kriegskunst mir nicht fehlte?" (ep. 256.) Nachdem er Frankreich durchreiset hatte, eilte er auch in Deutschland die Fürsten und Völker zum Kreuzzug zusammenzurufen und die Hindernisse zu heben, welche der Vereinigung zu dem gemeinschaftlichen Unternehmen hier entgegenstanden. Die Großen und Fürsten, in gegenseitige Kriege verwickelt, dachten über ihrem besondern politischen Interesse nicht an das allgemeine. In der Gegend des Rheins hatte sich mit dem Enthusiasmus für den Kreuzzug eine wilde Schwärmerei vermischt, welche alle Ordnung vernichtend eine kräftige und regelmäßige Vereinigung verhinderte. Ein unverständiger Mönch, Radulph, war hier als Kreuzprediger aufgetreten, und hatte viele Tausende aus den Städten Köln, Mainz, Straßburg, Worms, Speier um sich her versammelt. Zuerst entflammte er gegen die Juden als Feinde Christi die Volkswuth, zahlreiche

Schaaren der wüthenden Schwärmer fielen über die Wehrlosen her und mordeten sie. Mit heftigem Unwillen sprach der edle und menschenliebende Bernhard gegen diese Grausamkeit (in seinem Briefe an den Erzbischof Heinrich von Mainz) (ep. 365): „Siegt die Kirche nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie sie täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie sie alle auf einmal durch das Schwerdt vertilgt. Soll vergeblich seyn jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum Licht der Wahrheit erheben möge? denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen würden, würde es überflüßig und vergeblich scheinen, für sie zu beten. Aber sie weiß, daß Gott den Blick seiner Gnade auf diejenigen wendet, welche Böses mit Gutem, Haß mit Liebe vergelten. Wo bleiben denn die Worte (Röm. 11, 26): Wenn die Fülle der Haiden wird eingegangen seyn, dann wird auch ganz Israel selig werden und Ps. 147, 2.: „Der Herr baut Jerusalem und bringt die Verjagten in Israel zusammen." Bist du der, der die Propheten zu Lügnern zu machen und den ganzen Schatz der Liebe und Barmherzigkeit Jesu Christi ausleeren will? Doch ist das nicht deine Lehre, sondern die Lehre deines Vaters, der dich gesandt hat, denn der war ein Mörder von Anfang an. Wahrlich eine höllische Lehre, die abscheulichste Kätzerei, den Propheten und Aposteln entgegen, der Liebe und der Gnade widersprechend! Die Worte

und Werke dieses Menschen zeigen, daß er sich einen Namen zu machen sucht, gleich den Großen der Erde, daß es ihm aber an Mitteln fehlt, dies zu bewirken." Theils um diesen Aufruhr zu stillen, theils um Frieden zwischen den deutschen Fürsten zu stiften, den Kaiser und die angesehensten Fürsten zur Theilnahme an dem Kreuzzuge zu bewegen, trat daher Bernhard die Reise nach Deutschland an. Ueberall wurde er mit Verehrung aufgenommen, aus allen Städten, wohin er kam, strömten ihm die Menschen entgegen, man brachte ihm Kranke zu heilen und bald verbreiteten sich Gerüchte von seinen Wundern. Er fand in dem Mönch Radulph einen Demagogen, dem das Volk ganz ergeben war, nur ein Mann von seinem Ansehn, seiner Kraft, auf die Gemüther zu wirken, konnte es so schnell dahin bringen, daß der wilde Mönch in den Gehorsam seines Klosters zurückkehrte und das Volk, wenn gleich murrend, es sich doch gefallen ließ. Am schwersten wurde es ihm, den Kaiser Konrad, der in dieser Zeit gar nicht dazu gestimmt war, sein Reich zu verlassen, zur Theilnahme an dem Kreuzzuge zu bewegen, zu Frankfurt am Main hatte er zuerst eine Privatunterredung mit ihm. Da er ihm zu erkennen gab, wie wenig Lust er zu der Sache habe, drang Bernhard damals nicht weiter in ihn, sondern wartete einen andern Zeitpunkt ab. Auf dem Reichstage zu Speier am Weihnachtsfeste hielt er, nachdem er Frieden zwischen mehreren Fürsten gestiftet, eine öffentliche Rede, worin er den Kaiser und die Großen an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen ermahnte. Drei Tage später suchte er ihn wieder allein

zu sprechen und ermahnte ihn auf eine freundliche und sanftmüthige Art, eine so kurze, leichte und ehrenvolle Buße nicht vorbeigehn zu lassen. Schon günstiger gestimmt, antwortete ihm der Kaiser, er werde mit sich und den Seinen zu Rath gehn und am folgenden Tage ihm antworten. Als Bernhard darauf die Messe hielt, fügte er unerwartet eine Predigt hinzu, und was er sagte stand mit dem Kreuzzug in Verbindung, am Schlusse der Predigt wandte er sich zum Kaiser und sprach zu ihm freimüthig wie zu einem Privatmann. Er schilderte das jüngste Gericht, die Unverantwortlichkeit der Menschen, wenn sie für so viele Wohlthaten Gott nicht, so gut sie könnten, gedient hätten, darauf sprach er von dem Segen, den Gott in reichem Maaße ihm gegeben habe, die höchste weltliche Herrschaft, Reichthum, Gaben der Seele und des Körpers, so daß der Kaiser bis zu Thränen gerührt ausrief: „Ich erkenne die Geschenke der göttlichen Gnade und will mich fernerhin nicht undankbar finden lassen, ich bin bereit, ihm zu dienen, da er selbst mich dazu ermahnt hat." Diese Worte des Kaisers wurden mit allgemeinem Freudengeschrei aufgenommen, sogleich ließ er sich mit dem Kreuz bezeichnen und viele der Großen folgten seinem Beispiel. Darauf nahm Bernhard vom Altar die geweihte Fahne und übergab sie dem Kaiser, sie in eigner Hand an der Spitze der Kreuzfahrer zu tragen, dieser geleitete ihn von der Kirche zu seiner Herberge. So hatte Bernhard das Wichtigste in Deutschland vollbracht, seine Theilnahme war jetzt in Frankreich, wohin unterdessen sein Eugen seine Zuflucht ge-

nommen hatte, zur Vollendung des Werks und zu andern wichtigen Angelegenheiten nothwendig, er mußte daher Deutschland verlassen und ernannte hier zu seinem Stellvertreter den Abt Adam von Eberach, das Kreuz zu verkündigen und auszutheilen, er ließ ihm einen von ihm aufgesetzten Aufruf an die Völker Deutschlands zurück, den er in der Versammlung der Großen vorlesen sollte: „Seinen geliebtesten Herrn und Vätern, den Erzbischöfen, Bischöfen, dem gesammten Klerus und dem Volk des östlichen Frankens und Baierns wünscht Abt Bernhard die Fülle des Geistes der Stärke. — Ich rede zu Euch von der Sache Christi, dem wir unser Heil verdanken, das sage ich, damit das Ansehn des Herrn die Unwürdigkeit des Redenden entschuldigen möge, lieber würde ich mündlich zu Euch reden, wenn ich könnte wie ich wollte. Die Erde ist bewegt und erbebt, weil der Gott des Himmels fürchtet, sein Land zu verlieren, sein Land, sage ich, wo das Wort des himmlischen Vaters lehrend und mehr als dreißig Jahre mit den Menschen wandelnd erschien, sein Land, durch seine Wunder verherrlicht, durch sein Blut geheiligt, wo der Auferstehung erste Blüthe erschien — und jetzt haben zur Strafe unserer Sünden des Kreuzes Feinde ihr unheiliges Haupt erhoben, das Land der Verheißung mit dem Schwerdt verwüstend. Es ist nahe dabei, wenn ihnen Keiner widersteht, daß sie selbst in die Stadt des lebendigen Gottes einbrechen, die Werkstätte unserer Erlösung verwüsten, die heiligen Stätten, mit dem Blut des unbefleckten Lammes gefärbt. Ihr schnöder Frevel erfrecht sich sogar,

das Lager, wo um unsertwillen der, der unser Leben ist, des Todes entschlief, überfallen und verschütten zu wollen. Was thut ihr, tapfre Männer? Was thut ihr, Diener des Kreuzes? Wie viele Sünder haben dort (mit Recht und ohne den abergläubischen Volkswahn konnte er dies sagen, denn wo konnten die Menschen von rohem, wildem Gemüth, aber zugleich gesundem, natürlichem Gefühl mehr zur schmerzhaftesten Reue über das Böse, wozu sie Leidenschaft verleitet hatte, zu den heiligsten Vorsätzen durch alles, was sie umgab, hingerissen werden, als dort?) ihre Sünden mit Thränen bekennend Verzeihung erlangt, ehe noch durch das Schwerdt unsrer Väter die Gräuel der Ungläubigen dort vertilgt waren! Das sieht der böse Feind und er wird verzehrt von Neid, er bewegt die Werkzeuge des Frevels und würde kein Zeichen, keine Spur jener göttlichen Liebe dort übrig lassen, wenn er, was Gott verhüte, das Allerheiligste einzunehmen vermöchte! Das wäre zwar für alle kommende Jahrhunderte ein untröstlicher Schmerz, ein unersetzlicher Verlust, besonders aber für dieses gottlose Geschlecht eine unendliche Schmach, ein ewiger Schimpf. Doch, was denken wir, meine Brüder, ist des Herrn Arm verkürzt oder ohnmächtig worden, daß er elende Würmer sein Erbtheil zu vertheidigen und ihm wieder herzustellen ruft? Steht es nicht in seiner Macht, mehr als zwölf Legionen Engel zu schicken, bedarf es mehr als seines Worts, um das Land zu befreien? Sicherlich hat er die Macht dazu, wenn er nur will. Aber der Herr erbarmt sich seines Volks und bietet den schwer Gefallenen ein Mittel

des Heils dar, denn es ist als eine von Gott selbst für die Menschen ausgesuchte Gelegenheit zum Heil anzusehn, daß er Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige und andre Verbrecher wie ein gerechtes Volk an seinen Dienst zu erinnern würdigt. Da also Euer Land fruchtbar ist an tapfern Männern und bevölkert mit einer kraftvollen Jugend, wie Euer Ruhm ist in der ganzen Welt, so mögt auch Ihr Euch männlich rüsten und die glücklichen Waffen ergreifen im Eifer für den christlichen Namen. Es möge ein Ende nehmen jene Eure schlechte Art zu kriegen, wie Ihr Euch gegenseitig zu verderben pflegtet, um Euch durch einander selbst aufzureiben. Einer solchen Gefahr für Seele und Leib sich auszusetzen, ist kein Muth, sondern Tollkühnheit und Wahnsinn. Hier, tapfrer Krieger, hast du Gelegenheit zu kämpfen ohne Gefahr, wo sowohl zu siegen ein Ruhm als zu sterben Gewinn ist. Uebrigens, meine Brüder, ermahne ich euch, oder vielmehr nicht ich, sondern der Apostel mit mir, nicht jedem Geiste zu glauben. Wir haben mit Freuden gehört, wie ihr entbrannt seyd vom Eifer Gottes, aber die leitende Einsicht muß nur dabei nicht fehlen. Ihr müßt die Juden nicht verfolgen, nicht ihr Blut vergießen, auch nicht einmal sie vertreiben. Widerlegt sie durch die heiligen Schriften, sie sind für uns lebendige Bilder, die das Leiden des Herrn uns vor Augen stellen, drum sind sie zerstreut in alle Gegenden, daß sie die gerechte Strafe so großen Frevels leidend unsrer Erlösung Zeugen seyn. Doch wenn ihre Stunde gekommen ist, wird Gott auch auf sie seinen Blick wenden. Könnten wir auch der Sara-

cenen Bekehrung auf ähnliche Weise erwarten, so müßten wir sie lieber ertragen, als mit dem Schwerdt verfolgen, da sie aber die Gewaltthätigkeiten gegen uns angefangen haben, müssen diejenigen, welche nicht ohne Grund das Schwerdt tragen, Gewalt mit Gewalt vertreiben, es ziemt der christlichen Liebe, so wie die Uebermüthigen zu bekämpfen, so die Unterworfenen zu verschonen, zumal diejenigen, denen die Verheißungen gegeben waren, von denen die alten Väter und Christus dem Fleisch nach herstammten. Ich will nicht erwähnen, daß, wo die Juden fehlen, leider die christlichen Wucherer ärgere Juden sind, wenn sie anders Christen und nicht vielmehr getaufte Juden genannt zu werden verdienen. — Noch eins muß ich erinnern, meine geliebtesten Brüder, daß wenn etwa Einer unter Euch der Erste zu seyn wünschend, durch seinen Zug dem Heere seines Landes zuvorkommen will, er dies nicht wagen dürfe, wenn er vorgiebt, von uns gesandt zu seyn, so ist es erdichtet, oder wenn er Briefe von uns vorzeigt, haltet sie für verfälscht und untergeschoben. Kriegerische und sachkundige Männer müssen zu Anführern gewählt werden und das Heer des Herrn muß insgesammt den Zug antreten, damit es seine Stärke überall habe und nicht von Allen angegriffen werden könne, denn es war bei dem ersten Zuge vor der Einnahme Jerusalems ein gewisser Peter, den Ihr oft werdet nennen gehört haben. Da dieser mit den Seinen allein voraus zog, stürzte er das Volk, das ihm geglaubt hatte, in so große Gefahr, daß nur sehr Wenige davon kamen, welche nicht Opfer des Hungers oder des Schwerdtes

wurden.

wurden. Daher ist zu fürchten, daß es Euch eben so gehn werde, wenn auch Ihr so verfahrt, was Gott verhüten möge, dem Preis sey in Ewigkeit Amen." Gleich nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Anfang des Jahrs 1147 mußte Bernhard einer zahlreichen Versammlung der französischen Großen zu Estampes beiwohnen, wo die Verwalter des Reichs während des Königs Abwesenheit gewählt werden sollten. Eine noch feierlichere Versammlung wurde am Osterfest im Kloster St. Denys gehalten, denn hier wollte der König Ludwig aus des Papstes eigner Hand die geweihete Fahne und aus seinem Munde den Segen empfangen. Eugen kam begleitet von Bernhard, der König fiel vor ihnen nieder, sie um ihren Segen bittend. Bernhard und Eugen öffneten darauf ein goldenes Kästchen mit Krucifixen, das sie mit sich trugen, und zogen sie hervor, durch den Anblick neue Stärke dem König zu geben. Dann führte ihn der Papst zum Altar, ertheilte ihm die geweihte Fahne, die Pilgertasche und seinen Segen. So zog denn noch in diesem Jahre ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern nach dem Orient, so viel vermochten in diesem Zeitalter Empfindungen andächtiger Erinnerung, daß Hohe und Niedere Familien, Gut und Vaterland verließen, ihr Leben hinzugeben bereit waren, um die Stätten, die mit Recht ihnen als die heiligsten der Welt erschienen, geheiligt durch die erhabensten und rührendsten, die ganze Menschheit betreffenden Begebenheiten von profanen Händen zu befreien und der Andacht zu denselben freien Zutritt zu verschaffen. Freilich war es ein Mißver-

stand, die Stätte, von der der Frieden sich unter das Menschengeschlecht verbreiten sollte, durch Gewalt und Blutvergießen erobern zu wollen, allerdings gingen die rohen Menschen von den Empfindungen der Andacht, die ihnen nicht klar genug wurden, in ihr inneres Leben nicht genug eingriffen, oft zu den Ausbrüchen wilder Leidenschaft und Sinnlichkeit über. Immer aber erkennen wir in einem auf nichts den Sinnen Begreifliches gerichteten Enthusiasmus, der ganze Nationen ergreift, außerordentlichen Anstrengungen für etwas Außerordentliches Spuren von des Menschen erhabener Abkunft. Auf der niedrigsten Stufe, am meisten den uralten Adel des Menschengeschlechts verleugnend, steht der kalte Verstand, der mit vornehmem Mitleiden auf solche Zeiten hinabsieht, nicht weil er begeistert ist von der *wahren Realität*, sondern weil ihm das allein als reell erscheint, was der niedrigste ist unter allem Schein, weil ihm grade das als das Wahnsinnige erscheint, was hier das schöne ist, *arbeiten und wagen für etwas, was lebt und einen Werth hat nur in der Brust des Menschen.*

Nach der Beendigung [4]) dieser Angelegenheiten in Frankreich reisete Bernhard mit dem Papst nach Trier, der Erzbischof Adalbero hatte diesen dahin eingeladen, um für die deutsche Kirche manche Einrichtungen zu treffen, streitige Fälle durch sein höchstes Ansehn zu entscheiden. Auf seiner Reise durch Deutschland im vorigen Jahre hatte Bernhard viel von einer als Prophetinn und Heilige verehrten Aebtissinn eines Klosters auf dem Rupertsberge bei der Stadt Bingen gehört. Die

Urtheile der Menschen über sie waren verschieden, viele priesen in ihr die Gnade Gottes, der in der Zeit des zunehmenden Verderbens der Kirche eine Prophetinn erweckt habe, sie zu erleuchten, die herrschenden Laster und Mißbräuche zu strafen und die bevorstehende göttliche Rache zu verkündigen, Andre leiteten ihre oft unverständlichen Reden und räthselhaften Visionen von einer Geisteszerrüttung her, Andre hielten sie für Einwirkungen des bösen Geistes, der die Menschen zu täuschen und zum Hochmuth zu verleiten suche. Da die Seele mit zweien Welten in Verbindung steht, die eine unsern Blicken verborgen, in die gleichsam das verhüllte Haupt der Seele reicht, der sie ihrem wahren Wesen nach angehört, die andre ihrem eigentlichen Wesen fremd, der sie aber jetzt einverleibt ist, nach deren Gesetzen sie sich entwickelt und aus der sie daher zu dem Bewußtseyn ihrer selbst gelangt; so ist es natürlich, daß sie die Einwirkungen beider Welten empfängt, beiderlei Einwirkungen aber, wenn ihr Verhältniß zu beiden Welten sich nicht nach dem Gesetz ihrer zeitlichen Entwickelung harmonisch ausbildet, leicht sich vermischen und einander gegenseitig trüben. Der Sinn für die geistige Anschauung der übersinnlichen Welt besteht auch als ein einzelner, der vorherrschen kann vor den übrigen Anlagen der Seele, oder auch durch die Uebermacht der niederen Anlagen der Seele in ihrer Ausbildung gehemmt und unterdrückt werden, das lehrt die Erfahrung. Zu verschiedenen Zeiten gab es Menschen, bei welchen dieser Sinn unabhängig von aller übrigen Ausbildung unmittelbar hervorbrach, und welche, ob-

gleich unbekannt mit menschlicher Bildung, manche große Blicke thaten in die höhere Welt, zu denen andre nur durch langsames Nachdenken auf dem gewöhnlichen Wege menschlicher Bildung gelangen konnten. Bei solchen Menschen, deren Seelenkräfte nicht geordnet und harmonisch ausgebildet sind, geschieht es aber desto öfterer und leichter, daß sich mit jenen Offenbarungen der höhern Welt Phantasie und Sinnlichkeit auf eine sonderbare Art vermischen, daß sie selbst zu einer besonnenen Selbstkenntniß nicht fähig manches für etwas Unmittelbares halten, was ganz mittelbar durch den Einfluß jener niedern Seelenkräfte in ihnen entstanden ist, daher es einer scharfen Geisterprüfung, zu der Bernhards Zeitalter am wenigsten fähig war, bedarf, um hier das Göttliche von dem Menschlichen und Natürlichen zu sondern. In der klaren Mittheilung des in ihrem Innern Empfangenen werden solche Menschen besonders auch dadurch verhindert, weil sie unbekannt mit der Art der menschlichen Sprache, ihren Gränzen und ihrer Beschränkung, das Unmittelbare unmittelbar und auf einmal auszudrücken suchen und eine subjektive Sprache gewaltsam von innen heraus sich bilden. In die Zahl dieser Menschen gehörte jene Aebtissinn, die Hildegard, jener trübenden Vermischung war sie desto mehr ausgesetzt als ein Weib. Von Kindheit an trug sie eine Fülle von Anschauungen und Bildern in ihrer Seele, ohne den gewöhnlichen klösterlichen Unterricht erhalten zu haben. Viele Jahre hegte sie bei sich diese innere Fülle, ohne sich andern mitzutheilen, ihr ganzes Wesen wurde aber zuletzt durch dies

in sich verschlossene Brüten zerrüttet, ihr Körper unterlag dem Kampf ihrer Seele und sie fühlte sich gewaltsam zur Mittheilung gedrungen; als sie diesem Drang endlich gefolgt, fühlte sie sich erleichtert. Sie selbst und ihre Zeitgenossen drücken sich darüber so aus, eine göttliche Stimme habe ihr ihre Offenbarungen den Menschen mitzutheilen geboten, aus Schaam dieser Stimme nicht gehorchend sey sie krank geworden und nicht eher wieder genesen, als bis sie diesem Gebot gehorcht. Obgleich diese außerordentlichen Bewegungen ihrer Seele auf ihre köperliche Natur Einfluß hatten und der Zustand derselben wieder auf ihre Seele zurückwirkte, erreichte sie dennoch ein achtzigjähriges Alter. Ein inniges Gefühl von der Verwandschaft des menschlichen Geistes mit der Gottheit, ein eifriges religiöses und sittliches Streben offenbarte sich in ihren Reden, sie strafte rücksichtslos selbst an den Höchsten das Verderben der Geistlichkeit, wodurch sie sich den Haß eines Theils derselben zuzog, sie ermahnte die Menschen zu thätiger Frömmigkeit. Aus den Klagen über das Verderbniß der Kirche gingen natürlich Prophezeiungen hervor, die Idee von einem fortlaufenden, immer gesteigerten Kampf des Guten und Bösen, einem verherrlichenden Sieg des Guten, der auf das höchste Wachsthum des Bösen folgt, zieht sich durch die ganze Menschengeschichte hindurch, wurde unter den Juden durch die besondern Leitungen Gottes mit denselben am lebendigsten als Nationalidee, wurde durch das Christenthum in ihrer höchsten allgemeinen Bedeutung dem Menschengeschlecht mitgetheilt, sie ist auch tief gegrün-

det in dem Wesen des menschlichen Geistes, daraus gingen alle bedeutende Prophezeiungen hervor, der Anblick der beginnenden Verderbniß in der Kirche erregte die Erwartung eines bevorstehenden noch heftigeren Kampfs des Guten und Bösen, einer Reinigung der Kirche in demselben und einer Katastrophe durch den endlichen Sieg des Guten und die Vernichtung des Bösen. Lebendige Bilder treten zuletzt als wirkliche Anschauungen und Gesichte vor die Seele, so entstehen Prophezeiungen, welche man ansehen kann als Verkündigungen eines kommenden Genius und die daher immer lebendiger sich wiederholen, bis der große Tag der Erscheinung anbricht, eine große Wahrheit liegt denselben zum Grunde, der Irrthum entsteht nur in der Ausführung der Bilder im Einzelnen, in den zeitlichen Bestimmungen (platonisch möchte ich dies so ausdrükken, der νους irrt nicht, der die Ideen empfängt und über die Zeit weg sieht, aber die ψυχη, zu deren Anschauung diese Ideen gelangen.)

Als Bernhard auf seiner ersten Reise nach Deutschland Nachricht erhielt von dem Leben und den Offenbarungen der Hildegard, bezeugte er ihr seine Theilnahme in folgenden Zeilen: „daß von meiner Wenigkeit Einige ganz anders zu denken scheinen, als mir das Bewußtseyn meiner selbst es sagt, ist nicht meinem Verdienst, sondern der Thorheit der Menschen zuzuschreiben. Ich eilte Euch zu schreiben, obgleich die Menge der Geschäfte mich zwingt, kürzer zu seyn als ich es wünschte. Ich wünsche Euch Glück zu der Gnade Gottes, die mit Euch ist, und ermahne Euch, sie als

Gnade anzuerkennen in Demuth und Andacht, eingedenk bleibend, daß Gott den Hochmüthigen widersteht und den Demüthigen Gnade giebt. Was sollte ich übrigens Euch Lehre und Ermahnung ertheilen, wo die innere Belehrung und die über alles belehrende Salbung ist? Denn man sagt von Euch, daß Ihr durch des heiligen Geistes Erleuchtung erkennt, was über des Menschen Kräfte hinausgeht, daher bitte ich Euch vielmehr, bei Gott unsrer eingedenk zu seyn, denn ich zweifle nicht, daß wenn Euer Geist mit der Gottheit sich verbindet, Ihr uns viel nützen könnt." Da auch auf der unter dem Vorsitz des Papstes zu Trier gehaltenen Synode von der in dieser Gegend berühmten Nonne gesprochen wurde, ermahnte Bernhard den Papst, die Gnade Gottes nicht verborgen bleiben zu lassen, und um die Hildegard gegen die Verfolgungen und Verläumdungen ihrer Feinde zu schützen, durch sein Ansehn ihre Reden und Schriften zu bestätigen. Der Papst sandte darauf, um die Sache zu untersuchen, einige glaubwürdige Männer in das Kloster der Hildegard und diese brachten ihm ihre Schriften zurück. Er ließ sie öffentlich vorlesen und einige Stellen ergriffen ihn so sehr, daß er selbst sie vorlas, sie wurden mit allgemeinem Beifall und Erstaunen aufgenommen und Eugen selbst schrieb der Hildegard als Zeugniß seiner Billigung folgende Worte: „Ich bin erstaunt, meine Tochter, mehr als es sich sagen läßt, daß Gott zu unsrer Zeit schon neue Wunder blicken läßt, da er dich in solchem Maaße mit seinem Geiste erfüllt, daß du Verborgenes erkennst und offenbarst, denn daß dies so ist, habe ich erfahren durch

glaubwürdige Personen, die dich gesehn und reden gehört haben. Aber was sollen wir dazu sagen, die wir den Schlüssel der Erkenntniß haben, so daß wir schließen und öffnen könnten, und doch thöricht säumen, mit Weisheit dies zu thun?" Ihr Ansehn stieg immer höher nach dieser feierlichen Anerkennung durch den Mann, der das Orakel seiner Zeit war und durch das Oberhaupt der Kirche, ihr Ruf verbreitete sich in alle Länder, Theologen fragten sie bei theologischen Streitigkeiten um ihr Gutachten, Bischöfe und Päpste, Fürsten und Kaiser bezeugten ihr ihre Verehrung mündlich und schriftlich, und fragten sie um Rath, unter diesen war selbst ein Friedrich I., der sich nicht abergläubisch vor einem angemaßten Ansehn, ohne innere Würde, zu beugen pflegte, mit Geistesfreiheit den Anmaßungen der Päpste widerstand. Immer ist es schön zu sehn, daß die Mächtigsten der Erde, die keine Gewalt fürchteten, sich beugten vor einer Kraft, die sie für höher hielten als alles, was durch Menschen verliehen werden kann, als alle Majestät der Erde und der sie umgebende Glanz, daß die mächtigsten Fürsten vor den Füßen einer unansehnlichen Nonne, nur deswegen, weil sie sie für das Organ göttlicher Offenbarungen hielten, weil sie von ihr Worte vernahmen, die ihnen ans Herz drangen, den ganzen Prunk ihrer Majestät niederlegten, daß selbst diejenigen, welche sich die Gewalt beilegten, zu binden und zu lösen für Himmel und Erde, sich demüthigten vor einer unmittelbar aus dem Reich, zu dem sie nach des Zeitalters Meinung den Schlüssel hatten, erschallenden Stimme.

Nachdem Eugen drei Monate bei dem Erzbischof von Trier zugebracht hatte, kehrte er nach Frankreich im Anfang des Jahrs 1148 zurück, da er auf den Monat März ein Koncil zu Rheims ausgeschrieben hatte, dies Koncil hatte zur Absicht, der Ausbreitung kätzerischer Sekten entgegenzuwirken und für die Erhaltung der reinen Orthodoxie, für welche man wieder von übermüthiger Spekulation Gefahr befürchtete, zu sorgen. An diesen Verhandlungen nahm Bernhard, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Bewahrung der reinen Lehre, den größten Antheil. Er bekämpfte hier wieder die dialektische Behandlung der Theologie, die er in dem Kampf mit Abälard vergebens ganz zu unterdrücken gesucht hatte, jene Parthei der spekulativen und dialektischen Theologen erhielt sich immer fort, wenn gleich dem Abälard kein Mann von seinem frei und tief forschendem Geist folgte. Einer der angesehensten unter diesen Theologen war damals Gilbert, mit dem Beinamen Porretanus oder de la Porret, der auch zuerst mit dialektischen und philosophischen Studien sich eifrig beschäftigt und in mehreren Städten Frankreichs philosophische Vorlesungen gehalten hatte, darauf zum Studium der Theologie übergegangen war, er erwarb sich so großes Ansehn, daß er im Jahre 1141 zum Bischof von Poitiers gewählt wurde. Wie zur Zeit des Sokrates beschäftigte auch damals die sich bildende Philosophie der Gegensatz zwischen dem menschlichen Denken und einer objektiven Außenwelt, der Einheit des menschlichen Bewußtseyns und der demselben gegenüberstehenden Mannichfaltigkeit, daher die Unter-

suchung über das Verhältniß der Ideen und allgemeinen Begriffe zu dem menschlichen Verstande und der Außenwelt, ob sie eine selbstständige Realität hätten (in der Welt oder in Gott) oder bloße willkührliche Zusammensetzungen und Abstraktionen des menschlichen Verstandes seyen. Wie es Platon an den Sophisten seiner Zeit tadelte, trafen auch diese Philosophen selten den Hauptpunkt der Streitigkeit und verloren sich durch eine formelle Dialektik in unnütze Wortspitzfindigkeiten und Distinktionen, die wesentliche Distinktion hingegen zwischen Begriffen und Ideen nicht berührend. Aus diesen philosophischen Streitigkeiten wurden auch theologische, indem die verschiedenen Partheien ihre Behauptungen über die allgemeinen Begriffe auf theologische Gegenstände anwandten (wie im sechsten Jahrhundert in der griechischen Kirche nach den monophysitischen Streitigkeiten). So hatte man Abälards Käzerei in der Lehre von der Dreieinigkeit aus seinem Nominalismus hergeleitet. Abälard hatte wohl Begriffe von Ideen unterschieden und behauptet, jene seyen nichts in sich Reelles, sondern Abstraktionen und Zusammensetzungen des Verstandes, nur nothwendig für das jetzige Denken und die Sprache des Menschen, um die Mannichfaltigkeit der einzelnen Dinge zu erfassen und zu behandeln (daher mochte man wohl sagen, er habe die allgemeinen Begriffe für bloße sermones erklärt, v. Ioh. Salisb. Metalogic. l. II. c. 17). So wie man aus Abälards Nominalismus seinen vorgeblichen Sabellianismus, so leitete man aus dem Realismus Gilberts seinen Tritheismus hier. Gilbert (der zu ver-

gleichen ist mit dem Johannes Philoponus) behauptete, geleitet durch die aristotelische Lehre von den allgemeinen Begriffen (εἰδη), die Gattungsbegriffe würden nur durch den menschlichen Verstand getrennt von den einzelnen Dingen, so wie diese von jenen, in diesen hätten sie ihre Realität, ihr wirkliches Daseyn, und diese erhielten nur durch sie ihr bestimmtes besondres Daseyn, bei allen geschaffenen einzelnen Dingen müßten viele solcher Formen zusammenkommen, um ihnen ihr ganz bestimmtes Daseyn zu geben, die Einfachheit des göttlichen Wesens bestehe darin, daß dies ganz durch einen Begriff, den Begriff der Gottheit erschöpft sey, alles übrige, was man der Gottheit zuschreibe, Weisheit, Güte, Allmacht u. s. w. sey alles nur eine Erörterung dieses Einen allgemeinen Begriffs. Dieser allgemeine Begriff der Gottheit sey als solcher nicht etwas für sich bestehendes, sondern habe seine Realität in den einzelnen Personen, die er umfasse, dem Vater, Sohne und heiligen Geist. Aus dem Mangel dieser Unterscheidung zwischen der doppelten Bedeutung des Ausdrucks göttliche Natur (in sofern entweder der allgemeine, in den einzelnen göttlichen Personen wahrhaft bestehende allgemeine Begriff des göttlichen Wesens oder das unter diesem Begriffe Enthaltene, eine dieser göttlichen Personen dadurch bezeichnet werde) entstehe der Sabellianismus, der den Ausdruck göttliche Natur nur in dem ersten Sinne nehme, als bezeichnend Eine Substanz, so daß Vater, Sohn und heiliger Geist nur Benennungen ihrer Eigenschaften wären. Nicht die Gottheit in dem ersten Sinne, in abstracto, sondern das

bestimmte göttliche Individuum, der Sohn Gottes sey Mensch geworden. Von diesem allgemeinen Begriffe der Gottheit und von den einzelnen göttlichen Personen müsse man unterscheiden die diese besonderen Personen bezeichnenden Eigenschaften, wodurch sie als solche bestimmt würden, denn auch die Versäumung dieser Distinktion führe zum Sabellianismus. Obgleich Abälard gegen den Gilbert von Poitiers wegen seiner Lehre von den allgemeinen Begriffen und deren Anwendung auf die Lehre von Gott polemisirt hatte, war er doch mit ihm verbunden durch ein gemeinschaftliches Interesse, die Liebe zur Philosophie, welche sie gegen die Angriffe ihrer Feinde vertheidigten. Als er durch das Urtheil des Koncils zu Sens verdammt wurde, warnte er den Gilbert durch den virgilianischen Vers: tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet, und diese Warnung wurde ihm eine Weissagung. Zwei Geistliche zu Poitiers fanden ein Aergerniß an Gilberts Lehren, Disputationen entfernten sie noch weiter von einander, da auch Gilbert seine dialektischen Bestimmungen für sehr wichtig hielt und sie eifrig vertheidigte. Die beiden Geistlichen reiseten nach Italien, ihren Bischof bei dem Papst Eugen anzuklagen, grade auf der Reise nach Frankreich begriffen vertröstete er sie auf seine Ankunft daselbst, wo er die Sache näher untersuchen wolle. Unterdessen konnten sie leicht den Bernhard bewegen, sich mit ihnen gegen Gilbert als einen Verfälscher der reinen Lehre zu vereinigen. Auf dem Koncil das unter Eugens Vorsitz im Kloster St. Denys zu Paris in der Osterwoche des Jahres 1147 gehalten wurde, sollte

Gilberts Angelegenheit untersucht werden, und Bernhard trat als Gegner wider ihn auf, von zwei Magistern unterstützt. Doch konnte er mit dem in der Dialektik gewandten Manne nicht so leicht fertig werden, der Papst verschob daher die Entscheidung der Sache auf das große Koncil zu Rheims, wo er mit Zuziehung der gelehrtesten Männer Frankreichs und seiner Kardinäle beide Partheien anhören wollte. Bernhard hatte hier einen Gegner, der nicht so leicht zu besiegen war als Abälard, Gilbert hatte in seinen Studien den schulgerechten Gang genommen, die berühmtesten Theologen waren seine Lehrer gewesen, er war immer mit seinen Untersuchungen in den Gränzen des kirchlichen Lehrbegriffs stehn geblieben, er genoß daher eine allgemeine Achtung, hatte viele Schüler unter den angesehensten Männern und viele Freunde unter den Kardinälen, die er auch um ihren Schutz ansprach, diese waren ohnehin dem Bernhard wegen seines großen Einflusses auf den Papst, der sich überall durch ihn leiten ließ, abgeneigt. Erst nachdem alles Uebrige auf dem Koncil zu Rheims abgehandelt war, wurde Gilberts Sache vorgenommen, weil sie mit Muße von den gelehrtesten allein zurückgebliebenen Prälaten untersucht werden sollte. Es war schon fast ein ganzer Tag mit dem Disputiren hingebracht worden, als der Papst, der nicht geübt war, allen den Spitzfindigkeiten zu folgen, zum Bischof Gilbert sagte: „Du weißt vieles zu sagen, mein Bruder, und lässest vielleicht grade das vorlesen, was wir nicht verstehn. Sag' nur also grade heraus (dies war es, was der Papst am meisten

vom Streit verstand, und was das meiste Interesse für ihn hatte) ob du jenes höchste Wesen, vermöge dessen die drei Personen Ein Gott sind, Gott nennst? Ohne sich lange zu besinnen, antwortete der durch den langen Streit ermüdete Gilbert: nein (denn nach seiner Meinung war ja das den dreien Personen Gemeinschaftliche der Gottheit ein allgemeiner Begriff). Sogleich verlangte Bernhard, daß dies eigne Bekenntniß des Bischofs niedergeschrieben werde, um den schlüpfrigen Mann festzuhalten. Am andern Tag wurde die Disputation wieder erneuert, und Bernhard drückte sich, indem er dem Gilbert widersprach, auf eine Art aus, die den Kardinälen mißfiel, sogleich hielt ihn Gilbert fest und sagte: nun so soll denn auch dies niedergeschrieben werden. „Ja — sagte Bernhard mit seiner gewöhnlichen Festigkeit — es möge niedergeschrieben werden mit einem eisernen Griffel oder eingegraben werden in Stein." Als endlich die Disputation lange genug gedauert hatte, machten ihr die Kardinäle, die ihr Ansehn zeigen wollten, ein Ende, indem sie sagten: „Wir haben nun von beiden Seiten alles gehört, wir werden jetzt entscheiden, wie es bestimmt werden muß." Diese Worte, durch welche die dem Gilbert günstigen Kardinäle sich das Recht der Entscheidung zueigneten, erregten Bernhards Besorgnisse, und er beschloß, ihnen durch sein Ansehn in der französischen Kirche und seinen Einfluß auf den Papst zuvorzukommen. Er rief alle noch zurückgebliebene Prälaten, Aebte und Magistern schnell zusammen, und stellte ihnen vor daß man ein, Gilberts Irrthümern scharf wi=

dersprechendes Glaubenssymbol aufsetzen und dies dem Papste und seinem Konsistorium übergeben müsse, um die gallikanische Kirche vor diesen Irrthümern zu bewahren, sie vereinten sich, folgendes Glaubensbekenntniß, das vermuthlich von Bernhard aufgesetzt war, dem Papste zu übergeben: „Es ist unser fester Glaube, daß die Natur der Gottheit Gott ist, und es in keinem katholischen Sinne geleugnet werden kann, daß die Gottheit Gott und Gott die Gottheit ist. Wenn aber gesagt wird, daß Gott vermöge seiner Weisheit weise, vermöge seiner Größe groß, vermöge seiner Gottheit Gott ist u. dgl. m., so müssen wir es so verstehn, daß er weise, groß, Gott sey nur durch die Weisheit, Größe, Gottheit, welche Gott selbst ist u. s. w., d. h. daß er durch sich selbst weise, groß, Gott sey. Wenn wir von den drei Personen der Gottheit reden, so bekennen wir, daß sie Ein Gott, Ein göttliches Wesen sind, und umgekehrt, wenn wir von Einem Gott, Einem göttlichen Wesen reden, so bekennen wir, daß dieser Eine Gott, dieses Eine göttliche Wesen drei Personen ist. Wir glauben, daß allein die Dreieinigkeit ewig ist, und daß keine Dinge, Verhältnisse, Eigenschaften oder Einheiten genannt werden können, welche von Ewigkeit her sind und nicht Gott sind. Wir glauben, daß die Gottheit selbst, (oder wenn man will, die göttliche Substanz, Natur) und zwar im Sohn Gottes Fleisch geworden ist." Drei angesehene Prälaten übergaben dies Glaubenssymbol mit den Worten: Auch wir übergeben Euch hiermit unser Glaubensbekenntniß, damit Ihr nicht bloß über Eine Parthei, sondern über beide Par-

theien richten möget. Unser Gegner hat Euch das seine übergeben, mit dem Zusatz, Ihr möchtet verbessern, wo Ihr etwas zu tadeln daran findet; wir aber schließen jede solche Bedingung aus und erklären, indem wir Euch unser Glaubensbekenntniß übergeben, daß wir hierbei immer verharren und nichts daran verändern werden." Der Papst war mit diesem Glaubensbekenntnisse zufrieden und bezeugte ihnen, daß es mit der Lehre der römischen Kirche übereinstimme. Die Kardinäle aber nahmen dies sehr übel, und schon lange unwillig über Bernhards Einfluß auf den Papst erklärten sie diesem einstimmig: Ihr müßt wissen, daß ihr durch uns zur Regierung der Kirche erhoben, aus einem Privatmanne der allgemeine Vater geworden, jetzt nicht mehr euch, sondern uns angehört, daß ihr also nicht eure Privatfreundschaft dem allen Gemeinschaftlichen vorziehen dürft, daß ihr für das gemeinschaftliche Beste sorgen und das Ansehn der römischen Kurie nach eurer Pflicht behaupten müßt. Was hat aber euer Abt und mit ihm die gallikanische Kirche gethan? Welche Frechheit, daß sie gegen den Primat des apostolischen Stuhls sich empören? denn dieser hat ja allein die unbeschränkte Gewalt, zu binden und zu lösen, er allein hat das Recht, über den katholischen Glauben zu entscheiden und kann auch, wo er nicht selbst gegenwärtig ist, durch Keinen in diesem seinem besonderen Rechte gekränkt werden. Seht nun einmal, diese verachten uns sogar in unsrem Angesicht und als ob sie über die Artikel, welche in diesen Tagen in unsrer Gegenwart verhandelt worden sind, die letzte Entscheidung zu geben hätten, haben sie es gewagt,

wagt, ohne uns zu fragen, ihr Glaubensbekenntniß abzufassen. Wahrlich, wenn im Orient von allen Patriarchen eine solche Sache verhandelt würde, könnte doch ohne unser Ansehn nichts festes entschieden werden. Wie wagen nun diese Menschen in unsrer Gegenwart, was auch den Entfernteren, denen die größer sind als wir, nicht erlaubt ist? Es ist demnach unser Wille, daß ihr dieser verwegenen Neuerung euch widersetzet und ihre Widerspänstigkeit unverzüglich bestrafet." Eugen, der den Kardinälen sich nicht zu widersetzen wagte und doch seinen alten Lehrer nicht beleidigen wollte, gerieth durch diese Erklärung in große Verlegenheit, besänftigte die Kardinäle so gut er konnte, ließ schnell den Bernhard zu sich rufen und bat ihn, eine Auskunft zu suchen, um die Sache beizulegen. Bernhard versöhnte die Kardinäle durch eine demüthige Wendung, die er seinem Verfahren gab, es sey nicht, sagte er, seine und der Bischöfe Absicht gewesen, über jene Artikel zu entscheiden, sondern weil der Bischof von Poitiers von ihm verlangt, daß er sein Glaubensbekenntniß niederschreiben lasse, deswegen habe er, um dies nicht für sich allein zu thun, unter dem Ansehn und mit der Beistimmung jener Prälaten nur seine eigene Meinung dargelegt. Dadurch befriedigt, verlangten die Kardinäle nur noch, daß das Glaubenssymbol als ein bloßer Privataufsatz angesehen werde, nicht als ein kirchliches Symbol (gleich denjenigen, welche von den allgemeinen Koncilien den Kätzereien entgegengesetzt zu werden pflegten) gelte — und darin hatten sie wahrlich Recht, wenn gleich der Grund, den sie anführten, nicht der richtige war.

Wozu die kirchliche Lehre mit dialektischen Bestimmungen überhäufen, welche der größte Theil der Menschen nicht verstehn konnte, welche Geist und Herz beengen mußten, den Geist der Religionslehrer von dem Wesentlichen der Religion abziehend? Das Ansehn der Kardinäle verhinderte also, daß ein entscheidendes Urtheil gegen Gilbert von Poitiers gefällt wurde, der Papst entschied bloß gegen den ersten seiner Lehrartikel, woraus eigentlich seine ganze Theorie hervorging, indem er festsetzte, daß zwischen der göttlichen Natur und den Personen nicht unterschieden, die Gottheit im wahrhaften Sinne Gott selbst genannt werde. Gilbert unterwarf sich dem päpstlichen Urtheil, versöhnte sich mit seinen Geistlichen und kehrte mit ungekränkter Ehre in seine Diöcese zurück [6]). Der Geist der Zeit ließ die spekulative Theologie nicht ganz unterdrücken, die Kämpfe, welche Abälard und Gilbert bestanden hatten, brachten nur die Folge hervor, daß fürs Erste die spekulative Theologie ihre Freiheit mehr beschränkte, durch die Autorität der angesehenen Kirchenlehrer sich zu verwahren suchte und innerhalb der Gränzen des kirchlichen Lehrbegriffs sich bewegte, wie aus einem solchen Bestreben die libri sententiarum des Petrus Lombardus, das Lehrbuch für die folgenden Generationen, hervorgingen.

Von der spekulativen Theologie war also keine Reformation der Kirche, keine Sonderung des Menschlichen vom Göttlichen in dem Lehrbegriffe der Kirche zu erwarten, die spekulativen Theologen nahmen die Lehre der Kirche, wie sie ihnen gegeben war, und vermöge

der Fähigkeit des menschlichen Verstandes, Alles zu konstruiren und zu deduciren, bauten sie aus einer Vermischung von künstlich verbundenem Wahrem und Falschem organische Systeme auf, welche Geist und Herz der Menschen gefangen nahmen. Männer, welche das Spekulative am meisten interessirte, waren überhaupt nicht geeignet, auf die Gemüther aller Menschen zur Erweckung wahrer Religiosität zu wirken. Wie unter den Menschen ein Gegensatz immer den andern hervorruft, traten in dieser Zeit auch Solche auf, welche in der Religion nur Erwärmung, Trost und Erweckung des Herzens suchten und dadurch zum Streben nach dem reinen Urchristenthum geführt wurden, welche durch die Kraft, mit der sie wirkten, durch die allgemeine Ausdehnung ihrer Wirksamkeit der kirchlichen Theologie weit gefährlicher wurden, als es spekulative Theologen werden konnten. Da diese Menschen besonders im südlichen Frankreich wirkten und hier zahlreiche Sekten gestiftet hatten, trat Bernhard, dem die kirchliche Orthodoxie so sehr am Herzen lag, als ihr eifrigster Gegner auf. Doch ehe wir von dem Kampf Bernhards mit diesen Sekten reden und diese selbst bestimmter charakterisiren, wollen wir die im Verhältnisse zum Geiste dieser Sekten merkwürdigsten Züge von Bernhards Theologie zusammenstellen; da diese als die Grundsätze der angesehenen Theologen des Zeitalters angesehen werden können, so werden wir dadurch eine gerechte Beurtheilung des Verhältnisses dieser Theologie zu dem reinen Christenthum, für das die Sekten kämpften, uns möglich machen, denn wir könnten uns sonst leicht

durch die theils gerechten Klagen, theils einseitig leidenschaftlichen Beschuldigungen dieser Sekten verleiten lassen, jenen Männern Unrecht zu thun, nur Aberglauben und Götzendienst, Herzens- und Geistesklaverei in ihrer Theologie zu suchen. Wir würden sehr Unrecht thun, allen herrschenden Wahn und Aberglauben aus der herrschenden Theologie herzuleiten, da jene angesehene Theologen im Gegentheil mit frommem Eifer den der Sittlichkeit nachtheiligen Ceremoniendienst und Aberglauben bekämpften; das meiste Uebel in der Kirche floß aus dem schlechten Zustande des größten Theils der Geistlichkeit, dem es an religiösem Interesse, an Einsicht in das Wesen des Christenthums und an Fähigkeit, die Wahrheiten der Religion auf eine fruchtbare Art dem Volke ans Herz zu legen, fehlte. Eine andere Frage ist es, ob nicht in jener herrschenden Theologie des Zeitalters, wenn gleich der Geist reiner christlicher Gottesverehrung nicht von derselben gewichen war, der Grund und Keim der Vorstellungen lag, welche den Aberglauben veranlaßten und beförderten. Nicht sowohl in irgend einer Art von Kultus an und für sich besteht der Aberglaube, als in dem Verhältnisse, in welchem dieser Kultus zur inneren Religiosität steht.

Bernhard faßte das menschliche innere Verderben und die wahre innere Besserung in der Wurzel selbst auf, da hingegen der Aberglauben Alles nur vereinzelt und äußerlich betrachtet, was er im Innern des Menschen suchen sollte, außerhalb desselben sucht. Die Liebe Gottes stellte er als die Seele und die Quelle aller wahr-

haft guten Handlungen, die entgegenstehende Selbstsucht als das Princip des Bösen dar; der Aberglaube hingegen erhebt sich nie über die Selbstsucht, vergißt nie das eigene Ich, woraus eben seine ängstliche Furcht, das Suchen nach allen Arten äußerlicher Mittel, um den gefürchteten Gott zu versöhnen, hervorgeht. Das Gefühl der Gemeinschaft mit Gott erhebt den Menschen nothwendig über engherzigen Aberglauben. „Wenn wir unsern eigenen Willen verleugnen — sagte Bernhard in einer seiner Predigten (S. 907 opp.) — verlieren wir nichts und gewinnen hingegen sehr viel, in einen bessern ihn verwandelnd, so daß, was unser eigener Wille war, der allgemeine wird, dieser allgemeine Wille ist die Liebe. Wie könnte Mitleid mit seinem Bruder haben wer in seinem eigenen Willen befangen, kein fremdes Gefühl zu theilen vermag? Oder wie könnte wer nur sein Ich liebt das Gute lieben und das Böse hassen? Den eigenen Willen nenne ich den, der uns nicht mit Gott und allen Menschen gemein ist, wenn der Beweggrund unsrer Handlungen nicht die Ehre Gottes, nicht das Beste unsrer Brüder, sondern unser eigener Vortheil ist. Was ist Gott verhaßt und was straft er anders als diesen unsern eigenen Willen, es höre nur dieser eigene Wille auf, so ist keine Hölle, alle Strafen und Leiden treffen nur diesen eigenen Willen, sobald er vernichtet wäre, würden keine Strafen und Leiden für uns seyn können. Der eigene Wille ist unbegränzt in seinem Streben, die ganze Welt wäre ihm nicht genug, der eigene Wille möchte selbst das Wesen der Gottheit vernichten, denn

es liegt in ihm der Wunsch, daß Gott nicht weise, mächtig und gerecht sey, daß er das Böse nicht sehe, nicht strafen könne und wolle." Innern Frieden, ruhiges Vertrauen auf Gott, woraus eine freie und heitere Liebe zum Guten fließe, hielt Bernhard für nothwendig mit der wahren Besserung verbunden: „Es ist recht, sagte er (opp. pag. 978), daß du glaubst, deine Sünden könnten nur durch den getilgt werden, gegen den du allein gesündigt hast, und der über alles Böse erhaben ist, aber es muß noch der besondere Glaube hinzu kommen, daß dir deine Sünden durch ihn vergeben sind, das ist das Zeugniß des heiligen Geistes in deinem Herzen; so mußt du auch von dem ewigen Leben das Zeugniß des heiligen Geistes haben, daß du durch Gottes Gnade zu demselben gelangen wirst." Diesen Grundsätzen gemäß sagte er nachdrücklich, daß ohne diese wahrhafte Sinnesänderung aller äußere Ceremoniendienst nur Heuchelei sey, die kirchliche Beichte und Buße, wenn gleich nothwendiges Mittel zur Besserung, doch ohne diese Verbindung mit der Gesinnung gänzlich unnütz. (Pag. 1004) „Die dünne Oberfläche eines äußerlich frommen Wandels kann mit dem Geist Gottes nicht bestehn, der alles durchdringt und in dem Innern der Herzen wohnt. Ist es etwas anders, als abscheuliche Heuchelei, die Sünde von der äußerlichen Oberfläche zu entfernen, nicht von innen heraus zu entwurzeln? Willst du eine reine, geschmückte und doch leere Wohnung sehn, betrachte einen Menschen, der gebeichtet, seine auffallenden Sünden verlassen hat und seine Hände allein bewegt, die Gebote zu erfüllen, so daß es nur eine mecha-

nische Fertigkeit bei ihm geworden ist ohne Theilnahme seines Herzens. Von dem Aeußerlichen, das nur wenig nützt, übergeht er kein Jota, aber er verschluckt ein Kameel, während er eine Mücke durchseit, denn in seinem Herzen ist er ein Sklave der Selbstsucht und des Ehrgeizes, so belügt die Schlechtheit sich selbst, aber Gott läßt sich nicht verspotten, man sieht zu viele solcher Menschen so bemäntelt, daß sie auch sich selber täuschen, gar nicht achtend auf den Wurm, der ihr Inneneres verzehrt." Es war gar nichts Abergläubisches darin, nichts, was dem Geist des Christenthums nicht ganz angemessen gewesen wäre, es war vielmehr ein ehrwürdiger, herzerhebender Gebrauch, wenn die alte Kirche das Andenken der heiligen Männer, welche für das Reich Gottes viel gewirkt hatten durch ihr Leben und ihren Tod, an ihren Todestagen feierte, Gottes Gnade, die durch sie gewirkt hatte, pries und ihr Beispiel zum Muster der Nachahmung aufstellte. So sah auch Bernhard die Festtage der Heiligen an in seinen an diesen Tagen gehaltenen Predigten. „Wir müssen nicht sowohl (opp. ep. 970) die Kraft Gottes, welche durch die Heiligen wirkte, bewundern, als durch die Betrachtung ihrer Tugenden uns belehren und zur Nachahmung stärken. Laßt uns streben, ihnen ähnlich zu werden in der Gemüthsart, da wir in den Wundern ihnen ähnlich zu werden, wenn wir wollten, nicht vermöchten." Eine schöne und in dem Christenthum gegründete Idee war es auch, daß alle Mitglieder der unsichtbaren Kirche durch das Band der Liebe mit einander vereinigt, einander gegenseitig als Eines Kör-

pers Glieder unterstützten, daß dies Band durch den Tod nicht gelöset, sondern vielmehr befestigt werde, daß diejenigen, welche durch den Kampf des zeitlichen Lebens hindurch gegangen, die Krone des ewigen Lebens erlangt hätten, ihre schwachen Brüder auf Erden in lebendigem Andenken behielten und sie mit den größern ihnen nun verliehenen Kräften in dem noch zu bestehenden Kampfe unterstützten. Welcher Gedanke viel Erquickliches haben mußte für warme Gemüther — und daraus entstand zuerst der Glaube an die Fürbitten verstorbener heiliger Männer. So drückt Bernhard (pag. 972) diesen Gedanken aus: „Nicht so hat der Heilige die Gnade der Herrlichkeit erlangt, daß er unser Elend und zugleich seine Barmherzigkeit vergessen sollte, das Land, das der Heilige bewohnt, ist nicht das Land der Vergessenheit, es ist nicht die Erde, sondern der Himmel, die Weite des Himmels beengt die Herzen nicht, sondern erweitert sie. Verachten jene höheren Geister, welche von Anfang an den Himmel bewohnen, darum die Erde, alle sind ja dienende Geister, zum Dienst derer gesandt, welche des Himmels Erbschaft erlangen — und diejenigen, welche aus dem Kampf selbst gekommen sind, sollten das Land nicht mehr kennen, wo sie selbst waren? Jetzt wird er noch barmherziger seyn, da er in dem Quell der Barmherzigkeit wohnt." Nachtheilig wurde es aber schon, als man, was eine Vorempfindung des menschlichen Gemüths war, dogmatisch festsetzte, über das, was eine besondere Stimmung des Herzens voraussetzte, worüber keine Sicherheit dem Menschen gegeben war, et-

was festes bestimmte als nothwendig mit der Religion verbunden. Die Offenbarung der Gottheit in ihrem reinsten Abglanz, in dem Leben Christi sollte den Menschen ein kindliches Vertrauen zu dem Urquell ihres Wesens einflößen, die Kluft zwischen Gott und Menschen aufheben. Aber statt diesem Vertrauen sich ganz zu überlassen und sich dadurch über sich selbst zu erheben, suchten die Menschen in einer falschen Demuth nur ihre Gebrechen betrachtend, neue ihnen näher stehende Mittler zwischen ihnen selbst und dem Reinsten. „Christus — sagt Bernhard 994 — ist in seinen beiden Naturen der Reinste, der keine Sünde gethan hat. Wie soll ich es wagen, mich ihm zu nahen, der ich über die Maaßen Sünder bin, da er nicht reiner, ich nicht unreiner seyn kann? Ich muß fürchten, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen, wenn ich ihm mich zu nahen oder an ihn mich zu halten wagen sollte, da eine so große Kluft, als zwischen dem Guten und Bösen ist, mich von ihm trennt, deswegen hat mir Gott jene Menschen gegeben, die Menschen waren und Sünder, und zwar die größten Sünder, die an sich selbst und von sich selbst lernen konnten Barmherzigkeit gegen andre.” Zwar waren diese Vorstellungen bei den Menschen, welche schon Gott und das Gute um seiner selbst willen liebten, der inneren Religiosität nicht unmittelbar nachtheilig, das Vertrauen auf diese Mittler machte sie nicht lässiger in ihren Anstrengungen zum Guten, es waren nur Bilder der subjektiven Stimmung ihres Gemüths angemessen, sie vergaßen darüber keineswegs den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen

und die Vaterliebe Gottes, die sie auch in den Heiligen allein verehrten, alle Regungen des Guten von ihr herleitend. Aber der größte Nachtheil entstand daraus bei der rohen Menge, bei welcher das sittliche Gefühl durch die Religion erst erregt werden mußte, und welche desto leichter, da das Bild Gottes in ihrem Herzen noch von wilder Sinnlichkeit unterdrückt war, zu verkehrten Vorstellungen von der Gerechtigkeit Gottes und der Versöhnung mit ihm verleitet werden konnte. Solche Menschen, welche die Versöhnung mit der Gottheit als etwas Aeußerliches sich dachten, denen alle Stützen für ihre Unsittlichkeit lieb waren, vertrauten auf die Fürbitten fremder Mittler, statt nach der innern Gemeinschaft mit dem Gott zu trachten, den sie durch ihre Handlungen verleugneten. Zwar suchten allerdings die bessern Kirchenlehrer diesen Wahnvorstellungen entgegenzuwirken, wie wir schon an mehreren Beispielen gesehn haben, aber die Menge blieb bei dem stehn, was ihr das nächste war, und die Zahl dieser bessern Geistlichen war auch im Verhältnisse zu den schlechten Priestern, welche grade mit dem Volk am meisten umgingen, zu klein, als daß ihre Stimme im Allgemeinen hätte wirksam seyn können.

Doch das Christenthum bewährte sich zu allen Zeiten und an allen Orten als das eigentliche Salz der Erde, das jeder geistigen Fäulniß widerstand. Das Heilige, welches das Christenthum zum Gemeingut der Menschheit gemacht, konnte ihr nimmer wieder durch irgend eine Gewalt ganz entzogen werden, der innere Sinn des menschlichen Gemüthes war einmal

aufgeschlossen durch diese Religion, und brach, wenn er eine Zeit lang unterdrückt war, desto kräftiger wieder hervor. Wenn diejenigen, denen der Schlüssel der Erkenntniß anvertraut war, für sich selbst nicht darnach trachteten und ihn den andern vorenthielten, so führten die wesentlichen Lehren des Christenthums, die durch alle Vermischung mit Menschensatzungen nicht ganz unkenntlich gemacht werden konnten, durch die ihnen einwohnende Kraft und Bedeutung die besseren, wenn auch von menschlicher Bildung verlassenen Gemüther zu einem höheren, klareren, innerlicheren Verständnisse, als ihre Lehrer ihnen geben konnten und wollten, ein durch das Herz den Geist erleuchtender Mysticismus wurde dadurch hervorgerufen. Die Bibel, welche im Einzelnen doch immer cirkulirte, führte die einfachen redlich suchenden Menschen ohne gelehrte Kommentare, ohne Kenntniß der Zeit und Lokalverhältnisse, unter denen die einzelnen Schriften verfaßt waren, zur tieferen Erkenntniß ihres Herzens und gottverwandten Wesens. Die erste allgemeinere Erregung einer wärmeren und freieren Religiosität, eines Kampfs gegen beengende Menschensatzungen kam in diesem Zeitalter aus der Gegend der Welt, von wo auch die Sonne der Geisterwelt ihre erwärmenden und erleuchtenden Strahlen zuerst verbreitet hatte, vom Orient. Seit alten Zeiten hatten sich hier unter vielen Verfolgungen manichäische und gnostische Sekten erhalten [7]), die Buchstabenorthodoxie und der engherzige Katholicismus, in welchen das Christenthum in den spätern Jahrhunderten immer mehr versank, die Kälte dialektischer Religions-

streitigkeiten beförderte von der andern Seite die Verbreitung und Fortpflanzung dieser mystischen Sekten. Dazu kam das Versprechen höherer, das Räthsel der Welt lösender Erkenntniß, die Verachtung des blinden Glaubens der übrigen Christen, welche der Eitelkeit schmeichelte, das Anziehende und Herzerhebende einer engeren Verbrüderung und ecclesia pressa im Gegensatz gegen die herrschende und verfolgende, durch den Ueberfluß zeitlicher Güter verdorbene Kirche. Durch die heftigen Verfolgungen aus den übrigen Provinzen des griechischen Reichs verdrängt, hatten sich diese Sekten besonders in Armenien gesammelt, unter diesen Verfolgungen reinigten sich die Ueberbleibsel derselben von fremdartigen Mischungen, verklärten sich zu einem reineren christlichen Mysticismus, und mit diesem veränderten Geiste traten sie erneuert auf am Ende des siebenten Jahrhunderts unter dem Namen der Paulicianer. Ihre vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, ihre biblische Tendenz hatte ihnen eine christliche Salbung, einen praktisch-religiösen Geist gegeben, wodurch sie alle wärmere Menschen anziehen mußten und viel Gutes wirkten, sie führten die Laien zu der Quelle der Religion zurück, beförderten das allgemeinere Lesen der Bibel, welche durch die pharisäischen Priester dem Volke entzogen war. Die ihnen eigenthümlichen Lehren haben einen tiefen Grund im menschlichen Geiste, die erhabene Idee, alles geistige Leben sey eine Mittheilung aus dem Wesen der Gottheit, sie zu offenbaren bestimmt, die Idee des höchsten Wesens, dessen Hauch Leben, dessen Liebe Schöpfung ist — die Idee der

Emanation, wenn man sie nur rein geistig auffaßt, alle sinnliche Bilder, wodurch unsre Gedanken so leicht getrübt werden, davon entfernt. (Heilsam wär es indeß, daß die christlichen Lehrer der ersten Jahrhunderte, die doch auch in ihrer Lehre vom λογος eine Emanationstheorie hatten, größtentheils der Emanationslehre widersprachen, weil die Menschen noch nicht allgemein fähig waren, sie zu fassen und leicht zu schwärmerischen Ausschweifungen, wie manche gnostische Sekten dadurch verleitet werden konnten, auf einem andern sicherern Wege führte doch die christliche Lehre zu dem, was die Hauptsache ist, zu dem Glauben an das Gottverwandte im Menschen). Eine solche positive, aus dem Wesen der Gottheit fließende Schöpfung kann der Mensch obgleich nicht begreifen, doch ahnden und sich vorbilden durch eine gewisse Analogie seines eigenen geistigen Wesens, hingegen scheint ihm nicht vereinbar mit dem Wesen der Gottheit, mit der ewig mittheilenden Liebe, die dem Wesen des Geistes fremdartige, zeitliche und materielle Welt, das der Freiheit entgegenstehende Gesetz der Nothwendigkeit, das er hier walten sieht. Daher die unter diesen Sekten cirkulirenden Lehren von einem dem Reiche des Guten und des Lichts entgegenstehenden Reiche des Bösen und der Finsterniß, entweder demselben gegenüber immer bestehend, oder aus einem Fall entstanden, daß eine Vermischung des Guten und Bösen der Entstehung der sichtbaren Welt vorhergegangen sey, der Zweck der Weltschöpfung, das Gute von dem Fremdartigen durch den Kampf zu reinigen und zu dem Verwandten zurückzuführen.

Der Glaube an diese Abkunft und Bestimmung erhob die Herzen über die Leiden der Erde, stärkte ihre Kräfte zum Kampf für das Gute, so pflanzten sie sich fort, obgleich viele Tausende im achten und neunten Jahrhundert als Opfer eines bleiernen Despotismus, dem jeder freie Aufschwung des Geistes verhaßt war, auf dem Scheiterhaufen starben. Unter den Verfolgungen dieser Jahrhunderte verbreiteten sich diese Sekten in angränzende Länder, in der Bulgarey, wo die christliche Kirche noch nicht lange und fest gegründet war, konnten sie desto leichteren Eingang finden, und vermuthlich waren aus diesem Saamen die Bogomilen hervorgegangen, welche in späteren Zeiten hier im Kampfe mit der Hierarchie auftraten. Unter der Verwirrung des zehnten Jahrhunderts konnten sie sich theils aus Griechenland unmittelbar nach Italien und dem südlichen Frankreich [8]), den Niederlanden und Deutschland, theils aus der Bulgarey nach Oestreich und andern Gegenden von Deutschland verbreiten, durch dieselben Ursachen wie im Orient wurde auch ihre Ausbreitung unter den occidentalischen Nationen befördert, und unter der Verwirrung, die hier damals herrschte, konnten sie sich länger als im Orient verborgen erhalten [9]). Im eilften Jahrhundert wurden zwar in mehreren Gegenden Mitglieder dieser Sekten entdeckt und als Kätzer von den Fürsten oder dem Volk zum Tode geführt, doch verbreiteten sie sich mit unaufhaltsamer Gewalt ins zwölfte Jahrhundert hinein, nicht allein vornehmlich unter den niedern Ständen, sondern auch unter Geistlichen und Mönchen, sie wurden hin und wieder be-

schützt durch mächtige Ritter, die in ihren Lehren mehr Beseeligung für ihr Herz fanden als in den Satzungen der Kirche oder durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die Geistlichkeit mit ihnen verbunden wurden. Doch mögen nicht alle diese mit einem gemeinschaftlichen Namen (Katharer [10] war der allgemeinste) belegte Sekten ganz gleichartig gewesen und von demselben Ursprung entstanden seyn. Manche erhielten durch diese orientalischen Sekten nur die erste Anregung und die Bekanntschaft mit der Bibel, ihr einmal angeregtes religiöses Leben entwickelte sich dann auf eine eigenthümliche Weise, bei Andern bedurfte es gar keiner Anregung, andächtiges Studium der Bibel hatte von selbst einen praktischen Mysticismus in ihnen erzeugt; man konnte aber leicht verleitet werden, eine innere Analogie bei Allen wahrnehmend, denselben Manichäismus oder Gnosticismus ihnen beizulegen. Außer den eigenthümlich gnostischen Lehren zeichneten sich diese Sekten aus durch das Streben, die evangelischen Vorschriften mit buchstäblicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen (daher das Verbot des Eides), die Kirche zu ihrer ursprünglichen bloß geistlichen Wirksamkeit, zu der apostolischen Einfalt zurückzuführen, sie sprachen gegen alle zu der ältesten christlichen Lehre hinzugekommene Dogmen, die Lehre vom Fegfeuer, von der Verehrung und den Fürbitten der Heiligen, so wie die ganze hierarchische Einrichtung und die Formen des Kultus. Im Eifer für wahrhafte Religiosität bekämpften sie den mechanischen Ceremoniendienst, die Werthschätzung äußerlicher Religionshandlungen, denen eine magische

Kraft zugeschrieben wurde. „Die entarteten Priester der herrschenden Kirche — sagten sie — könnten auf keine wirksame Art die Sakramente verwalten, weil es hier nicht auf das Aeußerliche, sondern auf die innere Gesinnung ankomme, welche diesen Menschen fehle. Die wahrhafte Taufe sey die Taufe des heiligen Geistes, wodurch der Mensch in seinem Innern gereinigt und geheiligt werde, die Taufe des Wassers sey bloß symbolisch, die Kindertaufe sey daher unnütz, weil die Kinder keines Glaubens, keines Vorsatzes der Besserung, keiner Aufnahme des heiligen Geistes fähig seyn, daher sich auch keine Wirkung davon im Leben der Menschen offenbare, so sey auch des Abendmahls wahrhafte Bedeutung eine geistige, die Vereinigung mit Christo, als dem wahren Brodt der Seele, durch seine Lehre, sie führten für die symbolische Bedeutung des Abendmahls schon ähnliche Beweisgründe an, wie spätere Vertheidiger derselben zur Zeit der Reformation, das VI. Kap. Evang. Joh., wo so klar ausgesprochen sey, daß das Fleisch nichts nütze, Einige bezogen das Pronomen *τουτο* in den Einsetzungsworten auf den Leib Christi, auf den er hingezeigt habe, Andre erklärten die Einsezzungsworte bildlich und beriefen sich auf die Analogie andrer Stellen der Bibel, wo das Seyn in einem bildlichen Sinne genommen werde. Viel Rührendes und Herzerhebendes hatten die geheimen Versammlungen dieser Sekten, wie sie von Zeitgenossen geschildert werden. Diejenigen, welche in ihre Gesellschaften aufgenommen werden wollten, mußten des Nachts zu ihnen kommen, die Thüren wurden verschlossen, Lichter

hingen

hingen an allen Wänden. Die Brüder schlossen in andächtiger Stille einen Kreis, in dessen Mitte trat mit dem Einzuweihenden der Vorsteher der Gesellschaft (major oder ordinatus), ein Evangelienbuch in der Hand, er hielt an ihn eine kleine Rede, worin er ihn ermahnte, seinen Glauben und seine Hoffnung einer ewigen Seligkeit auf Gott allein zu gründen, dann legte er das Evangelienbuch auf sein Haupt, betete ein Vaterunser und sprach über ihn aus die ersten Worte des Johannnischen Evangeliums, darauf gab der Neuaufgenommene dem Vorsteher und Allen der Reihe nach den Bruderkuß, sie stimmten ein gemeinschaftliches Gebet an und er wurde nun als einer der Brüder angesehen. Lange konnten sich diese Sekten erhalten und fortpflanzen, ohne daß sie als Kätzer entdeckt wurden, denn sie traten nicht in offenem Kampf gegen die Kirche auf, sie wohnten, um keinen Verdacht zu erregen, dem öffentlichen Gottesdienste bei, sie sagten das apostolische Glaubenssymbol her, wenn man sie nach ihrem Glauben fragte, nur im Stillen suchten sie ihre Grundsätze zu verbreiten, zuerst nur für das praktische Christenthum wirkend, ihr frommes Leben, ihre stille, wohlthätige Arbeitsamkeit gewann ihnen, ehe sie entdeckt wurden, die Liebe und Achtung der Menschen; so konnte es kommen, daß im dreizehnten Jahrhundert ein Mitglied dieser Sekten in Mailand selbst nach seinem Tode als Heiliger von dem Volke verehrt wurde, daß sich Gerüchte von den auf seinem Grabe verrichteten Wundern verbreiteten, und daß erst, als die Päpste, da auf seine Kanonisation angetragen war, die Sache näher

untersuchen ließen, sich bei der Untersuchung fand, daß er ein Kätzer gewesen war [13].

Ein deutscher Geistlicher, der Propst Everwin von Steinfeld, forderte zuerst den Bernhard auf, gegen diese Kätzer ausführlich zu schreiben und ihre Behauptungen zu widerlegen (p. 1490 opp. Bernhard). „Genug habt Ihr bisher — schrieb er ihm — gegen den Pharisäismus der Christen geschrieben, so daß Ihr bis ans Ende der Welt gegen die Lauigkeit und das schlechte Leben der falschen Christen wirken werdet. Jetzt ist es Zeit, daß Ihr gegen die neuen Kätzer Eure Stimme erhebt, die fast in allen Kirchen wie aus der Hölle hervorkommen, als ob der Zorn des Himmels schon nahe wäre.“ Die Veranlassung zu diesem Briefe war die Entdeckung vieler Kätzer in der Gegend von Cöln, von der der Propst ihm Bericht erstattete. Man hatte zwei verschiedene Gattungen unter denselben bemerkt, die Einen gaben deutlich den ausländischen Ursprung zu erkennen, sie behaupteten, bei ihnen allein sey die wahre Kirche, weil sie allein Christi Fußstapfen nachfolgten, ein apostolisches Leben zu führen suchten, das Weltliche nicht suchend, kein Haus, kein Feld, kein Eigenthum besitzend, so wie Christus keines besessen und seinen Jüngern keines zu besitzen erlaubt habe. „Ihr aber — sagten sie zu den Katholischen — trachtet nach den Gütern der Welt, so daß auch diejenigen, welche für die Vollkommensten unter Euch gehalten werden, wie die Mönche und regulären Kleriker, wenn gleich nicht jeder für sich ein Eigenthum, doch gemeinschaftliche Güter besitzen. Wir hingegen sind die Armen Christi, unstät

fliehend von Stadt zu Stadt, wie die Schafe mitten unter den Wölfen, da wir ein heiliges und strenges Leben führen, mit Fasten und Enthaltsamkeit Tag und Nacht in Gebet und Arbeit verharren, und nur das Nothwendigste des Lebens uns zu erwerben suchen. Wir ertragen dies alles, weil wir nicht von der Welt sind, Ihr aber seyd Freunde der Welt und habt den Frieden mit ihr." Die Katholischen hätten in den Sakramenten bloße Menschensatzungen, die wahre Taufe sey die Taufe des heiligen Geistes und Feuers, denn Johannes der Täufer habe ja gesagt auf Christum hinzeigend: Dieser wird euch taufen im heiligen Geist und im Feuer, ich taufe euch nur im Wasser. In ihren täglichen Versammlungen feierten sie das Abendmahl nach dem Beispiele Christi und der Apostel, indem sie Speise und Trank durch das Vaterunser heiligten und sich als den Leib und die Glieder des Herrn damit nährten. Von diesen unterschied Everwin Andre, die sich wahrscheinlich dadurch vor Jenen am meisten auszeichneten, daß sie die manichäischen Lehren nicht annahmen, einen reinen biblischen Mysticismus beibehielten. Die apostolische Würde in der Kirche — sagten diese — sey durch die Vermischung mit weltlichen Geschäften vernichtet, da dem auf dem Stuhle Petri sitzenden Petri Heiligkeit fehle, habe er die diesem verliehene geistliche Gewalt verloren und die übrigen Geistlichen könnten sie daher nicht durch ihn erhalten, sie könnten nur gleich den Pharisäern Vorschriften geben, die man befolgen möge, ohne auf ihr Leben Rücksicht zu nehmen. Sie nannten jede nicht unter vorher Unverheiratheten ge-

schlossene Ehe eine Hurerei, auf den Ausspruch Christi sich berufend: Was Gott verbunden, solle der Mensch nicht trennen, daß die Scheidung bloß mit Rücksicht auf die Unsittlichkeit der Menschen von Moses erlaubt worden sey, beweise die ursprüngliche Einrichtung Gottes bei der Schöpfung, zu der man zurückkehren müsse. Fasten und Bußübungen seyen den Frommen nicht nöthig und auch den Sündern nicht, denn nach dem Ausspruche des Propheten werde dem Sünder, wenn er nur seufze, alle seine Sünde erlassen. Diese entdeckten Kätzer wurden vor eine zahlreiche Versammlung vornehmer Geistlichen und Laien geführt, bei welcher der Erzbischof den Vorsitz hatte, lange vertheidigten sie ihre Lehren mit biblischen Beweisen, sie verlangten darauf die Erlaubniß, ihre weiseren Lehrer mit sich zu führen, indem sie sich bereit erklärten, wenn diese des Irrthums überführt würden, zur katholischen Kirche überzutreten, sonst aber lieber zu sterben als ihre Lehre zu verleugnen. Drei Tage versuchte man vergebens, sie zu einer Sinnesänderung zu bewegen, darauf ergriff sie wüthend das Volk, wie Everwin schreibt — gegen den Willen der Geistlichen — und führte sie zum Scheiterhaufen, sie starben unter den schrecklichsten Martern nicht nur mit so großer Geduld, sondern so außerordentlicher Heiterkeit, daß der Propst dem Bernhard die Frage vorlegte, wie diese Glieder des Satans bei ihrer Kätzerei eine solche Standhaftigkeit erlangen könnten, als kaum auch bei sehr frommen, rechtgläubigen Christen gefunden werde. Wie allen Menschen, welche als Zeugen für die Wahrheit auftreten, gab auch die-

sen der Geist der Wahrheit, der heilige Geist, die Zuversicht, daß sie nicht allein ständen, sondern zu Einer unsichtbaren Gemeinde gehörten, deren Mitglieder in allen Ländern zerstreut seyn, seit den Zeiten der Märtyrer — behaupteten sie standhaft — bis zu diesen habe sich ihre Sekte in Griechenland und andern Ländern im Verborgenen erhalten, sie nannten sich die apostolischen Brüder und gaben vor, ihren eigenen Papst zu haben[14]), (was sie wohl nur symbolisch verstanden, das unsichtbare Oberhaupt Christus, oder den heiligen Geist, der sie an allen Orten zerstreut, zu Einer Kirche verbinde). Einige, welche nach übernommener Kirchenbuße zur katholischen Kirche übertraten (schwerlich aus aufrichtiger Ueberzeugung) gestanden, in allen Ländern seyen viele von ihnen zerstreut, und auch Geistliche und Mönche unter dieser Zahl. Diese Aussage bestätigt Bernhard, der in seinen Predigten häufig gegen sie sprach (S. 1495): Die Weiber — sagte er — verlassen ihre Männer und die Männer ihre Weiber, und gesellen sich zu ihnen, Geistliche, die ihre Kirchen verlassen haben, Bärtige und Unbärtige werden häufig unter Webern und Weberinnen gefunden. — Es ist eine gemeine Menschenart, Bauern ohne Wissenschaft (es waren aber nach Bernhards eigenem Geständnisse auch Mönche und Geistliche unter ihnen, die Charakteristik mancher ihrer Lehrer beweist, daß sie auch Menschen von höherer Bildung unter sich hatten, mit der Bibel waren sie Alle vertraut, übrigens machten die Pharisäer und die gebildeten Haiden den Schülern Christi denselben Vorwurf) ihre Lehren seyen nicht sowohl tief ge-

dacht, als leicht zu empfehlen durch den ersten Anschein, und dieses nur für Weiber vom Lande und Unwissende. Bernhard mißbilligte, so sehr er auch die Kätzer haßte, sehr ihre Hinrichtung, man müsse sie, sagte er, nicht durch die Waffen, sondern durch Gründe besiegen, durch Belehrung zum Glauben zu führen suchen, wenn dies nicht bei ihnen erreicht werden könne, müsse die Obrigkeit Gewalt gegen sie gebrauchen, um sie unschädlich zu machen. Außer diesen größtentheils durch die Mittheilung vom Orient her angeregten und unter den abendländischen Nationen zerstreuten Sekten traten in diesem Zeitalter mehrere einzelne Männer aus dem geistlichen Stande im Kampf mit den Satzungen der Kirche als Zeugen für ein reineres Christenthum auf, vermuthlich mehr durch freies Studium der Bibel und das Gefühl ihres Herzens, die Einsicht ihres natürlichen Verstandes, als durch irgend eine äußere Mittheilung angeregt. Es war der natürliche Gang der irdischen Dinge, daß wo ein reiner Enthusiasmus sich zeigte, auch wilde Schwärmerei und Wahnsinn von der andern Seite ausbrachen. So sah man in derselben Zeit, als Männer von reinem Eifer für die Religion beseelt auftraten, einen wilden, schwärmerischen Demagogen Tanchelin [15]) in Antwerpen, einen wahnsinnigen Eudo in Bretagne Schaaren des Volks um sich her versammeln. Auch jene besseren Menschen, welche im Kampf mit der Welt laut die Wahrheit verkündigten, von der ihr Herz erfüllt war, für diese lebten und starben, waren, so trefflich auch ihre Gesinnung und Absicht war, zu Reformatoren nicht ganz geeignet, denn dazu bedarf

es nicht allein des reinen frommen, auch feurigen und kräftigen, Willens, sondern auch der besonnenen Weisheit, die Himmel und Erde, Idee und Wirklichkeit[16]), Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden weiß, nicht dem an Finsterniß gewöhnten Auge auf einmal die ganze Wahrheit zeigt, die es verblenden muß. Ja nur die Vorsehung, welche die Menschen wie Kinder stufenweise für das Höchste erzieht, kann Reformatoren bilden, die geleitet werden durch den Geist ihrer Weisheit. Der Reformator des Menschengeschlechts Christus fing nicht damit an, alle einzelne national-egoistische und irdische Vorstellungen der Juden zu bekämpfen, unter denen, wie ein Schmetterling unter der Puppe, die höheren Ideen verborgen waren, welche die Vorsehung jenem Volke zu bewahren und fortzupflanzen übergeben hatte; sondern er bekämpfte die Gesinnung, aus der jene Vorstellungen herrührten, er stellte die Ideen selbst seinen Schülern vor Augen, sicher voraussehend, daß jene Ideen einmal in den Seelen gewurzelt, aus der zeitlichen Hülle sich immer mehr erheben und auch diese verklären würden, wie nach der schönen und wahren Deutung eines geistvollen Kirchenlehrers, des Origenes, Christus denen, welche ihm zur Höhe hinauf zu folgen vermochten, sich verklärt und mit ihm und durch ihn auch Moses und die Propheten verklärt zeigte. Keiner ist wohl je ein glücklicher Reformator geworden, der gleich bei seiner ersten Erscheinung als solcher auftrat, der nur dem Drang seines Herzens folgend, was in ihm lebte, gleich realisirt sehn wollte und gleich bei seinem ersten Auftritte Großes wirkte.

Es war wohl ein Feuer, das schnell um sich griff, aber auch mehr zerstörend, als eine dauernde Wärme, ein klares Licht verbreitend wirkte, nach einem heftigen Ausbruch bald erlosch, freilich nur scheinbar, denn kein Kampf für das Gute ist vergebens und wirkungslos, wenn er auch für den Augenblick zu mißlingen scheint. Ueberall sehen wir in der Weltgeschichte, daß bevor ein großes Licht anbrechen konnte, kleinere Lichter vorhergingen und vorhergehn mußten, die da schienen in der Finsterniß und wieder unterzugehn schienen. Ueberall mußte vor einem entscheidenden und allgemeinen Sieg des Guten der Boden erst gereinigt werden durch Opfer, welche für das Gute fielen, durch Versuche, welche mißlingen mußten, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die ganze Weltgeschichte ruft es uns zu: Wer für das Gute kämpft bloß um des Guten willen, ist seines Siegs gewiß, wenn auch er selbst unterliegt, wenn auch sein Werk für den Augenblick unterliegt, selbst dadurch wirkte er mit, den Sieg des Guten zu seiner Zeit herbeizuführen.

Im Anfange [17]) des zwölften Jahrhunderts trat unter den Völkern des südlichen Frankreichs ein Priester, Peter von Bruis, auf, der durch andächtiges Studium des neuen Testaments das Wesen der reinen Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit wohl erkannt hatte, aber die göttliche Leitung des Menschengeschlechts nicht aufmerksam genug beobachtet, den Geist der Bibel nicht genug studirt, um die Mittel richtig zu schätzen, durch welche Gott die Menschen für diese innere Religiosität, welche allerdings das Wesent-

liche ist, bildet. Weil er das Innere richtig als das einzig Wesentliche erkannt hatte, wollte er, daß das Innere nur rein durch sich selbst unter den Menschen lebe (nicht erwägend, daß das zeitliche Leben verschieden sey vom ewigen, daß Christus selbst und die Apostel das heiligste Innere an äußere Anstalten und Zeichen geknüpft haben), er bekämpfte alle äußerliche Einrichtungen, als der wahrhaften Gottesverehrung schädlich, in der Hitze eines edlen Unwillens, weil er unter dem Volke Mittel und Zweck verwechselt, die Religion in das Aeußerliche gesetzt sah, zum Nachtheil der wahrhaften Andacht und Sittlichkeit. So sprach er gegen die Kindertaufe wegen der abergläubischen und allerdings gotteslästerlichen Vorstellungen, welche seit langer Zeit damit verbunden waren, als ob nur diejenigen selig werden könnten, welche die äußere Taufe erhalten hätten, er führte zum Beweise an die Worte Christi: Wer glaubt und getauft wird, wird selig werden, also könne fremder Glaube Keinem nützen, er untersuchte aber nicht, ob nicht, wenn auch das äußerliche Zeichen der Taufe an und für sich selbst den Getauften nichts nütze, doch dieses einen heiligen im innersten Wesen der christlichen Wahrheit gegründeten Sinn habe, der für die Menschen dargestellt werde durch dies äußere Zeichen, und ob nicht der Wahn allein herrühre von dem nicht richtig erkannten Verhältnisse des Zeichens zu dem innerlichen dadurch bezeichneten Heiligthum. Richtig sagte er dem Wahne, welchen seine Zeitgenossen mit geweiheten Oertern verbunden hatten, widersprechend: daß Gott an jedem Orte, eben sowohl in der

Schenke als in der Kirche und am Altare, angerufen werden könne und diejenigen, welche es verdienten, erhöre, daß die wahre Kirche nicht in der Menge der zusammengebrachten Steine, sondern in der Gemeinschaft der gläubigen Menschen bestehe. Daraus aber zog er die Folge, daß überhaupt keine Kirche nöthig sey, daß alle Kirchen niedergerissen werden müßten. Unwillig über den Prunk des äußerlichen Gottesdienstes, die Vervielfältigung desselben, wodurch er in einen todten Mechanismus verwandelt wurde, über den kunstvollen Kirchengesang, der mehr die Sinne als das Herz der Menschen beschäftigte — sagte er richtig — daß Gott allein an den frommen Empfindungen der Menschen Wohlgefallen habe, nicht durch laute Stimmen angerufen, nicht durch musikalische Melodien besänftigt werden könne, daraus zog er aber die übertriebene Folge, daß Gott durch den Kirchengesang nur verspottet werde. So sprach er mit einer unverständigen Hitze gegen das Denkmahl, das die heiligste Andacht der Christen erregte, — weil auch Aberglauben sich damit verbunden hatte: „Das Kreuzeszeichen als das Denkmahl des Leidens und der Martern Christi — sagte er — müsse nicht verehrt, sondern vielmehr zur Rache seines Todes beschimpft und vernichtet werden." Diese Verachtung alles Aeußerlichen, der Mangel an Mäßigung und tieferer theologischer Erkenntniß bewog ihn, die Feier des Abendmahls ganz zu verwerfen: Christus habe nur einmal — sagte er — vor seinem Leiden seinen Leib in dem Brodte hervorgebracht und ihn seinen Jüngern gegeben, daher sey die Feier nicht zu wiederholen. „O glaubt

doch ja nicht, sprach er zu der unvorbereiteten Menge, dem euch verführenden Klerus, der, wie in vielen andern Dingen, so auch bei dem Dienst des Altars euch betrügt, wenn sie erdichten, daß sie den Leib Christi hervorbringen und euch zu eurem Seelenheil übergeben." Mit Recht sprach der redliche Mann gegen den Nutzen der Seelmessen und Almosenaustheilung für die Verstorbenen, diesen dem praktischen Christenthum so nachtheiligen Wahn, jeder leide nach dem Tode — behauptete er — was er in diesem Leben verdient habe, es gebe keinen Mittelort (dies so unbedingt zu läugnen, war eine Anmaßung, zu der Peter von Bruis, wie spätere Reformatoren, durch ihre Polemik gegen die bei den Katholiken damit in Verbindung gesetzten Dogmen und Mißbräuche verleitet wurde). In der Gegend der Pyrenäen, in Provence, Languedok, Gascogne, wirkte Peter von Bruis zwanzig Jahre hindurch, das Feuer seiner Reden ergriff viele empfängliche Menschen, freilich war es nicht überall ein reiner und sanfter Enthusiasmus, den er erregte, und Peter von Bruis verfuhr auch nicht weise genug, um einen solchen zu erregen. Statt den Aberglauben zuerst in der Wurzel der Gesinnung zu vernichten und den Grund in den Menschen zu reinigen, bekämpfte er zuerst das Aeußerliche, die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften, der Fasten, Enthaltung von Fleischspeisen in den Fastenzeiten, was doch an und für sich etwas Gleichgültiges war, und nur schaden konnte es, wenn die rohen Menschen, ohne einen bessern Grund in sich zu haben, in augenblicklicher Leidenschaft den Zwang abwarfen und alte durch die

Zeit geheiligte Einrichtungen verspotteten im Angesicht der Schwachen, denen sie noch heilig waren. So kam es, daß von den Anhängern des Peters von Bruis Kirchen und Altäre niedergerissen wurden, daß sie an einem Charfreitage alle Krucifixe, die sie finden konnten, zusammenbrachten, aus dem Holz ein großes Feuer anzündeten, dem Gebot der Kirche zuwider öffentlich Fleisch kochten und Alle zu dem Gastmahle einluden, daß sie die Priester geißelten und Mönche zu heirathen zwangen. Was konnte daraus folgen, wenn in dem rohen Zeitalter ein solcher zügelloser Freiheitsgeist um sich griff, da in dem in allgemeiner gesellschaftlicher Bildung schon weiter gerückten Zeitalter der Reformation bei der Besonnenheit, mit der die Reformatoren verfuhren, die Verwechselung weltlicher Ungebundenheit mit christlicher Freiheit, die Ausbrüche wilder Leidenschaft sich nicht ganz vermeiden ließen? Nachdem Peter von Bruis zwanzig Jahre hindurch in verschiedenen Gegenden des südlichen Frankreichs gewirkt hatte, wurde er von einer wüthenden Volksschaar bei der Stadt St. Gilles in Languedok ergriffen und zum Scheiterhaufen geführt, seine Grundsätze hatten sich unterdessen so weit und vielfach unter dem Volk verbreitet, daß der Abt Peter von Clugny, der sonst so sanfte und duldsame Mann, es für nöthig hielt, eine Widerlegung der Lehren dieser Sekte den Bischöfen der Gegend zuzuschicken und sie zur völligen Unterdrükkung der Kätzerei, des größten Uebels der Kirche, zu ermahnen. „Sie möchten — schrieb er ihnen — die Kätzer aus ihren Schlupfwinkeln durch ihre Predigten, und

wenn es nöthig sey, auch durch die bewaffnete Macht der Laien, vertreiben, doch müsse die christliche Liebe mehr sie zu bekehren als sie zu vertilgen sich bemühen." Manche von der Sekte angeführte Gründe waren so überzeugend, daß sie selbst denjenigen, welche übrigens der katholischen Kirche ganz ergeben waren, überzeugend schienen. Mehrere zweifelten schon, ob die Oblationen der Lebenden den Verstorbenen nützen könnten, und Peter suchte dies deswegen ins besondre zu beweisen, doch sprach er bei dieser Gelegenheit eben so nachdrücklich gegen diejenigen Katholischen, welche im Vertrauen auf die nach ihrem Tode für sie gehaltenen Seelmessen und ausgetheilten Almosen in ihrer eignen sittlichen Besserung träge waren. „So wie jene Kätzer, gegen welche ich bisher geredet habe, sagte er, allen Nutzen der guten Werke der Lebenden für die Verstorbenen leugnen, so machen sich hingegen, wenn es sich sagen läßt, Ueberorthodoxe eine zu hohe Vorstellung davon, so daß sie zu viel vertrauend auf diese frommen Gebete oder guten Werke der Lebenden für die Todten in dem Eifer der Gebete und guten Werke selbst erkalten, wodurch sie ein Gift machen aus dem, was ein Heilmittel für sie seyn sollte. Das ewige Leben kann jeder nur durch die Gnade Gottes, durch den in der Liebe thätigen Glauben erhalten, nur dem, welcher so vorbereitet die Welt verläßt, können die guten Werke der Gläubigen durch die Gnade Gottes seine übrigen Mängel, seine verzeihlichen Fehler gut machen, und die ihm deswegen bestimmte Läuterungsstrafe mildern." Diese Widerlegungsschrift Peters von Clugny brachte wohl unter den

Petrobrusianern keine große Wirkung hervor, es stand damals an ihrer Spitze ein Mann von feuriger Kraft und Thätigkeit, der nicht als Schüler dem Peter von Bruis gefolgt, sondern durch denselben Geist erregt, in einer entfernten Gegend, in der Schweiz, der Gegend von Lausanne, zuerst aufgetreten war. Es war ein ehemaliger Cluniacensermönch, Heinrich, vielleicht in seiner Kindheit von seinen Eltern dem Kloster übergeben und in demselben erzogen, er las fleißig und andächtig die Evangelien, und die reine Wahrheit ergriff das warme Gemüth des Jünglings. Das Bild der Apostel, welche arm durch die Welt reiseten, die Wahrheit zu verkündigeu, der liebevollen Gemeinschaft der ersten Christen, die durch kein äußeres Band, nur durch den Geist Eines Glaubens und Einer Liebe mit einander verbunden lebten, dies Bild erfüllte seine Seele mit einem heiligen Enthusiasmus, desto größer war sein Unwillen über die Laster seiner Zeit, das Verderben der Kirche, die sich von dem apostolischen Bilde so weit entfernt hatte. Ideal und Wirklichkeit zu unterscheiden, auf die Beschränkung der Zeitverhältnisse Rücksicht zu nehmen, vermochte er in seinem jugendlichen Feuer noch weniger als Peter von Bruis und verfiel daher in dieselben Fehler. Des zwangsvollen Mönchslebens überdrüssig und überzeugt, daß er durch Menschensatzungen und darauf gegründete Verpflichtungen nicht gebunden sey, verließ er das Kloster, die reine Lehre des Evangeliums dem Volk, dem eine klare Religionskenntniß am meisten mangelte, zu verkündigen, die herrschenden Laster mit der Bibel zu strafen, die Menschen

zur Reue und Buße zu ermahnen. Er erschien immer in der Tracht eines Büßenden, in dürftiger Kleidung mit herabhängendem Barte, barfuß selbst mitten im Winter, vor sich her trug er einen Stab, auf dem ein Kreuz befestigt war als Zeichen, daß er dem Kreuz des Herrn nachzufolgen die Menschen ermahnen wollte. Wenn er in eine Stadt kam, nahm er bei irgend einem der Bürger seine Herberge und begnügte sich mit dürftiger Kost, er hatte alle Eigenschaften, welche ihm eine große Wirksamkeit, besonders auf das Volk, verschaffen konnten, eine hohe Würde im Aeußeren, eine donnernde Stimme, ein feuriges Auge, das mit sprechendem Nachdruck seine Reden begleitete, lebendig war sein Gang wie sein ganzes Wesen, seine Rede quoll schnell, wie sie ihm aus dem Herzen floß, und immer gegenwärtig waren ihm die Bibelstellen, mit denen er seine Vorträge belegte. Bald verbreitete sich in der Gegend der Ruf von seinem heiligen Leben und seiner Wissenschaft, Jung und Alt, Männer und Weiber eilten zu ihm, ihre Sünden ihm zu bekennen und sagten überall, sie hätten nie einen Mann von solcher Strenge und Freundlichkeit zugleich gesehn, durch dessen Rede auch ein eisernes Herz leicht zur Reue bewegt werden könnte, sein Leben könnte allen Mönchen, Einsiedlern und Geistlichen zum Muster dienen. Es war am Aschermittwoch, dem Tage der allgemeinen Buße, des Jahres 1116, als Heinrich zwei seiner Schüler, wie Büßende gekleidet, mit der Kreuzesfahne in die ansehnliche Stadt Mans sandte, um dem Bischof Hildebert seine Ankunft zu verkündigen und die Erlaubniß, dort zu predigen, von ihm zu erhalten.

Das Volk, das schon durch den überall verbreiteten Ruf den Heinrich kannte, hatte längst nichts sehnlicher gewünscht, als ihn bei sich zu sehn und zu hören, es empfing seine Boten wie Engel. Es war in der Zeit nichts Ungewöhnliches, daß Mönche in verschiedenen Ländern umherreiseten, Buße zu verkündigen, wie z. B. der heilige Norbert. Hildebert hielt auch den Heinrich für einen solchen, da er noch nicht als Kätzer bekannt war, seine Vorträge hatten sich mehr auf das praktische Christenthum, als auf dogmatische Gegenstände bezogen, er hatte die Laster in der Kirche, nicht ihre Lehren, angegriffen. Hildebert gehörte unter die bessern Bischöfe, denen das Interesse der Rellgion am Herzen lag, es war ihm daher wohl selbst willkommen, wenn ein Mann, der auf die Gemüther zu wirken verstand, die Herzen zum Guten bewegte, auch war er klug genug, um einzusehn, daß er das Volk nur erbittern und sich selbst verhaßt machen werde, wenn er dem verehrten Manne den Eingang versagte. Er nahm daher Heinrichs Gesandte sehr freundlich und gastfrei auf, und obgleich im Begriff nach Rom zu reisen, ließ er seinen Archidiakonen unter andern Aufträgen auch den zurück, während seiner Abwesenheit dem Heinrich einen ruhigen Einzug und die Freiheit des Predigens zu verstatten, und die Geistlichen gehorchten. Heinrich wirkte bald zu Mans mit derselben Kraft, mit der er überall die Gemüther bewegt hatte. Mehrere von der niedern Geistlichkeit, nicht so sehr durch das selbstsüchtige Interesse des Standes beherrscht, wurden durch Heinrichs Vorträge angezogen, fühlten die Wahrheit von dem,

was er über das Verderben der Kirche sagte, sie bereiteten ihm selbst eine Bühne, von der er zu dem Volk sprach, sie hörten ihm aufmerksam zu und wurden zu Thränen durch seine Worte gerührt. Heinrich hätte weise gehandelt, gleich ruhig die evangelische Wahrheit vorzutragen und nur durch diese gegen das Laster zu kämpfen, ohne Personen anzugreifen, aber die jugendliche Hitze riß ihn hin zu heftigen Angriffen auf die Geistlichkeit, und, wie die Art der Menge ist, fand grade dies den meisten Eingang, die Geistlichen wurden dem Volk verhaßt und verächtlich, es wollte keine Art von Verkehr mit ihnen haben, nur die Vornehmen der Stadt schützten sie vor Gewaltthätigkeiten, die ihnen gedroht wurden. Da einige Geistliche einst zum Heinrich kamen und ihn zur Rede setzten, wurden sie von der Menge auf alle Weise beschimpft und mußten nur froh seyn, sich selbst retten zu können, daher nicht wagend, die Excommunikation öffentlich über ihn auszusprechen, machte ihm der Klerus dies über ihn gefällte Urtheil durch ein Schreiben bekannt, das ihm Einer aus ihrer Mitte überbrachte: „Unsre Kirche — schrieben sie ihm — hat Euch brüderliche Liebe erwiesen, in der Hoffnung, daß Ihr das Volk über das Heil der Seelen belehren und den Saamen des göttlichen Worts in die Herzen säen werdet, aber Ihr habt Liebe mit Haß, Segen mit Fluch vergolten und die Kirche zu beunruhigen gesucht, Ihr habt Zwietracht gesäet zwischen der Geistlichkeit und dem Volk, mit Knitteln und Schwerdtern die aufrührerische Menge gegen die Kirche bewaffnet, Ihr habt uns den Judaskuß gegeben,

uns insgesammt öffentlich Kätzer genannt, und was das Aergste ist, von vielen Seiten den katholischen Glauben angegriffen. Daher verbieten wir Euch und allen Euren Genossen im Namen der heiligen Dreieinigkeit, der ganzen katholischen Kirche, des Ersten der Apostel des heiligen Petrus, seines Stellvertreters des Papstes Paschalis, so wie auch unsers Bischofs Hildebert, in dem ganzen Bißthum von Mans ins geheim oder öffentlich zu predigen und Eure verkehrte Lehre fortzupflanzen Wenn Ihr aber einem so großen Ansehn zuwider Euch wieder erkühnt, aus Eurem schändlichen Munde das Gift zu verbreiten, so excommuniciren wir vermöge desselben Ansehns Euch und alle Eure Genossen, es treffe Euch am Tage des furchtbaren Gerichts der ewige Fluch dessen, deß Gottheit Ihr unaufhörlich angreift." Heinrich, der den Richterstuhl der Geistlichkeit nicht anerkannte, nahm das Schreiben nicht an, der Ueberbringer mußte es ihm vorlesen und war unbesonnen genug, vor der erhitzten Menge ihren verehrten Prediger mit Schmähungen zu überhäufen, wodurch er ihre Wuth gegen sich erregen mußte. Heinrich begnügte sich bei allen einzelnen Absätzen des Briefs den Kopf zu schütteln, indem er sagte: Ihr lügt. Wohl mochte er sich bewußt seyn, an dem Aufruhr keinen Theil genommen und ihn nicht beabsichtigt zu haben, wenn gleich dies eine Folge seiner Reden war, die sich durch ein weiseres Verfahren hätte vermeiden lassen. Wer weiß aber auch, ob nicht die Geistlichkeit von mancher Seite den Aufruhr zu erregen beigetragen hatte — was Heinrich zu seiner Rechtfertigung hätte sagen können?

denn die Erzählung dieser Begebenheiten rührt von einem partheiischen Gegner Heinrichs her. Daß Heinrich, der der Stimme Gottes, durch die er sich berufen fühlte, vielmehr folgen zu müssen glaubte, als dem Gebot der Menschen, auf diese Erklärung keine Rücksicht nahm, war natürlich, er fuhr fort, wie vorher zu wirken, sein Ansehn und seine Gewalt in der Stadt stiegen immer höher, seine Worte wurden wie Gebote befolgt, er hätte so viel Gold und Silber erhalten können, als er nur wünschte, wäre er ein ehrgeiziger und habsüchtiger Demagog und nichts mehr gewesen, so hätte er diese Gewalt leicht benutzen können, sich zu bereichern und zum Beherrscher der Stadt aufzuwerfen, das Volk gegen die Geistlichkeit und den Adel zu bewaffnen; aber er gebrauchte seine Gewalt, um seine Ideen zu realisiren, er nahm von dem ihm angebotenen Gelde nur so viel an, als er bedurfte, um seinen Plan auszuführen. Christliche Bruderliebe und Gemeinschaft zu stiften, dem Sittenverderbniß und der irdischen Selbstsucht entgegenzuwirken, war sein vornehmstes Ziel. Weiber, welche unkeusch gelebt hatten, mußten zu einem abschreckenden Schimpf ihre Haare und ihre Kleider vor den Augen aller Uebrigen verbrennen, den Cölibat, die Erschwerung der Ehen durch die kanonischen Impedimente, hielt er für die vornehmsten Ursachen der Sittenverderbniß, durch frühzeitig geschlossene Heirathen hoffte er die Sittenverbesserung zu befördern, er schloß daher viele Heirathen zwischen jungen Männern und Jungfrauen, ohne auf die kanonischen Hindernisse [17]), die nach seiner Meinung nur durch

Menschensatzungen erfunden waren, Rücksicht zu nehmen, jede Ehe sollte nach seinen Grundsätzen ewig dauern, das von Gott verbundene kein Mensch wieder trennen, die Weiber mußten in seiner Gegenwart den Männern unverbrüchliche Treue durch das ganze Leben und Enthaltung von aller Kleiderpracht, worin am meisten in dieser Zeit verschwendet wurde, eidlich geloben, kein Eigennutz sollte ins künftige auf die Schließung der Heirathen Einfluß haben, nicht eine Mitgift, Gold, Silber und Besitzungen, sollten die Menschen, die Gott zu einem heiligen Verein zusammenführte, bei einander suchen, die christliche Liebe sollte allen durch menschlichen Eigennutz gestifteten Unterschied aufheben, er verheirathete daher, der hergebrachten Sitte zuwider, solche, die bisher als Leibeigene gedient hatten, mit Freien und gebrauchte das ihm gegebene Geld, sie zu kleiden. Schön und herrlich war alles dies, aus einem Gemüth fließend, das in einer bessern Welt lebte, wenn nur eine Gemeinschaft von Menschen, wie sie Heinrich sich vorbildete, in der verderbten und vielfach beschränkten Welt hätte bestehn können, wenn er nur auch in das Innere der Menschen, die er so mit einander vereinte, hätte sehen können! Die Nachricht von Hildeberts Rückkehr aus Rom bewog den Heinrich, nach den benachbarten Schlössern sich zurückzuziehen, wo er zu wirken fortfuhr. Der Bischof zog darauf mit einem glänzenden Gefolge in die Stadt ein, aber er fand dort alles sehr verändert, als er der versammelten Menge seinen Segen ertheilen wollte, verschmähete sie denselben, indem sie ausrief: „Wir ver-

langen eure Wissenschaft und euren Segen nicht, segnet und heiligt den Koth, wir haben einen Vater, wir haben einen Priester, der an Ansehn, heiligem Lebenswandel und Wissenschaft Euch übertrifft. Den verabscheuen Euere Geistlichen als einen Gotteslästerer, weil sie wohl fühlen, daß er mit prophetischem Geist ihre Laster aufdeckt, ihre Irrlehren und Ausschweifungen durch die heilige Schrift straft; aber die Rache wird sie bald treffen, daß sie dem heiligen Manne, Gottes Wort zu verkündigen, sich zu verbieten unterstanden haben." Der Bischof verfuhr hier mit der dem Geistlichen ziemenden Weisheit und Mäßigung, er kannte die Volksgemüther genugsam, um zu wissen, daß die Anwendung gewaltsamer Mittel, jede Verfolgung den Enthusiasmus für die verfolgte Parthey nothwendig erhöht, daß hingegen der Enthusiasmus des Volks, nicht bekämpft, leichter verfliegt; er suchte daher durch Mittel der Güte die Ruhe wiederherzustellen, ließ alle Schmähungen ungestraft, er selbst ging zum Heinrich, um selbst zu sehn, wer denn der Mann sey, seine so viel gerühmte theologische Wissenschaft zu prüfen, Heinrich aber hatte sich wohl wenig um das bekümmert, was Hildebert bey einem kirchlichen Theologen suchte. Er erklärte daher, daß er ein unwissender Mensch sey, der von geistlichen Dingen gar nichts verstehe, that aber sonst weiter nichts gegen ihn, als daß er ihm nur gebot, sein Bisthum zu verlassen. Er mußte viele Mühe anwenden, um unter dem gegen die Geistlichkeit höchst erbitterten Volke die Ruhe wiederherzustellen, und dazu trug allerdings die Weisheit und

Sanftmuth, mit der er verfuhr, viel bey. Ein Demagog, durch nichts ausgezeichnet als durch jene Künste, durch die man die Volksgemüther gewinnt, mußte bald in Vergessenheit fallen, tiefer lag der Grund von Heinrichs Wirksamkeit [18]). Viele Jahre nachher, nachdem man schon die nachtheiligsten Gerüchte von dem Leben des Kätzers verbreitet hatte, ließ sich sein Andenken und die Liebe zu ihm nicht ganz aus den Gemüthern tilgen.

Heinrich wandte sich jetzt nach den südlicheren Provinzen Frankreichs; in mehreren Städten, wie Poitiers, Bordeaux, wirkte er mit großer Kraft auf die Gemüther. Als er weiter gegen Süden kam, fand er hier den Mann, der von demselben Geist getrieben wurde, den Peter von Bruis, sie vereinigten sich mit einander und wirkten gemeinschaftlich. Nach Peters von Bruis Tode wurde er der Anführer der Sekte und reisete in der Provence, Languedoc, Gascogne umher. Die Bischöfe dieser Gegenden, welche Peter von Clügny so dringend aufgefordert hatte, die Kätzerey zu unterdrücken, gaben sich alle Mühe, des Anführers selbst sich zu bemächtigen und es gelang endlich im Jahre 1134 dem Bischof von Arles, den Heinrich zu ergreifen, und er führte ihn mit sich auf das in diesem Jahre zu Pisa gehaltene Concil. Hier soll er gezwungen worden seyn, die Irrlehren, deren man ihn beschuldigt hatte, zu wiederrufen, — wir müßten aber die näheren Umstände dieses Vorfalls kennen, um darüber zu urtheilen, ob er wirklich seine Ueberzeugung verleugnete (die Betrachtung ähnlicher Vorfälle in der

Kirchengeschichte lehrt uns, wie trügerisch solche allgemeine Aussagen der Gegner sind), er sollte dem Abt von Clairvaux jetzt zur Verwahrung übergeben werden; aber bald sehen wir ihn wieder in Freyheit (vielleicht wandte der mit größeren Dingen, mit der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in Italien, damals beschäftigte Abt Bernhard nicht genug Sorgfalt an, um ihn zu verwahren), wir finden ihn in den gebirgigten Gegenden von Toulouse und Albigeois, wo durch die Lage des Landes die Sekten leichter Sicherheit finden konnten, wo unabhängige Große ihren Sitz hatten, welche theils durch den Eindruck, den Heinrichs Reden auf sie machten, theils durch den Haß gegen den herrschsüchtigen Clerus bewogen wurden, sich seiner anzunehmen. In der bedeutenden Stadt Toulouse fand er unter den niederen Bürgern, den Handwerkern (besonders den Webern) sehr viele und auch unter den Reichen mehrere Anhänger. Sein Gegner Bernhard schildert uns in diesen Worten die Wirkung, die der Mann hervorbrachte: „Die Kirchen sind ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester, den Priestern wird die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen, die Kirchen werden wie Synagogen verabscheut, das Heiligthum Gottes wird nicht mehr für heilig gehalten, die Sakramente werden nicht mehr verehrt, die Feste werden nicht mehr gefeyert — (und so drückt Bernhard seinen Schmerz aus). Die Menschen sterben in ihren Sünden, die Seelen werden vor das furchtbare Gericht geführt, ohne durch die Buße mit Gott versöhnt, ohne durch das heilige Abendmahl befestigt

zu seyn, den Kindern der Christen wird der Weg zu Christo verschlossen, die Gnade der Taufe versagt, man erlaubt ihnen nicht, dem Himmel sich zu nahen, da doch der Heiland mit väterlicher Liebe sie ruft: laßt die Kindlein zu mir kommen." Da Heinrich schon so viel gewirkt hatte, von angesehenen Großen, besonders dem Grafen von Toulouse, beschützt wurde und der Saamen seiner Lehren sich im südlichen Frankreich immer weiter verbreitete, mußte der Papst Eugen, der sich damals in Frankreich aufhielt, kräftigere Mittel anwenden, er sandte den Cardinalbischof Alberich von Ostia mit mehreren Bischöfen in das südliche Frankreich, die Sekte zu unterdrücken. Der Legat, der Bernhards Gewalt über die Volksgemüther kannte, nahm ihn mit sich, ihm verdankte er in der That allen Erfolg seiner Bemühungen. Als der Legat in die Stadt Albigeois einzog, fand er eine sehr schlechte Aufnahme, mit Eseln und Pauken zogen ihm die Bürger entgegen. Als hingegen zwey Tage später Bernhard dahin kam, machte seine persönliche Würde, sein dürftiger Aufzug, seine hagere Gestalt einen ganz andern Eindruck, Keiner wagte ihn zu verspotten, er wurde mit Ehrerbietung und Frohlocken aufgenommen. Kurz vor seiner Ankunft in Toulouse hatte der Eifer für Heinrichs Lehren einen der reichsten und vornehmsten Bürger der Stadt bewogen, Vermögen und Güter zu verlassen und sich mit seiner Frau in ein benachbartes Schloß zu begeben, einen Sammelplatz der Sekte, und keine Vorstellungen ihrer Verwandten konnten sie zur Rückkehr überreden. Großen Eindruck brachte auch in

dieser Stadt Bernhards Ankunft und Reden hervor, bald verbreiteten sich Gerüchte von seinen Wunderwirkungen, Heinrich und seine Anhänger mußten entfliehen. Bernhard wußte am besten den demagogischen Künsten, welche von manchen der Sektirer angewandt wurden, entgegen zu wirken; da er einst zu Toulouse vor einer großen Menge gepredigt hatte, nicht ohne große Wirkung, und nach dem Schlusse der Predigt sein Pferd besteigen wollte, kam Einer der Sektirer zu ihm und rief vor dem ganzen Volke: Herr Abt, wißt doch, daß das Pferd unsers Meisters, von dem Ihr so viel Schlechtes sagt, nicht so fett und wohlgemästet ist als eures. Bernhard antwortete ihm mit ruhigem und freundlichem Blicke: Ich leugne dies nicht, mein Freund; aber du mußt wissen, daß es ein Thier ist wegen dessen du mich beschimpfst, gemästet und fett zu werden, ist der Natur und Bestimmung des Thieres gemäß, und dadurch wird Gott nicht beleidigt, nicht über unsere Pferde werden wir von Gott gerichtet werden; sondern jeder wird nur für sich selbst stehen, darauf entblößte er seinen Hals, zeigte seine hagere, abgezehrte Gestalt, und dies war für das Volk die wirksamste Widerlegung der Vorwürfe des Sektirers. In den Schlössern der Adlichen fanden die Henricianer immer noch den meisten Schutz; doch brachte es Bernhard dahin, daß die Mehrzahl der Uebrigen sich verband, die Kätzer und ihre Beschützer von den Rechten der bürgerlichen Gesellschaft ganz auszuschließen, keine Art von Verkehr mit ihnen zu unterhalten. Nachdem er von Toulouse zurückgekehrt war, schrieb er den

Bürgern dieser Stadt, sie zur Festigkeit in dem katholischen Glauben zu ermahnen, seine Zuversicht, daß Gott auch Wunder durch ihn thun werde für die Erhaltung der Kirche, mußte auch auf diejenigen, welche ihn handeln sahen und reden hörten, großen Eindruck machen. „Die Wahrheit — schrieb Bernhard den Tolosanern B. 242. — ist Euch durch uns geoffenbart worden nicht allein durch die Rede, sondern auch durch die Kraft Gottes" er forderte sie auf, die Kätzer zu verfolgen, bis sie Alle aus ihren Gränzen vertrieben wären, „denn die Schafe seyen nicht sicher, so lange Schlangen in ihrer Nähe wären;" er gab ihnen fromme Ermahnungen „Uebet vielfache Gastfreundschaft, weil durch diese Viele Gott gefallen haben, Abraham wurde für seinen heiligen Eifer in der Aufnahme der Fremden Engel als Gäste aufzunehmen gewürdigt, so nehmt ihr auch zwar nicht Engel, aber den Herrn der Engel in den Fremden auf, ihn nährt ihr in den Dürftigen, ihn kleidet ihr in den Nackten, ihn pflegt ihr in den Kranken, ihn tröstet ihr in den Gefangenen." Noch eine Warnung fügte er hinzu, die um der Verbreitung der Sekten Einhalt zu thun allerdings nothwendig war: „Keinen fremden oder unbekannten Prediger aufzunehmen, wenn er nicht von dem Papste oder ihrem Bischof gesandt sey, denn solche Prediger sind es, welche den Schein der Frömmigkeit erheuchelnd und ihre Weise verleugnend, profane Neuerungen in Ausdruck und Gedanken einführen, Gift mit dem Honig vermischen." Eben daher kam ja die schnelle Ausbreitung der Sekten, weil diese Männer durch ihre zuerst nur auf das

praktische Christenthum gerichteten Predigten die Herzen gewonnen hatten, ehe man noch ihre Heterodoxie bemerkte. Selbst der Anführer der Sekte Heinrich wurde nachher durch die Nachstellungen der Bischöfe gefangen genommen, gefesselt auf das Concil zu Rheims vor den Papst Eugen geführt. Auf die Fürbitte des Bischofs von Rheims wurde ihm jede andre Strafe erlassen und er nur zu lebenslänglicher Verwahrung in einem Kloster verurtheilt, wo er bald darauf starb. Auf diesem Concil belegte auch der Papst das Gebiet aller Beschützer der Kätzer mit dem Interdikt. Doch was aus dem inneren Bedürfnisse der Menschen herfloß, ließ sich durch keine Gewalt hemmen, wenn gleich Peter von Bruis und Heinrich hinweg genommen waren; so pflanzte sich doch immer weiter fort, was sie in den Herzen der Menschen hervorgerufen hatten, die Gegenden von Frankreich wo sie aufgetreten waren, blieben ein Sammelplatz aller die Kirche bekämpfenden Sekten. Es fällt wohl dem, welcher aus dem Strome der die Menschen mit sich fortreißenden Zeit herausgehoben, in die Beschränkung der Partheyen nicht mehr befangen, das Gute und das Schlechte, wie Beydes sich offenbart, betrachtet, die Frage auf: Warum mußten Männer, die darin überein kamen, daß sie das Gute wollten, ein Bernhard, Abälard, die Stifter der Sekten, einander bekämpfen, wie anders wäre es in dem Zeitalter geworden, wenn Abälards spekulativer, Bernhards contemplativer und an dem Positiven fest haltender Geist, der herzliche Mysticismus der Sekten statt gegen einander zu wir-

ken, in einander gewirkt hätten, denn sie kamen ja alle darin überein, daß es ihnen Ernst war, das Böse zu strafen, daß sie das Sittliche wollten, die Seligkeit für das einzige wahre Ziel menschlichen Strebens hielten. Da aber fast jedem Guten im Menschen und in der Menschheit ein eigenes Böses sich beygesellt; so ist dieser sich immer wiederhohlende Kampf nothwendig, das gänzliche Uebergewicht des Eigenen und Bösen, die Fäulniß im geistigen Leben, zu verhindern, so ruft das Schlechte das Gute immer wieder hervor.

Nachdem Eugen so vieles in Frankreich betrieben und sein Ansehn dadurch erhöht und befestigt hatte, beschloß er im Jahre 1148 seine Rückreise nach Rom anzutreten. Vorher besuchte er seinen alten Lehrer im Kloster Clairvaux mit seinem ganzen Gefolge; er erschien unter den Mönchen wie ein Mönch, so wie er überhaupt als Papst so viel er konnte das Mönchsleben fortsetzte, unter dem prächtigen päpstlichen Gewande eine Mönchskutte verborgen tragend. Nach der Abreise des Papstes hatte Bernhard die Freude, einen von ihm sehr verehrten Mann, der die Verbreitung seines Ordens in dem wilden Irland befördert hatte, den Bischof Malachias, bey sich aufzunehmen, der auf einer Reise nach Rom begriffen war. Da er zu Clairvaux starb, konnte Bernhard seinem Kloster das Glück verschaffen, das damals sehr hoch geschätzt wurde, zu dem Ansehn eines Klosters viel beitrug, den Körper des heiligen Mannes hier zu begraben. Er schätzte den Malachias sehr hoch als den zweiten Gründer der irländischen Kirche. Da die kirchlichen Einrichtungen

unter der rohen Nation durch die Länge der Zeit und die Abgeschnittenheit der Insel von der übrigen Welt größtentheils aufgelöset waren, hatte Malachias denselben eine größere Festigkeit gegeben, indem er die irländische Kirche an den großen Körper der römischen Hierarchie enger anschloß. Bernhard glaubte der Kirche dadurch zu nutzen, wenn er das Leben dieses für die Religion unermüdet thätigen und uneigennützigen Mannes zum beschämenden Beyspiele für die irdisch gesinnten Bischöfe seiner Zeit darstellte; belehrend schilderte er in dieser Lebensbeschreibung des Malachias den Zustand der irländischen Kirche und Nation zu der Zeit und des Malachias Wirksamkeit auf dieselbe.

Aber ein desto größerer Schmerz nach den erfreulichen Ereignissen dieses Jahres traf den Bernhard in dem folgenden; es war eine traurige Begebenheit, welche alle abendländische Nationen in Bestürzung setzte, das unglückliche Ende des auf Bernhards Rath unternommenen Kreuzzugs. Seine den glücklichen Ausgang weissagende Zuversicht, die Sage von seinen Wunderthaten, hatte mehrere Fürsten und Große zur Theilnahme an diesem großen Unternehmen bewogen, da der Erfolg nun so unglücklich war, so viele Tausende das Leben gekostet hatte, wurde er von Vielen als ein falscher und voreiliger Prophet bitter getadelt. Er rechtfertigte sich gegen diese Vorwürfe, indem er den unglücklichen Erfolg des Kreuzzugs, der allerdings als ein Werk Gottes unternommen sey, von den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter herleitete, die sich in ihrem Leben nicht würdig bewiesen, der

Gottheit als Werkzeuge zu dienen. „Wie beschämt — sprach er zum Papst Eugen — sind diejenigen, welche Frieden versprachen und Gutes verhießen! Wir versprachen Friede und hier ist kein Friede, wir versprachen Gutes und hier ist Vernichtung! Als ob wir verwegen oder leichtfertig in der Sache gehandelt hätten. Doch nicht auf's Unsichere unternahm ich den Lauf; es geschah auf Euer Geheiß oder vielmehr auf das Geheiß Gottes durch Euch. Laßt uns in's Gedächtniß zurückrufen die alten Gerichte der Gottheit seit der Weltschöpfung, ob wir vielleicht Trost darin finden, ich sage etwas was Jedermann weiß und doch Niemand wissen will. Ja so ist es mit dem Herzen der Sterblichen, was wir wissen, wenn es nicht nöthig ist, wissen wir nicht, wo es Noth thut. Als Moses sein Volk aus Aegypten führte, versprach er ihnen ein besseres Land, wie wäre ihm sonst das nur nach dem Irdischen trachtende Volk gefolgt? Er führte sie also hinaus; aber in das verheissene Land führte er sie nicht, und doch kann der traurige und unerwartete Erfolg nicht der Verwegenheit des Anführers Schuld gegeben werden, er that alles auf Gottes Geheiß, mit der Hülfe Gottes, der durch Wunderzeichen das Werk bestätigte. Aber — wirst du sagen — es war ein hartnäckiges Volk, widerspänstig gegen den Herrn und seinen Diener Moses. Gut, jene also waren Ungläubige und Widerspänstige, und was waren diese? Fraget sie selbst, was wundern wir uns, wenn es denen, die eben so handelten, auch eben so erging? War das Unglück jener der Verheissung Gottes nicht zuwider, so war es

auch das Unglück dieser nicht, denn Gottes Verheissung kann nie mit seiner Gerechtigkeit in Streit seyn. Was meint ihr wohl würden diese Menschen von mir sagen, wenn sie auf meine Ermahnung zum zweyten Mal dahin gingen und zum zweyten Mal unterlägen? Und wenn sie meine Ermahnung hörten, zum dritten Mal den Zug zu unternähmen, nachdem sie schon ein und zweymal getäuscht wären? Und doch wiederholen es die Israeliten, auf eine zweyfache Täuschung nicht achtend, zum dritten Mal und siegen. Aber jene Menschen sagen vielleicht: Woher sollen wir denn wissen, daß das Wort von Gott gekommen ist? Welche Zeichen giebst du uns, daß wir dir glauben mögen? Ich brauche darauf nicht zu antworten, man möge meine Bescheidenheit nicht beschämen. Ihr mögt für mich antworten und für Euch selbst, nach dem was Ihr gehört und gesehn habt." In den letzten Jahren seines Lebens führte Bernhard, oft unterbrochen, sein wichtigstes Werk aus „über die Betrachtung seiner selbst" an den Papst Eugen gerichtet. Da er seinen geliebten Eugen nicht mehr in seiner Nähe hatte; wollte er ihm das Bild seines hohen Berufs als Nachfolger Petri vor Augen stellen, ihn ermahnen, das Fremdartige, was sich im Laufe der Zeit mit dem Papstthum vermischt hatte, wieder davon zu entfernen und allein seine rein geistliche Wirksamkeit auszuüben, zuletzt um seinen Geist von allen weltlichen Dingen abzuziehen, wollte er ihm den Weg zu dem Höchsten, wozu der menschliche Geist sich erheben kann, vorzeichnen, daher entstand dies merkwürdige Werk, das seine

ganze Ansicht von der Hierarchie und ihrem Verhältnisse zum Papst und seine Ideen über Contemplation darstellt. In einem Zeitalter, wo nicht bloß wie zu andern Zeiten in den allgemeinern gesellschaftlichen Verhältnissen; sondern auch in den kleineren und besonderen Gewalt oft für Recht galt, wo rohe Willkühr allen Gesetzen trotzte, mußte viel Anziehendes und Tröstliches für die Nationen haben das Bild eines höchsten moralischen Richters auf Erden, der Gesetz und Recht im Kampf mit roher Willkühr aufrecht zu halten, der Unterdrückten und Unrecht Leidenden sich anzunehmen, das Unrecht gleich durch sein Wort zu strafen bestimmt war, und wenn man die Päpste in diesem Geiste handeln sah, wie wirklich Mehrere wenigstens in einzelnen Fällen so handelten; konnte desto leichter der Gedanke Eingang finden, daß sie die Stellvertreter des höchsten Richters auf Erden seyn. Aber es waren Menschen, denen man so große Macht vertraut hatte, der Einwirkung des Bösen wie alle Menschen und um desto mehr ausgesetzt, weil es der höchste Platz war auf Erden, auf dem sie standen, leicht konnte sich Weltliches mit Geistlichem in der Ausübung vermischen, leicht konnten die Oberhäupter der Kirche im Kampfe mit der weltlichen Macht verleitet werden, selbst in ein fremdes Gebiet überzugreifen. Dazu kam, daß es allerdings zu einer freien und wirksamen Ausübung ihrer Richtergewalt erfordert wurde, daß sie ihren Sitz hatten, wo sie nicht dem unmittelbaren Einflusse irgend eines Monarchen unterworfen waren, sonst konnten sie leicht in die Abhängigkeit einzelner

Fürsten

Fürsten gerathen, durch ihren Einfluß geleitet und gehindert werden, unpartheyisch gegen alle Nationen zu verfahren. (Daher wurden die einzelnen Bischöfe so oft durch den Willen der Fürsten geleitet, wenn sie nicht in den Päpsten eine Stütze fanden.) Da aber die Päpste Fürsten wurden, konnte noch leichter ihr geistlicher Charakter durch den weltlichen getrübt werden, sie konnten desto leichter in die Versuchung kommen, ihre geistliche Wirksamkeit nur als ein Mittel zu gebrauchen, um ihrem weltlichen Interesse zu dienen. Die Päpste mußten, um ihre Gewalt ausüben zu können, um ihre Aufmerksamkeit und Aufsicht auf alle einzelne Kirchen zu richten, Prälaten haben, die ihnen zur Seite standen, und je größer die Zahl derselben war, desto leichter konnte Verderbniß sich einschleichen, desto leichter konnte es kommen, daß die Päpste durch fremde Leidenschaften beherrscht wurden. Bernhard, dem das Bild eines Oberhauptes der Kirche, das seinem rein geistlichen Beruf treu blieb, eines allgemeinen moralischen Richters und Aufsehers über den religiösen und sittlichen Zustand der Nationen, der das göttliche Gesetz überall rücksichtslos aussprach, Bernhard, dem dies große Bild vor Augen stand, fühlte auch die großen Schwierigkeiten, welche der Realisirung dieses Bildes in jener Zeit, da die römische Kirche und der römische Hof sich so sehr mit einander vermischt hatten, entgegenstanden. „Woher soll ich anfangen — begann Bernhard seine Ermahnungen an den Papst — ich will anfangen von Euren Geschäften, weil ich in dieser Rücksicht am meisten Euren

Schmerz theile, wenn es anders auch Euer Schmerz ist; wenn dies nicht ist, so ist mein Schmerz nur desto größer, weil dessen Krankheit die gefährlichste ist, der seine Krankheit selbst nicht fühlt. Doch fern sey es von mir, von Euch solches zu argwohnen, ich weiß, welcher süßen Geistesruhe Ihr vorhin genosset, es kann nicht anders seyn, als daß Ihr Schmerz empfindet, da sie Euch so plötzlich entrissen wurde, und täglich muß Euer Schmerz erneut werden, da Ihr täglich gegen Euren Willen aus Eurer süßen Contemplation herausgerissen werdet. Aber traut nur nicht zu viel dieser Eurer jetzigen Empfindung, nichts ist so fest in der Seele, was durch Vernachlässigung und Länge der Zeit nicht seine Kraft verliert. Ein fortdauernd heftiger Schmerz kann nicht lange anhaltend seyn, zuerst scheint Euch etwas unerträglich, Zeit und Gewohnheit bringen mit sich, daß Ihr es schon nicht mehr für so lästig haltet, bald werdet ihr es gar nicht mehr empfinden, und zuletzt wird es Euch gar angenehm seyn. So führt ein anhaltend heftiger Schmerz zu einem schnellen Ausgang, entweder zur Gesundheit oder zur Unempfindlichkeit." Wie sehr aus der Tiefe des menschlichen Herzens geschöpft, bestätigt durch die Erfahrung, die jeder Mensch mit sich selbst macht! Der Schmerz des Heimwehs nach dem besseren Vaterlande, das Krankheitsgefühl aus dem Contrast zwischen uns selbst und dem unserer bessern Natur einwohnenden Ideal ist das heilsamste für uns, führt uns der Genesung immer mehr entgegen, indem es uns hindert, uns zu vermischen mit der Welt in uns selbst und

außer uns, unsre bessere Natur zu verleugnen und uns antreibend mit rastlosem Kampfe nach dem zu trachten, was dem wahren Charakter unsres Wesens gemäß ist, aber leicht vertrauen wir diesem Schmerz zu viel, er wird abgestumpft durch die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Fremdartigen und den Hang zur Gemächlichkeit, und zuletzt gewinnen wir lieb, was zuerst unserm Wesen widerstrebte. — Darauf schildert Bernhard ihm die drückende Last fremdartiger Geschäfte, unter der er seufzen müsse, zuerst die große Anzahl auf weltliche Dinge sich beziehender Streitigkeiten, über die er zu richten habe. „Ich bitte Euch, was ist das, daß Ihr von Morgen bis Abend prozessiren und Prozessirende hören müßt? Kaum wird den Bedürfnissen der Natur so viel übrig gelassen, als nöthig ist für die Ruhe Eures Körpers, und gleich müßt Ihr wieder aufstehn und Prozesse hören. Erwacht denn und erschreckt vor dem Joch der Sklaverey, das Euch schon schwer genug drückt. Oder seyd Ihr etwa darum kein Sklave, weil Ihr nicht Einem dient, sondern Allen? Es giebt keine schimpflichere und drückendere Sklaverey als die Sklaverey der Juden, die sie mit sich führen wohin sie nur gehen, indem sie überall ihre Herren finden, — nun sagt mir einmal wo Ihr je frey, wo Ihr sicher, wo Ihr Euer eigen seyd? Ueberall seyd Ihr von Geschrey und Lärm umgeben, überall drückt Euch das Joch Eurer Sklaverey und — setzt er hinzu — haltet mir ja nicht etwa die Worte des Apostels entgegen: „Denn wiewohl ich frey bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knecht gemacht (1 Cor. 9, 19.).

Machte er sich wohl je zum Knecht der Menschen auf solche Weise, zu dienen ihrer schändlichen Gewinnsucht? Strömten wohl zu ihm hin aus der ganzen Welt die Ehrgeizigen, die Habsüchtigen, die feilen Geistlichen, die Hurer und dergleichen Ungeheuer von Menschen, um durch sein apostolisches Ansehn geistliche Ehrenstellen sich zu erhalten oder zu verschaffen? Die Männer also, denen Christus ihr Leben, der Tod Gewinn war, machten sich den Menschen zu Knechten, um Menschen für Christum zu gewinnen, nicht um den Gewinn der Habsucht zu vermehren. Also dürft Ihr nicht von der weisen Thätigkeit des Apostels Paulus und einer eben so freyen als freygebigen Liebe einen Vertheidigungsgrund für Euer sklavisches Leben hernehmen. Wieviel mehr wäre es geeignet für Euren apostolischen Charakter, wie viel heilsamer für Euer Gewissen, wie viel nützlicher für die Kirche Gottes, daß Ihr ihn hörtet, wenn er sagt: Ihr seyd theuer erkauft, damit Ihr nicht der Menschen Knechte werdet (1 Cor. 7, 23.). Was ist knechtischer und unanständiger zumal für einen Papst, als daß Ihr nicht bloß an jedem Tage, sondern zu jeder Stunde in solchen Sachen und für solche Menschen arbeitet? Wann beten wir denn? Wann sorgen wir für den Unterricht der Gemeinde, für die Erbauung der Christen? Wann reden wir über das Gesetz? Täglich erschallen wohl in Eurem Palast die Gesetze; aber die Gesetze Justinians, nicht die Gesetze des Herrn. Ist auch das recht? Ihr mögt selbst zusehen. Denn wahrlich des Herrn Gesetz ist ein solches, das die Herzen bekehrt; hier aber sind

nicht sowohl Gesetze, als eine Saat von Streitigkeiten und Ränken, die das Recht umkehren. Sagt also, wie könnt Ihr ein Hirt und Bischof der Seelen es ertragen, daß jenes Gesetz vor Euch schweigt, diese Gesetze sich immer hören lassen? — Paulus sagt, das Muster eines Bischofs aufstellend, 2 Tim. 2, 4.: wer Gott dient, müsse sich nicht in weltliche Geschäfte verflechten; ich aber schone Eurer, ich will nicht das Höchste, sondern das Mögliche von Euch verlangen, glaubt Ihr wohl, daß unsre Zeit es ertragen würde, wenn ihr den Menschen, die um irdisches Erbgut mit einander streiten und einen Richterspruch von Euch verlangen, mit den Worten Eures Herrn antwortetet: Wer hat mich denn zum Richter über Euch gemacht, ihr Leute? Wie würde bald über Euch geurtheilt werden: Was sagt der bäurische und der Welt unkundige Mensch, der seine eigene Würde nicht kennt, der den höchsten apostolischen Stuhl entehrt? Und doch glaube ich wird mir Keiner der so urtheilt einen Apostel zeigen können, der sich zum Richter über die Menschen aufwarf, die Gränzen zu bestimmen, Länder zu vertheilen? Ich finde wohl, daß die Apostel über sich haben richten lassen, nirgends aber, daß sie je Richter gewesen wären, in der Zukunft sollten sie richten, nicht in dieser Welt, es scheint mir nicht dem richtigen Maaßstabe in der Schätzung der Dinge zu folgen, wer die Apostel oder ihre Nachfolger in ihrer Würde dadurch beeinträchtigt glaubt, wenn sie über solche Dinge nicht richten, da ihnen über weit höhere Dinge zu richten gegeben ist; auf das Moralische, nicht auf irdische

Besitzungen bezieht sich Eure Gewalt. Welche Würde und Gewalt scheint Euch größer, Sünden zu vergeben oder Güter zu vertheilen? Ueber das Irdische zu richten, sind Könige und Fürsten eingesetzt, warum greift ihr also in die Gränzen einer fremden Gewalt ein?" Aber auf die Verhältnisse der Zeit Rücksicht nehmend, will er ihm nicht rathen, sich den fremdartigen Geschäften ganz zu entziehen, sich ganz der Geistesruhe, die seinem geistlichen Charakter angemessen sey, hinzugeben. „Denn — sagt er — Eure Vorgänger pflegten nicht so zu handeln, ihr würdet sehr vielen lästig seyn, als ob ihr plötzlich abgewichen wärt von Eurer Väter Fußstapfen, und es würde den Schein haben, als thätet Ihr es, um sie herabzusetzen, man würde Euch tadeln nach dem bekannten Sprüchwort: wer das thut was Keiner thut, den bewundern Alle, als suchtet Ihr Bewunderung zu erregen. Es ist auch nicht möglich, daß Ihr zugleich und auf einmal alles Schlechte verbessert, mit der Zeit und stufenweise müßt Ihr dies nach der von Gott Euch gegebenen Weisheit zu bewirken suchen, unterdessen sucht das Schlechte soviel als möglich zum Guten zu wenden. Obgleich wenn Ihr von den guten und nicht von den letzten Päpsten ein Beyspiel nehmen wolltet, es nicht fehlen würde an Päpsten, welche unter den größten Geschäften Geistesruhe fanden; aber es haben sich nun einmal die Zeiten und Sitten verändert, Betrug, Ränke und Gewalt haben auf der Erde die Herrschaft erhalten, Viele suchen das Recht durch Ränke zu unterdrücken, es finden hingegen Wenige Vertheidiger, über-

all unterdrücken die Mächtigen die Armen, wir können den Unterdrückten unsere Hülfe, den Unrecht Leidenden unser richterliches Urtheil nicht versagen — und wer kann über die Partheyen richten, ohne daß sie verhört, ohne daß Prozesse geführt werden? So mögen denn Prozesse geführt werden, aber auf die rechte Weise, denn die jetzt übliche Weise ist abscheulich, nicht nur dem Gericht der Kirche nicht, sondern nicht einmal den bürgerlichen Gerichten anständig, denn es wundert mich, wie Euer frommes Ohr es erträgt, solche Advokatenstreitigkeiten anzuhören, die mehr dazu dienen, die Wahrheit zu unterdrücken als sie aufzufinden. Verbessert die schlechten Gewohnheiten, verschließt den Betrügern den Mund, denn diese Menschen sind beredt gegen das Recht, geübt das Falsche zu vertheidigen, nichts macht die Wahrheit so leicht und ohne Mühe offenbar, als eine kurze und einfache Erzählung. Also möchte ich, Ihr gewöhntet Euch, die Sachen, die vor Euch kommen müssen (denn dies ist nicht bey allen der Fall), zwar mit genauer Prüfung, aber doch schnell zu entscheiden, jene täuschenden Verzögerungen, welche der Intrigue erwünscht sind, abzuschneiden. Vor Euch komme die Sache der Wittwe, die Sache des Armen, der nichts geben kann, viele andre Sachen könnt ihr Andren übertragen, andren das Gehör ganz versagen, denn die Unverschämtheit Einiger ist so groß, daß obgleich das ganze Ansehn ihrer Sache von offenbarer Intrigue zeugt, sie sich doch nicht scheuen, Gehör zu verlangen, sich bloß stellend vor Allen, da sie durch ihr eigenes Urtheil genug

beschämt werden sollten. Die Kirche ist voller Intriguen des Ehrgeizes, dieser scheut nichts mehr bey seinen Machinationen. Seyd Ihr Christi Schüler, so entbrenne Euer Eifer; Christus war hier nicht zum Gehör bereit, sondern er ergriff die Geißel, um zu schlagen, weil sie das Haus des Gebets zum Hause des Handels gemacht hatten. So möget auch Ihr handeln, wer Handel treiben will mit dem Heiligsten, möge wenn auch nicht sich schämen vor Eurem Blick, ihn doch fürchten, nehmt auch Ihr die Geißel in die Hand." Er schildert darauf den geistlichen Beruf und Charakter des Papstes im Contrast mit dem weltlichen Rang, den die Päpste angenommen hatten: „Wir können nicht läugnen, daß Ihr zu einer hohen Stelle erhoben seyd; ich glaube aber doch nicht um zu herrschen, denn zu dem Propheten, als er auf ähnliche Weise erhoben, wurde gesagt Jerem. 1, 10.: „daß du mögest ausreißen und zerstören, bauen und pflanzen." Welcher dieser Ausdrücke deutet auf weltliche Pracht? Vielmehr ist das geistliche Werk unter dem Bilde eines sauern bäurischen Schweißes dargestellt. So mögt auch Ihr lernen von dem Beyspiele des Propheten, daß Ihr den ersten Platz erhalten habt, nicht sowohl um zu herrschen als um zu thun was die Zeit erfordert. Gold und Silber und Herrschaft mögt Ihr erlangen auf irgend eine andre Weise, aber nicht vermöge eines apostolischen Rechts, denn der Apostel konnte Euch nicht geben, was er selbst nicht hatte, er gab Euch was er hatte, die Sorge für die Kirche." — Im Besitz der höchsten kirchlichen Gewalt möge er sich erin=

nern, daß er ein Mensch sey. „Eine heilsame Verbindung, daß Ihr als höchster Priester Euch denkend, zugleich bedenkt, daß Ihr elende Asche nicht gewesen seyd; sondern seyd, entfernt die Schminke dieser flüchtigen Ehre, den Glanz einer schlecht übertünchten Herrlichkeit, betrachtet Euch nackt, wie Ihr nackt gekommen seyd aus der Mutter Leib.” Schon seit einiger Zeit machte man die traurige Erfahrung, daß die päpstliche Monarchie, welche zuerst für das beste Mittel, die Ordnung der Kirche in allen ihren Verhältnissen und Theilen zu erhalten, sie gegen den trübenden Einfluß weltlicher Willkühr zu schützen, angesehn wurde, durch die Mißbräuche, welche die Selbstsucht hervorbrachte, grade das Gegentheil, die Auflösung der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, herbeyzuführen drohte. Wenn die Päpste nur ihr wahres größeres Interesse vor Augen hatten, mußten sie ihre Gewalt anwenden, um die Kirchengesetze, welche durch die despotische Willkühr der Fürsten und die weltliche Gesinnung schlechter Geistlichen ihre Kraft und ihr Ansehn verloren, überall in Ausübung zu bringen, dadurch Recht und Ordnung in der Kirche zu erhalten, es war heilsam für das Zeitalter, daß der ganzen Kirche eine unbeschränkte Macht vorgesetzt war, welche nicht leicht durch kleinliche Rücksichten bestimmt werden konnte, bey der die Schwachen, Unrecht Leidenden und Unterdrückten Schutz, pflichtvergessene Geistliche ihre gerechte Strafe fanden. So gewannen die Appellationen an den höchsten Richterstuhl des Papstes dadurch desto mehr Eingang, weil sie angewandt wurden in Fällen,

wo ihr Nutzen bey dem rohen gesellschaftlichen Zustande der Nationen in die Augen fiel. Man sah in mehreren Fällen, wie wohlthätig es für die Kirche und die übrige Gesellschaft war, daß über das Ganze Ein Mann die Aufsicht hatte, der durch seine Legaten sie überall ausüben, die aufgelösete Ordnung wieder herstellen, die Laster der Geistlichen strafen, den Unterdrückten Recht verschaffen konnte. Desto zerrüttender aber für die Kirche mußte diese Macht der Päpste werden, wenn sie kein andres Ziel vor Augen hatten, als ihr Ansehn dadurch zu erhöhen und zu befestigen, daß sie es öfterer geltend machten, wenn sie alle übrige Bande des kirchlichen Körpers auflöseten, um das Eine Band, wodurch die Kirche mit ihrem Oberhaupte vereinigt war, desto stärker und fester zu machen. Und so wie die Päpste, wenn sie nur ihr größeres Interesse vor Augen hatten, wenn sie von den ihnen zugestandenen Rechten nur in einzelnen Fällen zum Wohl der Nationen Gebrauch machten, desto ehrwürdiger und heiliger den Nationen erscheinen mußten, so mußte dieser sie umgebende Heiligenschein immer mehr schwinden, so mußte ihr Ansehn immer mehr sinken, wenn man sie, nur durch kleinlich selbstsüchtige Triebfedern geleitet, ihre Gewalt oft zum Schaden der Völker mißbrauchen sah, so mußte das Papstthum durch diese Selbstsucht, wie überall der Lauf der moralischen Weltordnung ist, seinen Sturz herbeyführen. Wir wollen den das Beste der Kirche wünschenden, mit dem Verderbnisse seiner Zeit und dem Lauf der menschlichen Dinge wohl bekannten Mann selbst hören. Er

sagt von den Appellationen nach Rom: „Hier bedarf es großer und frommer Fürsorge, damit nicht, was aus einem dringenden Bedürfnisse hervorging, durch den schlechten Gebrauch unnütz werde, was ist angemessener Eurer Würde, als daß die Anrufung Eures Namens dem Unterdrückten eine Zuflucht eröffne, dem Ränkevollen jede Ausflucht abschneide? Giebt es hingegen etwas verkehrteres, als daß wer Böses gethan sich freue, wer Böses gelitten, sich vergebens ermüde? Erwacht, Mann Gottes, wenn solches geschieht, es rege sich Euer Mitleid und zugleich Euer Unwillen. Das unwandelbare Recht, folglich auch das Gesetz der Apellationen selbst, schreibt Euch diese Regel der Gerechtigkeit vor, daß eine unrechtmäßige Appellation dem Apellirenden nichts nützen und seinem Gegner nicht schaden dürfe. Eine ungestraft bleibende unrechtmäßige Appellation ist die Saat vieler ähnlichen unrechtmäßigen Appellationen, nur der Unredliche wagt es, bevor der Urtheilsspruch gefällt ist zu appelliren, wenn nicht durch offenbare Beschwerden genöthigt; wer ohne Unrecht zu leiden appellirt, zeigt dadurch, daß es entweder seine Absicht sey Unrecht zuzufügen oder Zeit zu gewinnen, dann ist die Appellation keine Zuflucht mehr, sondern eine Ausflucht. Durch solche Ausflüchte verschafften sich Einige, so lange sie lebten, die Freiheit, Schlechtes zu begehn? Wie lange werdet Ihr noch das Murren der ganzen Welt nicht achten oder nicht vernehmen? Aus dem Gegengift ist jetzt ein Gift geworden, durch die Appellationen werden jetzt die Guten von den Bösen verhindert, das Gute zu vollbrin-

gen, die Bischöfe verhindert, unrechtmäßige Ehen aufzulösen, unwürdige Menschen von dem heiligen Amte zu entfernen, Räuberey und Verletzung des Heiligen zu bestrafen. Und nun werdet Ihr mich fragen, warum kommt der durch eine Appellation Beschwerte nicht vor meinen Richterstuhl, seine Unschuld zu offenbaren, die Bosheit zu entlarven? Ich will Euch sagen, was sie darauf zu antworten pflegen: Wir wollen uns nicht umsonst herumziehen lassen, am römischen Hof giebt es Leute, welche der appellirenden Parthey geneigter sind, die Appellationen gern befördern, wir wollen lieber unsere Sache verloren gebend zu Hause bleiben, als sie zu Rom verlieren." Er führt mehrere Beyspiele an von dem nachtheiligen Einflusse dieser Mißbräuche auf die gesellschaftlichen Verhältnisse: „Es war ein gesetzmäßiges Verlöbniß öffentlich zu Paris gestiftet, der Tag der Hochzeitsfeyer kommt, Alles ist bereit, die Gäste sind eingeladen, da fällt es einem Menschen, der nach der Braut lüstern war, ein, zu appelliren unter dem Vorwand, die Frau gehöre ihm, sie sey früher mit ihm verlobt worden. Alle sind bestürzt und erstaunt, der Priester wagt nicht, weiter zu gehn, alles ist vergebens, die Braut muß vom Bräutigam sich trennen, bis von Rom Antwort gekommen." In einem andern Falle hingegen, den er anführt, ließ sich der Bräutigam durch eine ungerechte Appellation nicht stören; sondern machte seine Hochzeit. So entstehe nothwendig aus dem Mißbrauch der Appellationen die Verachtung derselben, und wenn der Papst diese verhüten wolle, müsse er jenes verhindern, die Appellationen

zu ihren gesetzmäßigen Schranken zurückführen. Darauf ging er über zu den Mißbräuchen der kirchlichen Exemptionen, wodurch die Fugen des ganzen Kirchengebäudes nothwendig auseinander gerissen wurden. „Was kann — sagt er zum Papst — unanständiger für Euch seyn, als daß Ihr, die Ihr das Ganze habt, mit dem Ganzen nicht zufrieden seyd; sondern Euch bemüht, einige kleine Theile dieses Euch anvertrauten Ganzen, als ob sie nicht schon ohnedies Euer wären, ich weiß selbst nicht wie zu den Euren zu machen? Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß das höchste Amt auch das einzige von Gott gegründete sey. Ihr macht ein Ungeheuer aus dem Körper, wenn Ihr die Finger von der Hand trennt, und ihn allein von dem Kopfe abhängen lasset, so ist es auch, wenn Ihr in dem Körper Christi die Glieder in ein andres Verhältniß zu einander setzet, als sie Gott geordnet hat." — Er sey vielmehr bestimmt, die gesetzmäßige Ordnung und Subordination in allen einzelnen Theilen der Kirche zu erhalten, vieles sey zerrüttet in derselben, was durch das päpstliche Ansehn wiederhergestellt werden müsse, er machte ihn aufmerksam auf die allgemeine Vernachlässigung der erst vor einem Jahre von ihm selbst auf dem Concil zu Rheims für die Kirche heilsamen gegen viele Mißbräuche entworfenen Verordnungen. — Bernhard sah leicht ein, daß das meiste Uebel in der Kirche nicht von den Päpsten selbst, sondern von ihren Umgebungen herrühre; sie mußten Männer seyn nicht allein von gutem Willen, sondern von großer Kraft und Weltkenntniß, um unter diesen Umgebungen sich in der Aus-

übung ihrer Grundsätze überall zu behaupten in einer Stadt wie Rom, wo Partheygeist und Ehrgeiz, Armuth und Habsucht, Intrigue und Hoffart herrschten, wie schwer war es unter diesen Umgebungen Männer zu finden, denen es Ernst war, für das Beste der Kirche zu sorgen? „Wen könnt ihr mir zeigen — sagte Bernhard unverholen zum Papste — in der ganzen großen Stadt, der Euch als Papst erkennt, ohne daß Gewinn oder Hoffnung auf Gewinn ihn bestimmt? Dann wollen sie am meisten herrschen, wenn sie Euch zu dienen gelobt haben, sie versprachen Euch Treue, um desto leichter wenn Ihr ihnen traut Euch zu schaden, Ihr werdet keinen Plan haben, von dem sie sich fern halten lassen, kein Geheimniß, in das sie sich nicht eindrängen, wenn Einer vor Eurer Thür ist und der Thürhüter ihn abweiset, möchte ich nicht an dieses Stelle seyn. — Was ist das, daß auf Kosten der Kirchen die Leute erkauft werden, die Euch Beyfall zurufen? Ihr, die Ihr zum Hirt der Seelen bestimmt seyd, geht unter diesen einher bedeckt mit Gold in mannichfaltiger Kleiderpracht, und was erhalten Eure Heerden? Das paßt mehr, möchte ich sagen, wenn ich es wagte, für einen Hirt von Teufeln als von Schafen. So erschien, so zeigte sich Paulus nicht. Seht doch, der Eifer der ganzen Kirche brennt nur dafür, Eure Würde zu schützen, Alles wird Eurer Ehre, wenig oder nichts Eurer Heiligkeit gegeben. Wenn Ihr aus irgend einer Ursache Euch demüthig und leutselig zu zeigen sucht; so hört Ihr gleich: das ist gegen den Anstand, das paßt nicht für diese Zeiten, das ist

Eurer Majestät nicht angemessen, alles Demüthige wird unter Euren Höflingen so sehr für einen Schimpf gehalten, daß noch eher Jemand demüthig seyn, als erscheinen möchte. — Ja ich weiß wohl, daß Ihr unter Wölfen, nicht unter Schafen wohnt, doch seyd Ihr ihr Arzt, ihr thut wohl, dies zu bedenken, vielleicht findet Ihr ein Mittel sie zu bekehren, damit sie Euch nicht in ihre Verkehrtheit hineinziehen, denn Ihr steht an Petri Stelle, und von ihm lieset man nirgends, daß er je einhergezogen mit Edelsteinen und Seide geschmückt, nicht mit Gold bedeckt, nicht auf einem weißen Pferde, nicht von Soldaten umgeben, nicht von lärmenden Dienern; darin seyd Ihr nicht dem Apostel Petrus, sondern dem Kaiser Constantinus nachgefolgt; ich rathe Euch, dies aus Rücksicht auf die Verhältnisse der Zeit zu dulden, nicht als Euch gebührend zu verlangen. Wenn Ihr auch in Purpur und Gold einherschreitet, müßt Ihr doch den Hirtennamen nicht scheuen. Nur das kann Euch rechtfertigen, wenn Ihr so mit diesem Volk verfahren seyd, daß Ihr sagen könnt: Mein Volk, was ich Dir zu thun schuldig war, habe ich gethan, und nichts unterlassen. Wenn Ihr denn alles gethan und nichts ausgerichtet habt, dann bleibt noch Eins Euch übrig. Geht hinweg von der Stadt der Chaldäer und sprecht: Ich muß auch andern Städten das Evangelium verkündigen, ich sollte meinen, es wird Euch das Exil nicht reuen, wenn Ihr die ganze Welt mit der Stadt vertauscht habt. Was kann, sagt er darauf mit Recht zu Ihm, Euer guter Wille allein nützen? Von allem Guten und Schlech-

ten werdet Ihr als Urheber angesehn, weil Ihr die Menschen, die es verübten, zu Eurem Dienst erwählt habt." Aber er sah auch wohl ein, daß der Papst beschränkt war durch die ihm zur Seite stehenden Männer, die Kardinäle, welche er schon in ihren Aemtern fand. „Freylich — setzt er freymüthig hinzu — kann ich das nicht von Allen sagen, es giebt solche, die Ihr nicht gewählt habt, sondern die Euch gewählt haben; aber sie haben keine andre Gewalt, als die Ihr Ihnen einräumt oder lasset, es kommt Alles auf Euch zurück. Darauf [22]) führt er als Muster an einige Legaten der Zeit von ausgezeichneter Uneigennützigkeit und setzt hinzu: „O wenn es mehrere solcher Männer gäbe! Wer wäre glücklicher als Ihr, was schöner als jene Zeit! Wenn ich Euch kenne, fühlt Ihr Euch hier bestürzt und sagt zu Euch selbst mit einem tiefen Seufzer: Sollte das noch geschehen können, so lange ich hier bin, o wenn ich noch bey meinem Leben auf solchen Säulen die Kirche ruhen sähe! Wer wäre glücklicher und sicherer als ich, wenn ich solche Männer an meiner Seite als Zeugen meines Lebens und über mein Leben wachen sähe." Bernhard schließt seine Ermahnung an den Papst, indem er kurz alle Züge von dem Bilde eines wahrhaften Papstes zusammenstellt: „Er sey das Muster der Frömmigkeit, der Lehrer der Völker, der Vertheidiger des Glaubens, die Zuflucht der Unterdrückten, die Hoffnung der Unglücklichen, der Schrecken der Tyrannen, der Vater der Könige, der Erhalter der Gesetze, der Verwalter der kirchlichen Canonen." Von dem äußeren Leben des Papstes geht er

über

über zu dem inneren, die Betrachtung zu ihrer eigentlichen Heimath, wie er sich ausdrückt, aus der fremden Welt zurückführend: Nur die Menschen, fern von dem eigentlichen Vaterlande ihres Geistes, bedürften einer Stufenfolge, der Betrachtung der Creatur, durch die Gott bey der Schöpfung das Unsichtbare seines Wesens offenbart habe, um sich zu diesem zu erheben. Die wahre Erkenntniß sey nur in der unmittelbaren Anschauung, wo es keines Mediums der Erkenntniß bedürfe. „Die himmlischen Wesen schauen das Wort Gottes, und in diesem die Geschöpfe desselben, sie brauchen nicht aus den Geschöpfen die Kenntniß des Schöpfers zu erbetteln, sie steigen, um jene Dinge zu erkennen, nicht zu ihnen selbst hinab; sondern betrachten sie wo sie weit besser sind als in sich selbst (wie Platon sagt, in den Ideen). Sie bedürfen keines fremden Sinnes, sondern sind selbst ihr eigener Sinn, durch sich selbst alles inne werdend. — Es giebt drey Arten der Erkenntniß, die erste thätige (dispensativa), welche die Sinne und sinnlichen Dinge nach dem Willen Gottes gesetzmäßig gebraucht; die zweyte, welche die Geschöpfe betrachtet, um durch sie als Fußstapfen zur Erkenntniß Gottes zu gelangen; die dritte und höchste, auf die sich Alles bezieht, die sich in sich selbst zurückziehende Betrachtung, soviel sie durch Gottes Kraft unterstützt wird, sich den menschlichen Dingen entziehend, um sich zur Anschauung Gottes zu erheben. Am höchsten steht, wer dem Gebrauch der Sinne, so viel es der menschlichen Schwäche vergönnt ist, nicht stufenweise, sondern durch plötzlichen Aufschwung sich ent-

ziehend, sich zuweilen zur Betrachtung des Höchsten erhebt.” Er bestimmt darauf das Verhältniß der Anschauung, des Glaubens und der Meynung zu einander: Glaube und Anschauung könnten nicht irren, denn die intensive Gewißheit in beyden sey dieselbe, nur die Klarheit der Erkenntniß sey verschieden, die Anschauung (intellectus, νοησις) sey die gewisse und zugleich offenbare Erkenntniß eines Unsichtbaren, der Glaube [23]) eine in sich selbst sichere Vorempfindung einer durch den Willen erfaßten, aber unserem Auge noch nicht ganz enthüllten Wahrheit (voluntaria quaedam et certa praelibatio necdum propalatae veritatis). Der Glaube ist in sich selbst eben so sicher als die Anschauung, nur hat er noch eine Hülle, von der die Anschauung befreyt ist. Die Meynung allein, welche zwischen dem Wahren und Falschen in der Mitte steht, und bloß dem Wahrscheinlichen folgt, kann irren, indem sie sich der Anschauung gleich setzt, hier müssen wir uns am meisten hüten vor der Vermischung, daß der Glaube nicht das Ungewisse der Meynung fest halte oder die Meinung das Feste des Glaubens in Zweifel ziehe. — „Das Höchste — sagt Bernhard — ist unaussprechlich, es läßt sich nicht durch Worte mittheilen, sondern wird nur durch den Geist offenbart; man gelangt dazu nicht durch Disputiren, sondern durch Heiligkeit des Lebens. Frägst du wie? Wenn du heilig bist, hast du es erfaßt und kennst es; wo nicht, so trachte heilig in deinem Leben zu werden, und du wirst es durch eigene Erfahrung erkennen.”

Dies Werk vollendete Bernhard als das letzte Denkmahl seines Lebens, ein beschämender Spiegel für die Päpste der folgenden Zeiten. Schon näherte sich die Auflösung seines Körpers, während seinem Geiste seine Kraft und Heiterkeit blieb. Die letzten Gedanken jenes Werks flossen aus einem der Last des Lebens müden und in eine verwandtere Welt schon hinüberblickenden Geiste, da die Krankheit, welche seinen Körper in den letzten Tagen seines Lebens lähmte, und ihm nicht erlaubte, sein Lager zu verlassen, ihn schon in jedem Augenblick den Tod erwarten ließ. Sein alter Freund, der Papst Eugen, konnte nicht mehr dem Muster, das er ihm in jenem Werke aufgestellt, nachstreben; er ging ihm mit dem Tode voran im Jahre 1153. Unter den heftigsten nur durch kleine Zwischenräume unterbrochenen Schmerzen, erhob Bernhard nicht allein seinen Geist zur Betrachtung des Höchsten, er erbaute nicht allein seine Mönche und Freunde durch fromme Ermahnungen, sondern nahm noch an den Angelegenheiten der Welt, die er zu verlassen bereit war, den lebhaftesten Antheil, suchte, so lange er noch konnte, die Ordnung in der Kirche zu fördern, dem Schlechten entgegen zu wirken; er stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem päpstlichen Hofe, der Unrechtleidenden sich annehmend, das höchste Ansehn der Kirche zur Bestrafung pflichtvergessener, irdisch gesinnter Prälaten, zur Abschaffung eingerissener Mißbräuche in irgend einem Theile der Kirche auffordernd. Am meisten betrübte ihn das unglückliche Ende des Kreuzzugs, von dem er sich die glänzendsten Hoffnun-

gen gemacht hatte, es war ihm der größte Schmerz, die heiligen Denkmäler göttlicher Liebe der Andacht der Gläubigen entzogen zu sehn, befürchten zu müssen, daß sie durch profane Hände entweiht würden; er war höchst unwillig über die Großen, die ihre Kräfte in gegenseitigen Kämpfen mit einander aufzureiben pflegten, statt sie gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit zu vereinen. Das bezeugen einige Worte, welche er in dieser Zeit an seinen Verwandten, den Tempelherrn Andreas (ep. 288), den er gern vor seinem Ende noch gesehn hätte, nach Jerusalem schrieb: „O weh unsern Fürsten, in dem Lande des Herrn haben sie nichts Gutes gethan, und in ihren Ländern, zu denen sie zu schnell zurückkehrten, verüben sie unglaubliche Bosheit. Aber wir haben das Vertrauen, daß Gott sein Volk nicht zurückweisen, sein Erbtheil nicht verlassen wird. Gottes Arm wird mächtig wirken, daß Alle erkennen, es sey besser auf den Herrn als auf die Fürsten zu hoffen." Seinen nahen Tod damals schon voraussehend, sprach er: „Ich scheide schon hin, und glaube nicht, daß ich noch lange bleiben werde auf Erden. Wer wird es mir geben, daß ich durch deine süße Gegenwart noch etwas gestärkt werde beym Abschied von dieser Welt?" Seine damalige Stimmung drücken diese Worte aus: „Ihr thut wohl, Euch mit einer Ameise zu vergleichen, denn was sind wir Kinder der Erde anders als Ameisen, unter der Beschäftigung mit unnützen und eiteln Dingen schwitzend. Was hat der Mensch mehr von allen seinen Arbeiten unter der Sonne? So laßt uns über die Sonne uns hinauf-

schwingen, da erwartet uns der Lohn, dort erwarten uns die Früchte unserer Arbeiten. Du kämpfst unter der Sonne für das was über der Sonne thront; hier ist nur Armuth, dort nur Reichthum." Er sehnte sich aus dem Leben dieser Welt, das ihm als ein Tod erschien, in das bessere Leben zu gelangen. Nur in einigen Zwischenräumen schien sich sein Körper von der Krankheit zu erholen, wenn gleich entkräftet; „ich bin tödtlich krank gewesen — schrieb er selbst (Brief 307.), aber leider zurückgerufen zum Tode dieses Lebens, und das, soviel ich empfinde, nicht auf lange Zeit, denn ich bin unglaublich schwach; ich sage dies mit Vorbehalt der göttlichen Vorsehung, welche auch die Todten erwecken kann." Doch vermochte er die Krankheit seines Körpers zu besiegen, und durch die Macht seines Geistes die hinschwindenden Kräfte seines Körpers auf einige Zeit zu ersetzen, wo es seiner Wirksamkeit für das Beste der Menschen, für Friede und Ordnung bedurfte. Ein Krieg zwischen den Bürgern von Metz und den benachbarten Großen hatte die Gegend in großes Elend versetzt, und noch größeres war zu befürchten, wenn die Wuth der kriegerischen Ritter nicht besänftigt wurde. Da eilte der Erzbischof Hillin von Trier, bekümmert um das Wohl der seiner geistlichen Fürsorge anvertrauten Menschen, zu dem schon ganz entkräfteten Bernhard, und bat ihn, als Friedensvermittler aufzutreten. Bernhard raffte sich schnell auf von seinem Krankenlager, vergaß seine Krankheit und eilte hin in die Gegend. An den Ufern der Mosel kamen die Gesandten von beyden Partheyen zusammen, und er

suchte sie durch seine Vermittelung mit einander zu versöhnen. Aber die übermüthigen Ritter, stolz auf den Sieg, wollten keine Bedingungen eingehn; um sich nicht von ihm überreden zu lassen, verließen sie ihn schnell, ohne ihn auch nur zu grüßen. Schon rüstete man sich von beyden Seiten wieder zu den Waffen, aber Bernhard, seines Erfolgs sicher, sagte zu den ihn begleitenden Mönchen: „Seyd nur ruhig, der erwünschte Frieden wird schon kommen, wenn gleich nach vielen Schwierigkeiten; dies wurde mir in dieser Nacht durch einen Traum angedeutet: es kam mir so vor, als ob ich Messe hielt, plötzlich erinnerte ich mich beschämt, daß ich das Lied der Engel: Ehre sey Gott in der Höhe, übergangen hatte, ich stimmte daher mit euch dies übergangene Lied bis zu Ende an." Nachmittags erhielt er wirklich die Botschaft von der Reue der Großen, bey denen seine Reden doch im Stillen nachgewirkt hatten, und voller Freude sagte er nun zu seinen Freunden: seht das ist die Vorbereitung zu dem Liede, das wir noch zu singen haben: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede unter den Menschen. Darauf wurden die Abgeordneten der Partheyen noch einmal zusammen gerufen, die Unterhandlungen mehrere Tage hindurch fortgesetzt; man fand sehr große Schwierigkeiten, doch ließ sich Bernhard nicht ermüden und erreichte endlich seinen Zweck, daß die beyden Partheyen einander die Rechte und den Friedenskuß gaben. Nachdem er Frieden gestiftet und dadurch der Wohlthäter einer großen Anzahl von Menschen geworden war, kehrte er nach Clairvaux zurück. Die durch die Kraft

seines Geistes gewaltsam unterdrückte Krankheit griff ihn nun desto heftiger an und führte ihn dem Tode immer näher. Kurz vor seinem Tode schrieb er einem Freunde diese Zeilen, da schon seine heftigen Schmerzen nicht einmal mehr durch den Schlaf unterbrochen wurden: „Betet zu dem Heiland, der den Tod der Sünder nicht will, daß er mein Ende nicht verzögere und es unter seinen Schutz nehme. Unterstützt den, dem eigenes Verdienst fehlt, durch euer Gebet, daß der dem Heil der Menschen nachstellt keine Stelle finde, wo er mich verwunden könnte." Nachdem er also gegen vierzig Jahre in einem schon abgelebten Körper durch die Macht seines Geistes ein kräftiges Leben geführt hatte, eingewirkt von allen Seiten auf sein Zeitalter, durch seine Schriften eine Wirksamkeit auf mehrere Generationen sich erworben, starb er drey und sechszig Jahre alt im Jahre 1153. Schon während seines Lebens als Heiliger verehrt, wurde er nach seinem Tode, da die Spuren seiner großen und wohlthätigen Wirksamkeit von ihm zeugten, da sein Andenken in den Gemüthern immer lebte, mit noch größerer Verehrung betrachtet, den Ueberbleibseln des Körpers, der das Organ eines so mächtigen Geistes gewesen war, wurden bald außerordentliche Kräfte zum Besten der Menschen zugeschrieben. Schon zehen Jahre nach Bernhards Tode wurde von seiner Heiligsprechung geredet, und zwanzig Jahre nach demselben wurde sie durch den Papst Alexander III wirklich vollendet. Eines Urtheils über den Mann bedarf es nicht mehr, sein Leben und seine Wirksamkeit schildern ihn genugsam, so-

weit in dem Räthsel und Spiegel des äußern Lebens, der Sprache und des Handelns das Innere sich uns offenbaren kann. Nicht zu verachten scheint uns das Zeitalter, in welchem ein Mann, von keinem weltlichen Glanze umgeben, durch seine sittliche Kraft, durch die Höhe und Stärke seines Geistes sich so großes Ansehn und so großen Einfluß verschaffte. Einen Heiligen, wie ihn seine Kirche nannte, doch nach seinem Tode, würde er am wenigsten sich genannt haben, Heilige sind nur dort, wohin des Bösen Macht nicht reicht, wo rein der Wein ist, einen Heiligen giebt es schwerlich unter denen, die vom Weibe geboren, schwerlich unter denen, welche angesehn in der Welt, mächtig und im Großen auf sie wirkten, denn das Schwerste, so wie das Schönste und Größte ist es, die Welt zu verleugnen, indem man auf sie wirkt, welcher Wein, sagte der geistvolle Berengar in Rücksicht Bernhards, kann im Pech seyn, ohne seinen Geschmack zu verändern?

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 191.) Wie viel Antheil Arnold von Brixen an den Unruhen zu Rom hatte, läßt sich nach den vorhandenen Nachrichten nicht genau bestimmen, das Zeugniß der Geschichtschreiber, denen er als Kätzer verhaßt war, kann hier nicht entscheidend seyn. Ist es wahrscheinlich, daß wenn er noch immer der vornehmste Urheber der Unruhen zu Rom gewesen wäre, Bernhard in dem Briefe an die Römer ihn

übergangen wäre, und nur gegen die römischen Großen, welche auch an dem Schisma den meisten Antheil gehabt, gesprochen hätte? — Das ist gewiß, daß Arnold unter den Päpsten Eugenius und Anastasius zu Rom blieb bis zum Jahre 1155, er war sicher unter dem Schutz mächtiger römischen Großen. Erst der Papst Hadrian wandte durchgreifendere Mittel an, um sich von ihm zu befreien. Ein Kardinal war von einem vorgeblichen Anhänger Arnolds, der von seinem Geist nicht durchdrungen war, auf öffentlicher Straße — die Veranlassung ist unbekannt — angegriffen und tödtlich verwundet worden. Deswegen belegte der Papst die ganze Stadt mit dem Interdikt, nnd dies Mittel, das am meisten auf das Volk zu wirken pflegte, verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht. Der Unwille des Volks traf die Senatoren, welche Arnold beschützten, sie wurden genöthigt, zum Papst zu gehen und ihm zu schwören, daß sie den Arnold und seine Anhänger aus Rom vertreiben würden, wenn sie nicht zum Gehorsam des Papstes zurückkehrten. Erst nachdem sie ihr Versprechen erfüllt hatten, wurde das Interdikt aufgehoben. Arnold mußte Rom verlassen, es gelang einem Kardinal, ihn auf der Flucht zu ergreifen, aber drei italienische Großen entrissen ihn demselben, ihn als Propheten verehrend. Da unterdessen der Kaiser Friedrich I. nach Rom kam und der Papst unter andern Bedingungen auch die Auslieferung Arnolds von ihm verlangte, ließ der Kaiser, dem man ihn als einen Kätzer und Aufrührer geschildert hatte, ihn dem römischen Präfekten überliefern, und er wurde zum Galgen verurtheilt, dies Urtheil auch an ihm vollzogen. Weil man befürchtete, daß das Volk seine Gebeine als Reliquien eines Märtyrers sammeln und verehren würde, ließ man sie verbrennen und die Asche in die Tiber werfen. Cf. Acta Vatican. ap. Baron. ad Ann. 1155. Günther Ligurin. Otto Frising. de gest. F. I. l. II. c. 20. Vielleicht wirkten Arnolds in Rom verbreitete Grundsätze über das

Verhältniß der Kirche zum Staat selbst auf den Geist des Mannes, der ihn seinen Feinden überliefert hatte, des Kaisers Friedrich, trugen dazu bey, die Kämpfe des hohenstaufischen Hauses mit den Päpsten herbeyzuführen. Daß Arnold etwas mehr hatte als eine bloß für den Augenblick einnehmende Volksberedsamkeit erhellt auch daraus, daß seine Ideen in den Gegenden, wo er gewirkt hatte, sich noch länger erhielten, obgleich gewiß die Geistlichkeit sich alle Mühe gab, sie zu unterdrücken. So sagt Günther, nachdem er die Verbreitung seiner Lehren in Tyrol geschildert: Quod adhuc ni fallor in illa gente nocet multumque sacro detruncat honori. Von der Schweiz: Unde venenato dudum corrupta sapore, et nimium falsi doctrinae vatis inhaerens Servat adhuc vitae gustum gens illa paternae. Aus jenen Gegenden kam am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts der Bruder Dolcino, so pflanzen sich im Stillen die Nachwirkungen des Menschen fort, dessen zeitliches Daseyn ein Opfer der ihn beseelenden Idee geworden. Je weiter sich die Zeiten entfernen, desto günstiger werden die Urtheile über Arnold. Trithem. Chron. Hirsaug. p. 157. ed. Basil. schildert ihn als einen Mann von großer Frömmigkeit, der mit dem Worte Gottes die Laster der Geistlichkeit strafte, und zuletzt als ein Opfer des Hasses der Kardinäle fiel. Die Rede, welche er ihn vor seinem Tode halten läßt, ist dem Geiste des Mannes ganz gemäß, doch wage ich nicht, den Nachrichten eines von der Lebenszeit Arnolds so weit entfernten Geschichtschreibers zu folgen, zumal er in der Chronologie so wenig Genauigkeit zeigt, daß er den Arnold (von ihm Arnolph genannt) in die Zeit des Papstes Honorius versetzt.

[2]) (Zu S. 198. Z. 10. v. u.) Besonders die Verbrennung des Schlosses Vitry (Vitriacum), wo Tausende umgekommen waren. v. Guilielm. Nangis Chronic. ap. d'Achery. t. III. ad A. 1143. und Pagi. — Die Quellen in Rücksicht des Folgenden sind: Odo a Diogillo ap. Chifflet Bernardi genus

illustre assertum, Otto Frising. de gest. Frid. I. l. 1. c. 29. 34. et seqq. Vit. Bernard. VI. ap. Mabillon c. IV.

[5]) (S. 202.) Der sonst so duldsame und gemäßigte Abt Peter von Clügny zeigte hier nicht denselben christlichen Geist. „Was wird es uns nützen — schrieb er dem Könige Ludwig epp. l. IV, 36. — die Feinde der christlichen Hoffnung in fernen Ländern zu verfolgen, wenn die gottlosen Juden, die noch weit schlechter sind als die Saracenen, in unsrer Mitte so frey und frech Christum und alle Sakramente der Christen verlästern und schänden? Wenn die Saracenen darum zu verabscheuen sind, weil sie, wenn gleich Christi Geburt von der Jungfrau bekennend und in vieler Rücksicht über seine Person mit uns übereinstimmend, doch den Grund unsers Heils, seine Gottheit und Auferstehung leugnen, sind doch wohl noch weit hassenswerther die Juden, welche gar nichts von Christo glauben, alle Sakramente der menschlichen Erlösung verwerfen und verspotten?" Zwar sey es dem Willen Gottes zuwider, die Juden durch das Schwerdt auszurotten, denn wenn die Fülle der Hayden gekommen sey, würden die Ueberbleibsel des elenden Volks zu Christo bekehrt werden, aber sie müßten doch auf eine ihren Vergehungen angemessene Weise bestraft werden. „Was ich sage ist allen bekannt, nicht durch ordentlichen Ackerbau, nicht durch gesetzmäßigen Kriegsdienst, nicht durch irgend ein edles oder nützliches Gewerbe, füllen sie ihre Scheunen mit Getreide, ihre Keller mit Wein, ihre Kasten mit Gold, sondern dadurch, daß sie in's geheim von Dieben die kostbarsten Sachen um den wohlfeilsten Preis kaufen." (Er führt hier ein altes Gesetz an, daß wenn Kirchengeräthe bei Juden gefunden, sie nicht genöthigt würden, sie zurückzugeben oder den Dieb zu verrathen.) Man solle ihnen das Leben lassen; aber ihnen ihr Vermögen oder den größten Theil desselben nehmen und zum Kreuzzuge es verwenden. „Stultum esset nec offensa, ut arbitror, divina careret, si

sacrae expeditioni, cui juxta congruentem modum impendendae sunt res Christianorum, multo amplius non servirent pecuniae profanorum.

*) (Zu S. 210. Z. 9. v. u.) Nach der Lebensbeschreibung der Hildegard l. I. c. IV. (in: sanctae Hildegardis epistolarum liber, item ejusd. Hildegard. alia quaedam, nunc primum in lucem edita Colon. 1566. p. 276. oder in actis S. S. Antv. ad 17. Sept. pag. 680 §. 5.) hätte der Papst die Synode zu Trier erst nach der Synode zu Rheims gehalten. Aber schon Pagi ad a. 1148. beweiset aus den Reisen des Papstes nach dem Concil zu Rheims, daß der dreimonathliche Aufenthalt Eugens zu Trier vor der Eröffnung jenes Concils nothwendig vorherging, noch andere Beweise dafür findet man in Commentar praev. in actis S. S. l. c. §. III. n. 27. — Einem Mönche diktirte die Hildegard was ihr der Geist eingab, und dieser ordnete es nach den Regeln der Sprache. V. l. c. §. II. n. 13. — Ich führe einige Stellen aus ihren Schriften an als Beleg meines im Texte ausgesprochnen Urtheils: Resp. ad ep. 51. bei Paez. thes. anecdot. t. II. „Gott ist jene end- und anfangslose Vernunft, und durch die auch der Mensch vernünftig ist. Aus der Quelle dieser Vernunft, die Gott selbst ist, ist die Bibel geflossen, der Spiegel, in welchem wir durch den Glauben Gott schauen." Resp. ad ep. 132. ibid. In dem Menschen ist der Hauch, dem Gott unendliches Leben mitgetheilt und die Fähigkeit der Vernunft gegeben hat, schwinge dich also durch den Glauben und die Sehnsucht hinauf zu der Gottheit, erkenne den Gott, in dessen Gedanken du lebtest und von dem du den Ursprung deines Wesens erhalten hast. Collect. Colon. laudat p. 103. Wer in seinem Herzen das Daseyn Gottes leugnet, der leugnet das Daseyn des Himmels und der Erde und aller lebendigen Wesen, welche in und mit Gott sind, und sein eigenes. Ein großer Wahnsinn ist es, daß der Mensch, seines Daseyns sich bewußt, an seinem Daseyn zweifeln sollte. S. 11. und 58. über den

Ursprung des Bösen. Ohne Gottes Wort ist nichts geschaffen, das Nichts ist der Hochmuth, der Egoismus, das Böse kann nichts durch sich selbst thun und wirken, weil es nichts ist, nur eine trügliche Wahl.” Selbst ein pariser Magister wandte sich unter den über Gilberts Lehre ausgebrochenen Streitigkeiten an die Hildegard, um ihr Gutachten zu vernehmen, und sie sprach recht gut gegen Gilberts Sätze. Ep. 66. ap Paez. Deus plenus est et integer et absque principio temporum, et ideo non potest dividi sermone, sicut homo dividi potest. Quod creatura initium habet, ex hoc invenit rationalitas hominis Deum per nomina, sicut et ipsa in proprietate sua plena est nominum. Sie sagte Päbsten und Prälaten derbe Wahrheiten, z. B. ihre Strafpredigt an den Clerus in Cöln, p. 157. „Durch die Lehren der heiligen Schrift, die aus dem Feuer des heiligen Geistes gegossen sind, solltet ihr die festen Säulen der Kirche seyn; aber ihr seyd niedergeworfen und stützt die Kirche nicht, der Trägheit des Reichthums, der Habsucht und der übrigen Eitelkeit hingegeben, belehrt ihr eure Untergebenen nicht und erlaubt ihnen nicht, Unterricht bei euch zu suchen, unter dem Vorwande, ihr könntet nicht Alles thun.” Da die Prälaten von Maynz das Kloster der Hildegard mit dem Interdikt belegt, weil sie einen Excommunicirten hier hatte begraben lassen (pag. 117.), schrieb sie ihnen freimüthig: „Wer dem Willen Gottes zuwider gehandelt, der muß von dem Körper der Kirche getrennt werden, so wie er sich selbst durch Ungehorsam von ihr abgewandt hat, bis er durch Reue gereinigt von den Geistlichen in die Gemeinschaft des Abendmahls aufgenommen wird. Wer aber sich nicht bewußt ist auf solche Weise gebunden zu seyn, kann getrost an den Sakramenten Theil nehmen.” Darauf spricht sie von dem Ursprung und Zweck der geistlichen Musik, weil der Gebrauch derselben den mit dem Interdikt belegten nicht erlaubt war: „So lange Adam Gottes Ebenbilde treu blieb, das Organ des

heiligen Geistes war, war seine Stimme lauter Harmonie und Musik, die Schwäche des sterblichen Menschen würde die Kraft jener Stimme gar nicht ertragen. Um an diesen ursprünglichen Zustand die Menschen zu erinnern, setzten die Propheten von göttlichem Geiste bewegt nicht nur Psalmen und heilige Lieder, sondern auch musikalische Instrumente zusammen, durch das Aeußere die Menschen zu dem Innern zu erheben. Weil die Menschen einen Gesang hörend, zuweilen seufzen, an die Natur der Seele, die himmlische Harmonie erinnert, so ermahnen die Propheten, die Natur des Geistes betrachtend, durch ihre Psalmen, daß man Gott preise auf der Cither. Wer also — setzt sie hinzu — ohne einen sichren Grund den Lobgesängen der Kirche Schweigen gebietet, der wird von der Gemeinschaft der Lobgesänge der Engel im Himmel ausgeschlossen werden, wenn er nicht durch wahre Reue es wieder gut macht. Darum mögen sich diejenigen, welche die Schlüssel des Himmels verwalten, wohl hüten, was sie schließen sollten zu öffnen, und was geöffnet werden sollte zu schließen. — Und ich hörte eine Stimme, die zu mir sprach: Wer hat den Himmel geschlossen? Gott. Wer öffnet den Himmel den Gläubigen? Gott. Wer ist ihm ähnlich? Keiner." — Bei der Hildegard finden wir die ersten Züge jener Weissagungen von dem steigenden Verderben und einem darauf folgenden besseren Zustande der Kirche, welche sich durch das ganze Mittelalter hindurch verbreiteten und auf verschiedene Weise von den die Kirche bekämpfenden Sekten ausgemalt wurden. „Im Jahre 1100 — sagt sie selbst — fing die Lehre der Apostel und das Feuer der Frömmigkeit an zu erkalten, und in dieser Zeit bin ich geboren." Die Laster der Geistlichkeit, das Verderben der Kirche strafend, verkündete sie die herannahende Rache, es würden Feinde der Geistlichkeit auftreten, Menschen, welche Frömmigkeit und heiliges Leben erheuchelten (sie bezeichnete hier die in den Kirchen verbreiteten Katharer), die Laster der Geistlichen wür-

den sie aufdecken, sich selbst mit ihrem Schein von Heiligkeit als Muster aufstellen, die Großen auf ihre Seite ziehen, und dadurch heftige Verfolgungen gegen die Kirche und ihre Güter erregen, durch diese Verfolgungen werde nach und nach eine Läuterung der Kirche herbeygeführt, zuerst würden wenige Bessere vor dem großen Haufen der Christen sich auszeichnen, durch die Strafe geschreckt und geläutert werde dann eine immer größere Zahl wahrhaft geistlicher Menschen sich bilden, das Beyspiel dieser werde wirken auf die Layen und eine allgemeine Herrschaft des heiligen Geistes herbeyführen. pag. 169. Dann wird die Morgenröthe der Gerechtigkeit anbrechen, und euer letzter Zustand besser seyn als der erste, ihr werdet glänzen wie das reinste Gold, Propheten werden auftreten und die heiligen Schriften durch den heiligen Geist erklären. p. 176." Die Weissagungen der Hildegard wurden in den folgenden Zeiten auf die Begebenheiten der Kirche oft angewandt und erschienen in diesen erfüllt. Da der bekannte Pariser Doktor der Sorbonne, Wilhelm von St. Amour, (nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts), die der Kirche in den letzten Zeiten drohenden Gefahren zur Warnung seiner Zeitgenossen (besonders vor den Bettelmönchen) schilderte; die Stellen der heiligen Schrift, die sich ihm darauf zu beziehen schienen, sammelte und in dieser Rücksicht erklärte, setzte er auch die Weissagungen der Hildegard in die Reihe der diese nahen Gefahren, diesen bevorstehenden Kampf verkündigenden Prophezeyungen. Er sagt davon in dem Prolog zu den sich darauf beziehenden „Collectiones scripturae sacrae": Notandum etiam, quod quasdam scripturas seu prophetias Hildegardis prophetissae Teutonicae ad opus propositum pertinentes (cujus prophetissae librorum quidam per B. Bernardum collecti in Clarav. monasterio continentur) in serie hujus libelli posuimus et illas ideo confidentius assumsimus, quoniam per praedictum sanctum virum spiri-

tum Dei habentem fuerant collectae, ut dictum est, et in archivo sui monasterii inter scripturas Canonicas collocatae. Vidimus etiam quendam librum de archivo eodem assumptum, quasdam prophetias dictae Hildegardis exponentem et inter caetera continentem, quod tempore Bernardi Eugenius Papa libros ejusdem prophetissae canonizavit in concilio Trevirensi. v. opp. G. a S. Amore Constantiae 1632. pag. 126. Wo die Hildegard von Menschen gesprochen hatte, die sich von der übrigen Kirche sondern, die Laster der Geistlichkeit angreifen, durch streng ascetisches Leben, erheuchelte Demuth und Armuth, die Verehrung des Volks und der Großen gewinnen, und am Ende mit der Hülfe der letztern die Kirche bekämpfen würden (wo ihr das Bild der Sektirer ihrer Zeit vorgeschwebt hatte, s. N. 12.), konnte er leicht eine Schilderung der Bettelmönche zu finden glauben, v. pag. 130. (Es war ja auch dieselbe in diesen Zeiten circulirende Idee von apostolischer Gemeinschaft und Resignation, evangelischer Vollkommenheit und Armuth, im Gegensatz gegen das weltliche Leben, die Pracht und Schwelgerey der Geistlichen und Mönche, welche in jenen Sekten wie in der Entstehung des Franciskanerordens sich offenbarte, dort gleich im Anfang die herrschende Kirche bekämpfte, hier an diese zuerst sich anschloß, doch nachher durch die Spaltung zwischen den Fratres communitatis und den Spirituales eine Richtung gegen dieselbe nahm, da die Kirche der Realisirung dieser Idee in ihrer ganzen Strenge sich widersetzte.) Das allgemeine Bild der Weissagung, wie es die Hildegard zuerst hingestellt, wurde von Kirchenlehrern und Sektirern nach ihren verschiedenen Ansichten und Richtungen immer weiter ausgemalt. Es verbreitete sich selbst in der katholischen Kirche die Idee, daß eine allgemeine Spaltung, eine Trennung von der Römischen Hierarchie zu erwarten sey. Unter dem „Κατεχον" ep. II. ad Thessal. c. II. v. 6., was die

die ersten Christen von dem römischen Reiche erklärten, verstand man damals die Römische Hierarchie, und erwartete daher eine bevorstehende Spaltung „ἀποστασια" v. 3. So Wilhelm von St. Amour l. c. p. 209." Weil jene Verführer ihren Zweck nicht erreichen könnten, durante obedientia omnium Catholicorum ad Romanam ecclesiam, matrem omnium et magistram, procurare poterunt, ut ab obedientia Romanae ecclesiae discedatur et sic per dissolutionem ecclesiasticae unitatis parare viam Antichristo venturo, qui non prius manifestabitur, nisi parata sibi sede i. e. nisi facta illa discessione." — Als in eben diesem Zeitalter der Papst Innocenz IV, erbittert gegen den freymüthigen Bischof Robert Großhead von Lincoln, der ihm sehr derbe Wahrheiten gesagt, schwere Rache an ihm nehmen wollte, warnten ihn die Cardinäle, kein Aufsehn zu machen und keine Unruhen zu erregen, besonders weil man wisse quod quandoque discessio est ventura v. Matth. Paris. hist. angl. maj. ad A. 1253.

5) (Zu S. 217. u. d. f.) Ueber Gilberts Leben Boulae. hist. univers. Parisiens. t. III. p. 204. Ueber Abälard Otto Frising. de gest. Frideric. I. l. I. c. 47. „Sententiam vocum seu nominum in naturali tenens facultate non caute theologiae admiscuit. Quare de s. trinitate docens tres personas, quas sancta ecclesia non vacua nomina tantum, sed res distinctas suisque proprietatibus discretas pie credidit, nimis attenuans." Ueber Gilberts Lehre von den allgemeinen Begriffen Joh. Salisb. Metalog. l. II. c. IX. „Universalitatem formis nativis tribuit, forma nativa originale exemplum, quae non in mente Dei consistit, sed rebus creatis inhaeret, εἶδος habens se ad ideam, ut exemplum ad exemplar, sensibilis in re sensibili; sed mente concipitur insensibilis." Abälard bestritt mit Heftigkeit Gilberts Lehren, die er unter die Häresien zählte. Theolog. Christian. l. IV. pag. 1314. ap. Martene „Magister magni

nominis in pago Andegavensi in tantam prorumpere ausus est insaniam, ut omnia creaturarum nomina ad Deum translata ipsi quoque Deo convenire velit ex quibusdam formis, diversis essentialiter ab ipso Deo sicut et in creaturis (Dies war gar nicht Gilberts eigene Meinung selbst nach der Aussage seiner theologischen Gegner, er sagte, die Geschöpfe erhielten ihr individuelles Daseyn durch verschiedene in ihnen zusammenkommend εἴδη, Gottes Wesen hingegen sey in Einem Begriffe erschöpft) cf. Theolog. l. II. pag. 1283. et seqq. Seine dialektische Polemik gegen ihn ist diese: „nam et in nobis ipsis multa relative dicuntur, cum nemo discretas relationes ipsas aliud a nobis esse concedat, quippe una quaeque res cuilibet alteri similis dicitur in eo quod non est ipsa. Quid enim ridiculosius, ut cum aliquis modo nascitur, cui similis efficior, propter illum quaedam res nova mihi innascatur, quae cum illa perierit necesse sit deperire."

In der Darstellung der Streitigkeiten Gilberts folge ich einer Vergleichung des dem Gilbert günstigen Otto von Freysingen de g. F. I. l. I. c. 46. 50. et seqq. mit lib. III. vit. B. auct. Gaufrido c. V. §. 15. pag. 1139. und besonders Gaufrid. ep. ad Albin. card. ejusdq. libell. c. capitula Gilberti, l. c. pag. 1336, welche partheyisch für Bernhard sind. Am brauchbarsten ist die zuletzt angeführte Schrift, weil sie die Beschuldigungen gegen Gilbert mit wörtlich angeführten Stellen aus seinen Werken belegt. Ich hebe einige dieser Stellen Gilberts aus als Beleg der Darstellung des Textes. Ueber die verschiedene Anwendung der allgemeinen Begriffe auf die Gottheit und auf die Geschöpfe: Sicut non est quo Deus sit nisi sola atque simplex essentia i. e. οὐσία, sic non est unde οὐσία ipsa sit, nisi quod eâ simplex et solus Deus est, unde et usus loquendi, ut de deo dicatur non modo Deus est; verum etiam: Deus est ipsa essentia. Recte utique: si enim

qui non modo sapiens, sed etiam coloratus et magnus et multa hujusmodi est a sapientiae prae caeteris abundantia dicitur totus sapientia multo proprius Deus, cui diversa non conferunt, dicitur ipsa essentia, et aliis nominibus idem.

Ueber den doppelten Gebrauch des Worts Substanz (grade wie Johann Philoponus die doppelte Bedeutung des Worts φυσις — in abstracto als gleichbedeutend mit εἶδος, in concreto als gleichbedeutend mit ὑποστασις unterschied). „Sabelliani cum audiunt unius substantiae tres esse personas et inductas similitudines vel unius animae mentem, notitiam, amorem vel unius radii splendorem, calorem caet, putant quod sicut unus solus est radius, de quo dicuntur splendor et calor caet., ita unus solus subsistens sit, qui naturâ cum sit Deus, idem ipse personalibus proprietatibus sit pater, filius et Spiritus sanctus. Quos hic error patenter ostendit ignorare hujus nominis, quod est substantia, multiplicem usum, videlicet et quod est et quo est hoc nomine designari."

Ueber die persönlichen Eigenschaften: „Theologicae personae quae ejus quo sunt et id quod sunt simplicitate, essentiarum oppositione a se invicem aliae esse non possunt; sed harum, quae dictae sunt extrinsecus affixarum rerum oppositione a se invicem aliae et probantur et sunt." Otto von Freysingen sagt in Rücksicht auf diese Streitigkeiten vom Bernhard: „erat tam religionis fervore zelotypus quam ex habitudinali mansuetudine quodammodo credulus, ut et magistros qui humanis rationibus, seculari sapientia confisi nimium inhaerebant, abhorreret et si quicquam ei christianae fidei absonum de talibus diceretur facile aurem praeberet."

[6]) (Zu S. 226. Z. 15.) Doch nach dem Berichte der Freunde Bernhards und seinem Sermo in Cantica 80. §. 8. hatte Gilbert wirklich seine Meinungen wiederrufen und der

Papst das Abschreiben seiner Bücher verboten. Wenigstens hielt es Bernhard für nöthig, einen Sermon gegen Gilberts Lehrart zu halten, „propter eos, qui adhuc librum, contra apostolicum utique promulgatum interdictum, transscribere et lectitare feruntur, contentiose persistentes sequi episcopum, in quo ipse non stetit." Auch consid. l. V. c. 7. polemisirt er dagegen. — Uebrigens war Bernhard kein Feind der Wissenschaft, nur die übermüthige Dialektik wollte er bekämpfen. Er hielt einen eigenen Sermon (36) über den Nutzen und Gebrauch der Wissenschaft. „Petrus, Andreas, die Söhne des Zebedäus und alle übrige Jünger sind nicht aus der Schule der Rhetoren oder Philosophen genommen worden, und doch hat der Erlöser das Heil der Menschen durch sie gewirkt. Nicht durch ihre Weisheit, die größer in ihnen war als in allen Lebenden, sondern durch ihren Glauben und ihre Sanftmuth hat er sie zu Heiligen und zu Lehrern des Menschengeschlechts gemacht; sie verkündigten der Welt den Weg des Lebens nicht durch erhabene Reden, nicht durch die Gelehrsamkeit menschlicher Weisheit: sondern wie es Gott gefiel, durch die Thorheit ihrer Predigt die Gläubigen zum Himmel zu führen, weil die Welt in seiner Weisheit ihn nicht erkannte. Aber — setzt er hinzu — ich scheine vielleicht zu weit zu gehen im Tadel der Wissenschaft und die wissenschaftlichen Studien zu verbieten. Das sey fern von mir, ich weiß wohl, wie viel die Gelehrten der Kirche genützt haben und nützen, sowohl um die Gegner zu widerlegen, als die Einfältigen zu unterrichten." Er unterscheidet den rechten Gebrauch der Wissenschaft von dem verkehrten, und nennt zuerst drey verkehrte Arten des Studirens. „Einige wollen nur wissen, um zu wissen, eine schlechte Neugier, Andre um mit ihrer Wissenschaft sich zu zeigen, eine verkehrte Eitelkeit, Andre um ihre Wissenschaft zu verkaufen für Gold oder Ehrenstellen, der rechte Gebrauch ist nur, sich selbst und andre zu erbauen. Der verfehlt den

rechten Weg, wer über der Vielwisserey das Nothwendigste, die Kenntniß seiner selbst, versäumt. Das geistige Gebäude kann nicht fest stehn, wenn nicht auf dem Grunde der Demuth errichtet, und nichts ist so angemessen zur Demüthigung der Seele, als daß sie sich selbst wie sie in Wahrheit ist erkenne, nur ohne sich selbst zu heucheln; wie sollte sie nicht gedemüthigt werden sich erkennend beladen mit Sünden, niedergedrückt durch die Last eines irdischen Körpers, in irdische Sorgen verwickelt? Wenn sie aber ihr Auge erhebt zu der göttlichen Barmherzigkeit, so wird bald der erfreuliche Anblick Gottes die herbe Selbsterkenntniß mildern, so ist die Selbsterkenntniß eine Stufe zur Erkenntniß Gottes, dann erkennt der Mensch Gott in dem in ihm selbst erneuten Bilde der Gottheit."

[6]) (Zu S. 228. vgl. S. 178. A. 11.) Es lassen sich manche Beispiele aus diesem Zeitalter aufführen von dem durch den großen Haufen der Mönche und Geistlichen zwar oft beförderten, durch die Besseren aber bekämpften Volksaberglauben. Der Abt Guibert von Novigento (Nogent sous Coucy), der im Anfang des zwölften Jahrhunderts lebte, ein Schüler des Philosophen Anselm von Canterbury, schrieb gegen die Vervielfältigung der Heiligen und Reliquien, die oft durch Mönche beförderten Täuschungen des Volks in dieser Rücksicht sein Werk de pignoribus sanctorum. Er führt darin mehrere Beyspiele an, wie es durch eine zufällige Veranlassung dahin kommen konnte, daß ganz unbedeutende Menschen in einer großen Strecke Landes von dem Volk als Heilige verehrt wurden, oder „Menschen, — sagt Guibert — welche zur Hölle verdammt, wenn sie wüßten, daß es ihnen nützen könnte, und sie es vermöchten, die Sterblichen selbst mit jenem Reichen um Hülfe bitten würden" p. 330. opp. ed. d'Achery. Heftig spricht er gegen die marktschreyerischen Geistlichen und Mönche, welche ihre erdichteten Reliquien in Procession herumtragend und zur

Schau stellend auf eine höchst abgeschmackte Weise dem Volk sie anpriesen „Crebro teri perspicimus ista susurro et facta feretrorum circumlatione ridicula et eorum, quos a rabie declamandi rabulos Hieronymus vocat, mendaciis quotidie cernimus alieni marsupii profunda nudari." Er führt ein Beyspiel an: „Eine sehr angesehene Kirche stellte eine solche Prozession an, und suchte durch die Stimme eines solchen Anpreisers sich Gewinn zu verschaffen als Ersatz für einen erlittenen Verlust. Ueber die Reliquien eine überaus schwülstige Rede haltend sagte dieser in meiner Gegenwart: Wißt, daß in dieser Capsel etwas von dem Brodte ist, wovon unser Herr mit seinen eignen Zähnen gegessen hat, wenn ihr's nicht glaubt, so seht, da ist unser Held (auf mich hinweisend), von dem ihr wohl wißt, was für ein schriftgelehrter Mann er ist; es bedarf nur eines Worts von mir, so wird er als Zeuge für mich auftreten. Ich gestehe es, ich erröthete, dies hörend, und hätte ihm, wenn ich nicht die Gegenwart derer, die ihn dazu bevollmächtigt haben schienen, gefürchtet, als einen Betrüger bloß stellen müssen." Er leitete den Ursprung dieser Mißbräuche und Betrügereien daher ab, daß man angefangen, die Körper der Heiligen aus ihren Gräbern hervorzuholen, sie zu zertheilen (was bis zum siebenten Jahrhundert nicht für erlaubt gehalten wurde, wie aus den Briefen und der Lebensgeschichte Gregor's des Großen erhellt, wegen der ehrfurchtsvollen Scheu vor den Gräbern), und die einzelnen Glieder auf das Prächtigste in Gold und Silber einzufassen. „Durch welche Pracht der Särge, sagt dagegen Guibert, du dich auch vor der Berührung mit der Erde zu bewahren suchen mögest: so wirst du doch zu Erde werden, du magst wollen oder nicht. — Hätten die Körper der Heiligen den ihnen der Natur nach gebührenden Platz der Gräber behalten, so wären diese Irrthümer nicht entstanden. Da zuerst die Andacht die Veranlassung zu diesem Herumtragen war,

kam nachher die Schlechtheit hinzu, so daß jetzt die Habsucht fast alles verdorben, was zuerst in Einfalt geschah." — Guibert warf sich die Frage auf, wie nun, wenn Jemand der Volkssage folgend Einen, der kein Heiliger sey, als Heiligen anrufe, ob dies Gebet fruchtbar sey oder nicht? und er antwortete: „Ja, wenn er ihn aus der Tiefe seines Herzens und im Glauben anruft, so kommt zu Gott, der seines Gebetes Ursache und Ziel ist (qui causa et fructus est orationis), die ganze Richtung desselben (intentio deprecantis tota defigitur), wie auch die Seele aus Einfalt in Rücksicht des Fürsprechers zu irren scheine." — Das vierte Buch dieses Werks scheint Guibert in der Absicht geschrieben zu haben, um den abergläubischen Vorstellungen und grobsinnlichen Bildern, die sich die Menschen nach den Legenden über Erscheinungen aus dem Himmel, dem Fegfeuer u. s. w. von der Geisterwelt machten, entgegen zu wirken. Er führte den Grundsatz aus, daß zu der übersinnlichen Welt nur die reine Betrachtung des in sich selbst von allem Sinnlichen sich zurückziehenden Geistes sich zu erheben vermöge, nicht aber die Einbildungskraft dahin reiche, wo nichts Zeitliches und Räumliches sey. Wenn in der Bibel oder in den Legenden unter sinnlichen Bildern der Zustand der Geisterwelt, die Belohnungen und Strafen geschildert würden; sey dies nur ein Gleichniß von der sinnlichen Welt genommen, wodurch das über alle Vorstellungen der Menschen Erhabene ihnen anschaulich gemacht werde.

7) (Zu S. 235. Z. 4. v. u.) Origenes Philocal. c. 5. führt als Grund von der Ausbreitung des Gnosticismus auch unter edleren und besonnenern Menschen an die ἀποϱια των πϱεσβευοντων τα κϱειττονα, da jene nicht ertragen konnten την ἀλογον και ἰδιωτικην πιστιν.

8) (Zu S. 238. Z. 17.) Von Sekten, die sich im Anfang des eilften Jahrhunderts in Sardinien und Spanien

verbreitet hatten, s. Glaber Rudolph. l. II. c. 12. In dieser Zeit waren zu Orleans, damals berühmt durch eine blühende Schule, gelehrte und angesehene Geistliche Mitglieder einer wahrscheinlich von orientalischem Samen herrührenden Sekte, durch einen Mann, den sie zu gewinnen gesucht hatten, wurden sie verrathen und darauf hingerichtet (A. 1017.). v. gesta synodi Aurelianensis ap. d'Achery Spicileg. ed. nov. vol. I. und Glaber Rudolph. l. III. c. 18. Nur acht Jahre später wurde zu Artois eine andre ähnliche Verbindung, gleichfalls italienischen Ursprungs, entdeckt, welche das Wesen der Religion in die evangelische Frömmigkeit setzte, und die äußerlichen Religionshandlungen für unnütz hielt. v. Gesta Synod. Atrebat. ap. d'Achery. l. c. — Schon im Jahre 1052 wurden Katharer zu Goslar entdeckt und hingerichtet. v. Hermann. Contract. ad h. a. ap. Pistor, pag. 143. d'Argentré Collect. judic. de nov. errorib. p. 9. (Bey dem letzten finden sich auch die meisten der von mir angeführten und noch einige andre Stellen über die Sekten). Eine zu dieser Gattung gehörende Sekte wurde im Anfang des zwölften Jahrhunderts bey Soissons gefunden, ihr Gönner war der Graf von Soissons, ein Mensch, nach Guiberts Schilderung, wie man Einzelne in dem Mittelalter findet, ungläubig aus frecher Brutalität, dem nichts heilig war, der die Sekte wohl nicht aus Neigung für ihre Lehrsätze und ihren Geist; sondern aus Haß gegen die Geistlichkeit beschützte. (Guibert nennt ihn auch einen Freund der Juden, die er wohl, um der Geistlichkeit ein Aergerniß zu geben, und weil er seinen Vortheil dabey fand, begünstigen mochte, und er schrieb insbesondere gegen seine Spöttereien den Tractatus contra Judaeos. Manches was jener gegen die Geburt eines göttlichen Wesens aus einer Jungfrau sagte, konnte er auch von der Sekte entlehnt haben, denn auch diese sprach dagegen aus den Gründen des Manichäismus). Diese Sektirer scheinen sich vornehmlich unter den Landleu-

ten ausgebreitet zu haben; sie hielten ihre geheimen Versammlungen in unterirdischen Gemächern und Hölen, und dieß gab natürlich unter dem Volk Anlaß zu den Gerüchten von den unnatürlichen Ausschweifungen, die sie hier begehn sollten. Da sich zu allen Zeiten (z. B. von den ersten Christen unter den Heiden) von geheimen Verbindungen und Versammlungen dergleichen Gerüchte verbreiteten; so verdienen auch diese keinen Glauben. Zwey von dieser Sekte, welche vor dem Bischof ihre Orthodoxie behaupteten, sollten, weil man ihrer Aussage nicht traute, wie es üblich war, durch ein Gottesurtheil (judicium aquae exorcizatae) die Wahrheit derselben erproben. Nachdem man sie theils auf diese Weise überführt zu haben glaubte, theils sie selbst ihre Kätzerey gestanden hatten, wurden sie verhaftet, auf einem Concil zu Beauvais sollte ihre Sache untersucht werden; aber die fanatische Menge kam den Bischöfen zuvor „verens mollitiem clericalem", und führte sie zum Scheiterhaufen, wo sie standhaft starben. Was Guibert mit einer Art von Billigung erzählt, welche mit der Gesinnung eines Bernhards und Peters von Clügny gewiß nicht übereinstimmte. v. Guibert. Novingent. de vita sua s. monod. l. III. c. 15. et 16.

⁹) (Zu S. 238. Z. 8.) In dem Zeitalter Bernhards scheinen die Sekten in Spanien viel verbreitet gewesen zu seyn, wie dies erhellt aus der Stelle de considerat. l. III. cap. I. §. 4. de haeresi quae ubique paene serpit, apud aliquos palam saevit, nam parvulos ecclesiae (die Einfältigen in der Kirche) passim et publice deglutire festinat. Quaeris ubi sit hoc? Vestri (die päpstlichen Legaten) qui terram Austri tam saepe visitant, ecce hi sciunt et possunt dicere tibi. Eunt et redeunt per medium illorum et transeunt secus, sed quid boni adhuc cum illis egerint necdum audivimus, et forsitan audissemus, nisi prae auro Hispaniae salus populi viluisset. Vielleicht gingen

hier die Sekten aus dem Samen der, wie wir wissen, sich bis in späte Zeiten fortpflanzenden Priscillianer hervor.

10) (Zu S. 239. Z. 6.) Ueber die Namen dieser Sekten s. Eckbert Sermones adv. Catharos in bibl. pat. Lugd. Sie hießen vornehmlich in Deutschland Cathari (dieser Name soll auf die Abstammung aus der Gazarey, der jetzt sogenannten Halbinsel Krimm, deuten, wie andre Kätzernamen die Nationalabstammung bezeichnen, z. B. Bulgari, Bougres, das auch nachher ein allgemeiner Schimpfname, so wie der Name der Kathari, Kazari, Kätzer wurde; s. Mosheim Gesch. des Apostelordens Anm. VI. Doch ist es wohl sogar unmöglich nicht, als es diesem Gelehrten schien, daß der Name griechischen Ursprungs sey. Die Paulicianer nannten sich die wahre, die katholische Kirche im Gegensatze gegen die herrschende verderbte Kirche, sie konnten sich daher leicht τους της καθαρας εκκλησιας, τους καθαρους nennen, diesen Namen gaben sie sich auch unter den occidentalischen Nationen, unter die sie sich verbreiteten, und er blieb ihnen, ohne daß die Bedeutung desselben größtentheils verstanden wurde) in Frankreich texerants ab usu texendi, weil sehr viele unter diesen Handwerkern gefunden wurden; und auch Publicani, vermuthlich von den Provinzen des südlichen Frankreichs, die damals mit dem Namen Novempopulania belegt wurden, wo sie zuerst großen Eingang fanden, wo Peter von Bruis und Heinrich viel wirkten, daher novempopulani, populicani, popelicani, poplicani, publicani, publicani, und dies wurde, wie oft ein provinzieller Name, ein allgemeinerer Sektenname. Von dem Namen poplicani ist wohl der Name Piphles abzuleiten, mit dem sie in Flandern belegt wurden. In Italien, wo sie später, besonders in der Lombardey, ihren Sitz hatten, erhielten sie den Namen Paterini. Die Abstammung dieses Namens ist merkwürdig für die Geschichte der Sekten: In Mayland fanden bekanntlich die strengen disciplinarischen Verordnun-

gen Gregors des VII. und seiner Nachfolger den heftigsten Widerstand bey dem Clerus, der, stolz auf die Freyheit der ambrosianischen Kirche, die unbeschränkte hierarchische Gewalt der Päpste nicht anerkannte. Das Volk hingegen, empört durch das unsittliche Leben der Geistlichen, wollte sie zur Beobachtung dieser Disciplinargesetze zwingen, schwärmerische Anführer stellten sich an die Spitze der Volksschaaren und feuerten sie noch mehr an durch ihre Reden, daraus entstanden heftige Unruhen und Spaltungen. Die Eiferer für die Strenge der Kirchendisciplin trennten sich von der Gemeinschaft mit den Uebrigen, die von den verdorbenen Geistlichen verwalteten Sakramente für nichtig erklärend. Von ihren Gegnern wurden sie zum Schimpf Paterini oder Patarini, ihr Verein Pataria oder Patalia genannt, wodurch man sie als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse bezeichnete. v. den mayländischen gleichzeitigen Geschichtschreiber Arnulph. hist. mediol. l. 3. c. 9. (bey Muratori Script. rer. Ital. t. IV.) die Rede eines Anführers dieser Separatisten Landulph an das Volk, sie möchten die Gemeinschaft mit den unreinen Geistlichen meiden, ihre Opfer als Canina stercora ansehen, sie dürften ihre Güter plündern. (Arnulph, ein eifriger Vertheidiger der ambrosianischen Kirchenfreyheit, mag freylich die Gewaltsamkeit der Separatisten übertrieben geschildert haben) c. 11. Unanimes facti ecclesias contemnunt et divina spernunt cum ministris officia. Landulph senior hist. mediol. l. III. c. IV. schildert sie so: „Fibula dimissa et acu caeterisque negotiis e quibus vita illorum redimebatur, decoloratis dentibus nec non asinarii, quorum vita turpissima trulis asinorum quotidie fulciebatur, quibus Patalia vitam malis artibus ministrabat. (Muratori Antiquitat. Ital. medii aevi. t. V. Diss. 60. p. 85. leitet diesen Namen ab von dem mayländischen Worte Patè, das einen Höcker bedeutet.) Da nun die Layen sich einmal gegen die Geistlichkeit empört hatten, da sie über das Ver-

derben der Kirche laut klagten, deswegen den ganzen von den schlechten Geistlichen verrichteten Cultus für unnütz erklärten, ihre besonderen Zusammenkünfte hielten, auch wohl durch eine strengere Lebensweise sich auszeichneten, konnten sie, wenn auch die Päpste nicht allen ihren Wünschen und Forderungen Genüge leisteten, veranlaßt werden, sich von der ganzen Kirche, die sie als entartet betrachteten, zu trennen, und durch diese Trennung geriethen sie leicht in einen gewissen praktischen Mysticismus. Kamen nachher andere Sekten in diese Gegenden; so konnten sie sich, in ihrem religiösen Geist mit ihnen übereinstimmend, an sie anschließen, so kam es, daß was zuerst ein Schimpfname der hierarchischen Zeloten war, (v. Pagi ad A. 1058. N. 4) nachher ein Sektennamen wurde. Wie leicht aus einem Eiferer für die Strenge der Kirchendisciplin ein Häretiker werden konnte, sieht man unter andern aus einem Briefe des Bischofs Marbod sec. 11. ext. ep. II. hinter opp. Hildebert. ed. Beaugendre, wo jener Bischof einige Einsiedler warnt, von denen er gehört hatte, daß sie sich weigerten, den Oblationen unwürdiger Priester beyzuwohnen, und auch die Layen ermahnten, keine Sakramente von denselben anzunehmen. „Das sey aber der Irrthum der Patariner, daß durch die Unwürdigkeit der Priester die Sakramente der katholischen Kirche entkräftet würden."

[11]) (Zu S. 240.) Ich gründe mich hier besonders auf Eckbert adv. Catharos und Abaelard adv. haereses. Den Beweis aus Joh. cap. VI. für die symbolische Bedeutung des Abendmahls nehme ich aus der wahrscheinlich aus dem dreyzehnten Jahrhundert herrührenden Disputatio inter Catholicum et Paterinum ap. Martene et Durand. thesaur. anecdot. t. V. pag. 1705. Der Beweis aus andern bildlichen biblischen Redensarten gehört eigentlich den Waldensern zu. v. Tractat de haeresi pauperum de Lugduno l. c. Uebrigens waren Viele, welche durch den gesunden Verstand

dazu getrieben, die Brodtverwandelungslehre bestritten, ohne in anderer Rücksicht den Sekten sich anzuschließen. „Nec adhuc illam summam controversiam de sacramento altaris, utrum videlicet panis ille qui videtur, figura tantum sit dominici corporis an etiam veritas substantiae ipsius, finem accepisse certum est. Abaelard. theol. Christian. l. IV. pag. 1315. D. In der Stadt Lesmor in Ireland trat zur Zeit des Bischofs Malachias ein geächteter Geistlicher auf mit der Behauptung, mit dem Abendmahl sey die heiligende Kraft des Körpers Christi verbunden, nicht aber der Leib Christi räumlich gegenwärtig. (In eucharistia esse tantummodo sacramentum et non rem sacramenti, i. e. solam sanctificationem et non corporis veritatem.) Malachias disputirte mit ihm vor einer Versammlung von Geistlichen, der Ausgang war wie natürlich, daß Alle den Gegner der Brodtverwandlung für besiegt hielten. Er aber war so fest in seiner Ueberzeugung, daß er erklärte, er sey nicht durch Gründe besiegt, sondern durch des Bischofs Ansehn unterdrückt worden. „Auch ihr — sagte er zum Malachias — habt wahrlich gegen die Wahrheit und euer Gewissen gesprochen. Darauf wurde er excommunicirt, blieb aber standhaft und sagte: Ihr Alle seyd mehr dem Menschen günstig als der Wahrheit, ich lasse mich durch keine persönliche Rücksicht bewegen, die Wahrheit zu verlassen. v. vit S. Malach. c. 26. pag. 688. in opp. B. t. I.

[12]) (Zu S. 241. Mitte.) „Quidam latibulosi homines — sagt Eckbert — qui per multa tempora latitarunt, et occulte fidem christianam in multis simplicitatis hominibus corruperunt, ita per omnes terras multiplicati sunt, ut grande periculum patiatur ecclesia. Abaelard l. c. spricht von innumeris controversiis, in quarum quotidianis relationibus frequenter obstupescimus, quae nec per incendia eorum, qui a populo deprehenduntur, compesci possunt." Die heilige Hildegard sagt von ihnen: Per eos tota terra

polluta est, unde vos, reges et duces, qui dominum timetis, populum istum ab ecclesia facultatibus suis privatum expellendo et non occidendo effugate, quia forma Dei sunt. Das Bild dieser Sektirer stand ihr gewiß vor Augen, da sie die heuchlerischen Verfolger der entarteten Geistlichkeit weissagend schilderte: Per quendam errantem populum, pejorem erranti populo, qui nunc est, super vos praevaricatores ruina cadet, qui ubique vos persequetur et opera vestra denudabit, populus a diabolo seductus et missus pallida facie velut in omni sanctitate se componet, et secularibus pauperibus se conjunget, populus hic vilibus cappis, quae alieni coloris sunt, induitur, et recto modo tonsus incedit, et omnibus moribus suis placidum et quietum se hominibus ostendet, avaritiam quoque non amat, pecuniam non habet, et in occultis suis tantam abstinentiam imitatur, ut vix ullus ex eis reprehendi possit.

13) (Zu S. 242. Z. 2.) Dieser Häretiker, der als Heiliger von dem Volk verehrt wurde und schon nahe daben war canonisirt zu werden, ist der Armanno Pungilupo aus Ferrara in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Man sehe die interessante Urkunde bey Muratori. Antiquitat. ital. t. V. pag. 98. et seqq.

14) (Zu S. 245. Z. 8.) Diese Erklärung wird bestätigt durch eine ähnliche Aeußerung einer andern Sekte aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, wo der symbolische Sinn noch klarer ist. Die Mitglieder einer um diese Zeit in dem mayländischen Kirchensprengel entdeckten Sekte sagten: „Pontificem habemus, non illum Romanum; sed alium qui quotidie per orbem terrarum fratres nostros visitat dispersos. Quando Deus illum nobis ministrat, tum peccatorum nostrorum venia summa cum devotione nobis donatur; praeter nostrum pontificem non alium novimus nec ministerium, sine tonsura caet. v. Landulph. sen. hist. Mediolan. l. II. c. 27.

[15]) (Zu S. 246. Z. 7. v. u.) Wenn wir den übereinstimmenden Nachrichten der Schriftsteller, die freylich seine Feinde waren, trauen dürfen, müßte Tanchelm einem Johann von Leiden ziemlich ähnlich gewesen seyn. Durch Schmähungen auf die Geistlichkeit zog er zuerst das Volk an sich, darauf predigte er auf freyem Felde vor einer zahlreichen Versammlung, ging einher in großer Pracht, von dreytausend Bewaffneten umgeben, und gab seinen Partheygängern große Gastmähler. Als Norbert nach Antwerpen kam, suchte er durch seine Predigten der Schwärmerey entgegenzuwirken, und brachte die Menschen dahin, die geweiheten Oblaten, die sie seit zehen Jahren in Kisten verborgen hatten, wieder hervorzuholen; v. Robert a Monte ad A. 1124. vit. Norbert. in actis S. s. Junii t. I.; und besonders epist. Trajectensis ecclesiae ad Friedericum episc. Coloniens. in: vetera monumenta contra Schismaticos eaet. studio Sebastiani Tengnagel, Ingolstad. 1612. p. 368. Auch in Rücksicht des Eudo stimmen Alle überein. Man findet mehr bey Baron. bey dem Concil zu Rheims unter dem Papst Eugen.

[16]) (Zu S. 247. Z. 3. v. o.) Luther kannte diesen Unterschied am besten. Als er im J. 1526 die erste Ordnung des Gottesdienstes für die neuen Kirchen entwarf, schrieb er: Wir stellen solche Ordnung gar nicht um derer willen, die bereits Christen sind, denn die bedürfen der Dinge keines, um welcher willen man auch nicht lebet; sondern sie leben um unsert willen, die noch nicht Christen sind, daß sie uns zu Christen machen, sie haben ihren Gottesdienst im Geist. Aber um derentwillen muß man solche Ordnung haben, die noch Christen sollen werden oder stärker werden, gleichwie ein Christ der Taufe, des Worts und der Sakramente nicht darf als ein Christ, denn er hat 's schon Alles; sondern als ein Sünder. S. deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes. Halle. Th. X. S. 269.

[17]) (Zu S. 248. Z. 10. v. u.) Daß er ein Presbyter war, erhellt aus Abälard introd. theol. 1066. presbyter in provincia. Da er hier von ihm, wie von einem Verstorbenen spricht, und dies Buch sicher vor 1121, in welchem Jahre es auf dem Concil zu Soissons verdammt wurde, verfaßt ist, Peter von Bruis zwanzig Jahre seine Wirksamkeit fortsetzte, kann man daraus die Zeit, in der er zuerst auftrat, ungefähr berechnen. Paul Perrin hat seiner histoire des Vaudois à Geneve 1619. eine in provençalischer Sprache geschriebene Abhandlung „de l'Antechrist" angehängt, welche er nach seiner Aussage aus einer alten durch die Waldenser aufbewahrten und mit dem Jahr 1120 bezeichneten Handschrift genommen. Da die Waldenser in den Gegenden sich viel verbreiteten, wo Peter von Bruis und Heinrich gewirkt hatten, ist es an sich nicht unwahrscheinlich, daß sie von dem Rest der Sekte, der sich vielleicht jetzt wegen der Uebereinstimmung des Geistes mit ihnen vereinigte, einen Inbegriff ihrer Glaubenslehren (welcher in jener Abhandlung zu finden) erhielt und als ein altes Zeugniß der Wahrheit aufbewahrte. Die Besonnenheit und Ruhe, mit der diese Abhandlung geschrieben ist, scheint mit dem Geist und Charakter des Peter von Bruis nicht übereinzustimmen, über die Sakramente, Abendmahl und Taufe, erklärt sich diese Schrift mit weit größerer Mäßigung als Peter von Bruis, nach den uns gebliebenen Nachrichten zu urtheilen. Sie könnte eher von einer jener Sekten, die unter dem Namen Apostolici bekannt waren, und sich durch ihren Eifer für alles Urchristliche auszeichneten, herrühren, und wäre sehr interessant als das älteste ausführlichere Zeugniß des reinen Christenthums aus dem Mittelalter. Dadurch daß sie sich nicht ausdrücklich gegen die Kindertaufe erklärt, durch die Achtung auch vor dem alten Testament, scheint sie sich aber auch von dem Charakter aller Sekten dieses Zeitalters zu unterscheiden, so weit wir diese aus den

mangel-

mangelhaften Nachrichten kennen, und vielmehr das Gepräge von dem Geist der Waldenser zu tragen. Doch kann dies nicht genug gegen das Alter der Schrift beweisen, da wir so wenig ausführliche, sichere und bestimmte Nachrichten von den einzelnen Sekten haben. Es fängt diese Schrift damit an, die Zeichen des Antichrists in dem Geiste, dem Verfahren und der Lehre der herrschenden Kirche aufzuweisen. Daher das schöne Motto: „Enaima lo fum va devant lo fuoc, la-batailla devant la victoria, enaimi la tentation de l'Antechrist devant la gloria." Ein wahrhaft christlicher Geist herrscht in dem Ganzen, so wie erhellt aus dem was hier als das Wesentliche der Religion genannt wird: „Die innere Erkeenntniß des wahren dreyeinigen Gottes, welche nicht durch Fleisch und Blut verliehen wird, die Liebe und Verehrung Gottes über alle Dinge, die lebendige Hoffnung auf Gott durch Christnm, die Wiedergeburt und innere Erneuerung durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, das Verdienst Jesu Christi als hinreichend zur Begnadigung und Gerechtmachung (cum tota sufficientia de gratia et justitia), die Gemeinschaft mit allen Auserwählten, die Vergebung der Sünden, der heilige Wandel und die Erfüllung aller Gebote Christi, die wahre Buße, die Beharrlichkeit bis zum Ende und das ewige Leben." Die Gründe gegen die Heiligenverehrung sind hier besser ausgeführt, als sonst von den Sekten dieses Zeitalters: „Das Volk wird dadurch zu dem fleischlichen Glauben verleitet, als ob, wie bey den Köuigen der Erde wenn sie in Zorn sind, die nicht Erzürnten sich für Andre bey ihnen verwenden und sie besänftigen, so die Heiligen den Zorn Gottes gegen die Sünder besänftigen. Wäre das, so würde keine Uebereinstimmung zwischen dem Willen Gottes und dem Willen der Heiligen seyn. Das Volk wird dadurch zum Götzendienst verleitet und zu dem Wahne, daß die Heiligen barmherziger seyn als Gott. Wir bedürfen keines andern Mittlers als Christi, er bietet

sich auf gewisse Weise uns dar, ehe wir noch uns selbst bewegen, er ist an der Thür und klopft nur an, daß ihm geöffnet werde. Da er allem Götzendienst den Weg verschließen will und zur Rechten Gottes ist; so will er nur, daß jeder Gläubige ihn im Herzen habe, und zu ihm selbst sich wende. Zu ihm sollen die Gläubigen alle ihre Gedanken und Empfindungen richten, ihm ähnlich zu werden streben, dem der oben ist, wie der Apostel sagt. Der Geist wird zerstreut durch die Menge der Heiligen, die Empfindungen werden von Christo entfernt und durch die vielfache Verbreitung geschwächt." In Rücksicht der Taufe werden bloß die damit verbundenen vielfachen Ceremonien als unnütz und Irrthümer veranlassend getadelt. Aus einer andern Stelle erhellt aber, daß die Verfasser in der Theorie mit der Lehre der Sekten dieses Zeitalters in dieser Rücksicht übereinstimmten, denn S. 267. wird es ein Werk des Antichrists genannt „que el attribuis la reformation del Sanct Sperit a la fe morta de fora (dem todten äußerlichen Glauben) et bapteia li enfant en aquella fe et enseignant esser a consegre per ley lo baptisme et la regeneration." Das Abendmahl wird betrachtet als ein symbolisches Zeichen zur Erbauung der Gemeinde, die Theorie dieselbe wie bei andern Sekten dieses Zeitalters, die innere geistige Vereinigung mit Christo: „Das essen des Leibes Christi sey hier bloß bildlich zu verstehn, denn wenn es nicht bloß bildlich wäre, hätte sich Christus für immer dazu verpflichtet, denn das geistige Essen ist fast für jeden Augenblick nothwendig; Christus sagt „ihn essen, ist so viel als in ihm bleiben". Bey der Feyer dieses Sakraments ist das Nützliche: das Gebet, die Liebe, die Erklärung der heiligen Schrift zur allgemeinen Erbauung in der Landessprache und andre dem Gesetz des Evangeliums gemäß zu dem Zweck angeordnete Dinge, daß Friede und Liebe unter dem Volk wachse."

[17]) (Zu S. 259. Z. 1. v. u.) Die vornehmste Quelle für Heinrichs Geschichte sind bekanntlich die Acta Hildeberti Cenomanensis in den: Actis episcoporum Cenomanensium in Mabillon analect vet. ed. nov. pag. 315 et seqq. Einen Monachus apostata nennt Bernhard den Heinrich. Monachus niger (Cluniacenser), lib. 7. vit. Bernard. c. 7. Einen Diaconus nennt er sich selbst. Analect. p. 317.

Nec curavit — steht in der Erzählung — sive caste seu inceste connubium sortirentur. Das ist es was ich so verstehe, daß er auf die canonischen Impedimente keine Rücksicht genommen, vielleicht auch die kirchlichen Formen der Eheverbindung nicht für nothwendig gehalten. Der Erzähler sagt, keine von denen auf diese Weise geschlossenen Verbindungen sey dauernd gewesen; sondern alle durch die Armuth und die Ausschweifungen der Weiber bald wieder aufgelöset worden. Dieser Erzähler kann aber wegen seiner Partheylichkeit nicht als bewährter Zeuge gelten, doch kann es allerdings seyn, daß die nicht mit gehöriger Besonnenheit und Berücksichtigung der Verhältnisse geschlossenen Ehen schlechte Früchte brachten. Diese Beförderung der Ehe zeugt auch dafür, daß Heinrichs Grundsätze nicht von den Paulicianern herrührten.

[18]) (Zu S. 262. Z. 5.) So spricht der Bischof Hildebert ep. 24. von zweyen vorher den Grundsätzen Heinrichs ergebenen Geistlichen, die er ihres Irrthums überführt habe. — ep. 23. Gegen Einen, der sich eine Parthey gemacht hatte, indem er behauptete, die Gebete zu den Heiligen seyen unnütz, weil sie nicht wüßten, was unter den Menschen vorgehe, wogegen Hildebert nicht unpassend sagt: doctrina, ibi caritatem excidere somnians, ubi caritas nunquam excidit, quia Deus est omnia in omnibus. Was der Erzähler in den Actis, Hildebert und Bernhard (Dieser ep. 241. schildert ihn als einen Landstreicher, der durch Predigen sich seinen Unterhalt verdiente. „Si quid supra victum elicere pot-

erat a simplicioribus populi, vel ab aliqua matrona, id ludendo aleis aut certe in usus turpiores turpiter effundebat. Frequenter siquidem post diurnum populi plausum nocte insecuta cum meretricibus inventus est et interdum etiam conjugatis") gegen den Heinrich sagen, beweiset nichts, wie leicht konnten durch Heinrichs unstätes Leben, durch seine Zusammenkünfte mit Menschen von verschiedenem Stande, Alter und Geschlechte, durch sein unvorsichtiges Betragen, den allgemeinen Haß, der ihn als entlaufenen Mönch und als Kätzer traf, solche nachtheilige Gerüchte von ihm sich verbreiten! Man denke nur an die Gerüchte, welche von Männern, wie Luther, Beza, die doch mit größerer Weisheit Aergernisse zu geben vermieden, sich unter den Katholiken verbreiteten. — Ueber Heinrichs weitere Geschichte: Analecta, pag. 323. col. 1. gegen unten. Ueberhaupt vit B. III. auct. Gaufred. c. VI. ep. Gaufrid. monach. Claravallens. §. 4. et seqq. — pag. 1208. t. II. opp. B. vit. l. 7. cap. 17. pag. 1220. Die späteren, wie z. B. Alberich in Leibnit. accessor. hist. belehren nicht, sprechen meistens nur den früheren nach, vermischen die früheren Kätzereyen unter einander und mit den späteren. — Ein Mönch Heribert hat uns eine Nachricht hinterlassen von einer Sekte in der Gegend von Perigueux unter der Anführung eines gewissen Pontius, welche die apostolische Einfalt des Gottesdienstes, die Gemeinschaft der Güter, Verzichtleistung auf Eigenthum zum Ziel hatte, die gemeinschaftliche Tendenz der meisten Sekten des Mittelalters. Analect. pag. 483. Aber schwerlich war dieser Pontius Schüler und Nachfolger Heinrichs, wie Mabillon meynt, denn die Enthaltsamkeit von Fleisch und Wein, das häufige Kniebeugen, deutet vielmehr auf Abstammung von den Katharern. Zwar hatte Bernhard seine Bekehrungsreise auch bis in diese Gegend fortgesetzt, was Mabillon als Beweis anführt; aber es brauchen nicht gerade Henricianer zu seyn, mit denen Bern-

hard hier zu kämpfen hatte; es konnten leicht auch Katharer, die ja schon im eilften Jahrhundert nach Frankreich kamen, in diesen Gegenden verbreitet seyn, vielleicht war grade durch diese der Boden für des Peter von Bruis und Heinrichs Wirksamkeit schon vorbereitet, so wie auch durch diese wieder der Eingang der Sekten in diesen Gegenden für spätere Zeiten befördert wurde. — Man sieht auch hier, wie viel diese Menschen durch das Biblische ihrer Lehre wirkten. „In hac seductione — sagt Heribert — quam plures jam non solum nobiles propria relinquentes; sed et Clerici, Presbyteri, Monachi et Monachae pervertuntur. Nullus enim tam rusticus est, si se iis conjunxerit, quin infra octo dies tam sapiens sit in literis, ut nec verbis nec exemplis amplius superari possit." Daß späterhin die Frömmigkeit unter diesen Sekten mitunter in Frömmeley ausgeartet sey, läßt sich wohl im voraus denken, das häufige Knie beugen u. dgl. läßt darauf schließen, so wie ja auch der in seinem Ursprung so schöne und reine Pietismus oft ausartete. Die bedrängte Lage, in welcher sich späterhin die Sekten bey der Wachsamkeit ihrer Verfolger befanden, veranlaßte sie, mancherley Mittel zu ihrer Rettung auszusinnen; dadurch erhielten sie eine außerordentliche Gewandheit, die es ihnen möglich machte, ihre Verfolger zu täuschen, und die auch wohl manche benutzten, um durch fraudes pias das Volk an sich zu ziehen, woher unter den Katholischen das Gerede von ihren Teufelskünsten entstand „Nullo modo detineri possunt, sagt Heribert, quia si capiuntur, nulla vinctione possunt servari, diabolo eos liberante, faciunt quoque multa signa, nam sicubi ferreis catenis vincti, missi fuerint in tonnam vinariam, ita ut fundus sursum vertatur et custodes fortissimi adhibeantur, in crastino non inveniuntur, quoad usque iterum se voluntarie repraesentaverint."

[19]) (Zu S. 269. oben.) Der Gründer des Christen-

thums in Ireland, der heilige Patricius, ein merkwürdiger Mensch (von welchem man die durch alte Traditionen auf uns gekommenen Nachrichten gesammelt findet in Act. S. S. Antw. ad 17. mart.), verpflanzte mit dem Christenthum zugleich den Samen aller Cultur überhaupt unter diese Nation, indem er sie zuerst mit der Buchstabenschrift bekannt machte, dem Volk einen festen Mittelpunkt gab in dem Erzbisthum Armagh. Daher blieb sein Andenken in fortdauernder Verehrung, ein Evangelienbuch das ;er gebraucht, und ein Stab, den ihm Christus selbst übergeben haben sollte, baculus Jesu, wurden als die heiligsten Reliquien verehrt, und als die unveräußerlichen Insignien des Primats über Ireland betrachtet, so daß wer diese dem Volk vorzeigen konnte, als Erzbischof von Armagh angesehen wurde.

Die Nachfolger des heiligen Patricius hatten durch diese Verehrung ein so großes Ansehn erhalten, daß ihnen fast die ganze Regierung der Nation übertragen war, nicht allein die ganze Kirche, sondern auch die Fürsten ihnen auf gewisse Weise unterworfen waren. Wären diese Männer an Eifer für die Religion dem Patricius ähnlich gewesen, so hätte viel Gutes für die ganze Nation daraus erwachsen können; aber es riß hier das Uebel ein, wodurch überhaupt die kirchlichen Verhältnisse in vielen Staaten zerrüttet wurden, daß die Besitzer jener höchsten Stellen sie in ihren Familien erblich zu machen wußten. Daher mußten oft unfähige Menschen Häupter der irländischen Kirche werden, daher lösete sich die kirchliche Ordnung nach und nach wieder auf, Wildheit und Zügellosigkeit nahmen wieder überhand. Malachias suchte mit großen Anstrengungen und großer Uneigennützigkeit die Kirche wieder in diesem Lande zu gründen, indem er sie, wozu er sich nach seinen Grundsätzen verpflichtet glaubte, in die Fugen der römischen Hierarchie hineinbrachte. Er stellte das berühmte Kloster Bancor wieder her, das einst Ireland (daher die Insula sanctorum genannt)

mit Mönchen bevölkert, viele Missionäre gebildet hatte. Er ließ den Layenäbten, welche in die Besitzungen des Klosters sich getheilt hatten, die zahlreichen Güter, uud war für sich mit dem Besitz des Klosters zufrieden. Als Bischof von Conneret zog er zu Fuß in den Städten und auf dem Lande umher, um überall den kirchlichen Gottesdienst und die kirchliche Ordnung wieder herzustellen. Es wäre zu wünschen, Bernhard hätte in noch umständlicheren Zügen den kirchlichen Zustand Irelands abgeschildert, denn es ist schwer, Bernhards subjektive Ansicht von dem wirklichen Zustand der Dinge zu sondern, was den hierarchischen Formen und dem herrschenden Lehrbegriffe entgegen war, erschien ihm als Haidenthum und Barbarey; es scheint seit der Gründung der christlichen Kirche durch Patricius noch manches Ueberbleibsel des freyeren und reineren Christenthums sich bis auf diese Zeit dort erhalten zu haben. Bernhard weiß gegen mehrere jener Adlichen, welche bis auf seine Zeit die erzbischöfliche Würde zu Armagh bekleidet hatten, nichts zu sagen als viri uxorati et absque ordinibus — literati tamen. — Malachias wurde wegen seiner Verdienste zum Erzbischof von Armagh ernannt, aber ein Großer aus jener Familie hatte sich schon seit längerer Zeit des Erzbisthums bemächtigt, Malachias wollte kein Blut vergießen lassen und blieb deswegen außerhalb der Stadt, die Functionen des bischöflichen Amts verrichtend, durch seine Sanftmuth und sein ehrwürdiges Betragen versöhnte er nachher seine Feinde mit sich. Als er darauf durch eine dreyjährige Wirksamkeit die kirchliche Ordnung wieder hergestellt hatte; übergab er das Erzbisthum einem Andern, und ging in sein Bisthum Conneth zurück, er wirkte nachher in Ireland als päpstlicher Legat, er hielt öftere Concilien, durchreisete oft seine Diöcese und hatte selbst keinen festen Sitz, weil er überall gleich seyn wollte, wo seine Gegenwart und Wirksamkeit am nothwendigsten war; er hatte keine bischöfliche Güter, sondern

lebte theils von seiner und der Seinen Hände Arbeit, theils von frommen Gaben derer, für deren geistiges Wohl er sorgte. Daher verglich ihn Bernhard mit vielen andern Bischöfen seiner Zeit: „Illi cum accipiunt decimas et primitias, et oblationes, insuper et de Caesaris beneficio telonia et tributa, solliciti sunt nihilominus, quid manducent et quid bibant; Malachias nihil horum habens, multos tamen locupletavit de promptuario fidei." Ueber die Weissagungen von den Päpsten, welche dem Malachias zugeschrieben wurden, habe ich keine besondere Untersuchung anstellen können, Bernhard rühmt zwar seinen prophetischen Geist, seine Kraft, in's Innere der Menschen zu schauen; aber das sind gemeinschaftliche Züge in allen Lebensbeschreibungen der Heiligen dieser Zeit. Hätte Bernhard irgend etwas Aehnliches von einem solchen Werke des Mannes gekannt, so hätte er es, da es ihm sehr merkwürdig hätte erscheinen müssen, nicht unberührt gelassen.

20) (Zu S. 272. oben.) Wo man Gewalt und Willkühr so oft herrschen, auf Gewaltthaten Ansprüche des Rechts gegründet sah, konnte wohl in der Seele eines Papstes der Gedanke entstehn, den Gregor VII in seinem merkwürdigen Briefe an den Bischof Hermann von Metz ausspricht, l. VIII. ep. 21. „Sollte die Würde, welche von weltlichen, gottvergessenen Menschen erfunden worden, nicht unterworfen seyn der durch des allmächtigen Gottes Vorsehung selbst gegründeten Würde, die er aus Barmherzigkeit der Welt gegeben? Wem sollte es unbekannt seyn, daß die Könige herstammen von denen, welche von Gott nichts wissend durch Hochmuth, Raub, Treulosigkeit und Mord, und endlich fast alle Arten von Verbrechen, durch den Fürsten der Welt, den Satan, getrieben, mit blinder Begierde und unerträglicher Anmaßung über Ihres Gleichen, ihre Nebenmenschen zu herrschen suchten." Fast mit denselben Worten (so daß man denken sollte, er habe eben diesen Brief vor sich gehabt)

führt jene Meinung an als von einer antipolitischen Parthey seiner Zeit behauptet Hugo Floriacens. in der Schrift, worin er Kirche und Staat durch Bestimmung ihrer Gränzen mit einander zu versöhnen suchte, veranlaßt wahrscheinlich durch die Kämpfe der Kirche und des Staats unter dem Erzbischof Anselm von Canterbury: de regia potestate et sacerdotali dignitate ap. Baluz. Miscel. vol. IV. Das Bild einer solchen kirchlichen Theokratie drückt am lebhaftesten aus der ganz davon ergriffene Geroch de corrupto ecclesiae statu ap. Baluz. vol. V. pag. 117. Er schildert den glückseligen Zustand der Gesellschaft, der aus der Vereinigung der in der Kirche lehrenden und regierenden Weisheit mit der Tapferkeit des weltlichen Arms hervorgehen würde: „Die nicht nach ihrer Pflicht lehrenden Geistlichen und Bischöfe würden entsetzt, und ihre Stellen Andern übergeben, die ihren Lehren nicht gehorchenden Fürsten und Ritter würden excommunicirt, und andre Bessere an ihre Stelle gesetzt. In jedem Kampfe und Kriege haben entweder eine von beyden Partheyen oder es haben auch beyde zugleich Unrecht. Das müßten die dem Unterricht der Menschen vorstehenden Priester untersuchen, ohne ihre Entscheidung dürfte kein Krieg begonnen werden, die Parthey, welche das Recht auf ihrer Seite hat, müßte durch den Zuruf der Kirche ermuntert und durch das Abendmahl in dem Kampfe gestärkt, die entgegengesetzte Parthey durch Excommunicationen, Entziehung des kirchlichen Begräbnisses zum Nachgeben gezwungen werden. Jetzt aber wird, wenn Reiche mit Reichen, Fürsten mit Fürsten kämpfen, beyden Partheyen ohne Untersuchung ihrer Sache das Abendmahl gereicht" Auch dieser Mann, so enthusiastisch für die hierarchische Theokratie, erkannte, daß das Weltliche, das sich mit der römischen Hierarchie vermischt hatte, der Realisirung dieser Idee entgegenstand. In der Vorrede zu jenem Buche: „Neque enim vel hoc ipsum carere macula vide-

tur, quod nunc dicitur curia Romana, quae antea dicebatur ecclesia Romana."

[21]) (Zu S. 276. u. d. f.) Viele Stellen aus den Schriften dieser Zeit bezeugen den so nachtheiligen Einfluß der Ränke und Bestechungen auf den geistlichen Rechtsgang zu Rom und die Mißbräuche der Appellationen, manches ist schon oben vorgekommen. Ich führe zwey Stellen an, die mir grade gegenwärtig sind. Als Abälard nach Rom reisen wollte, um sich Genugthuung zu verschaffen für die von seinen Feinden erlittenen Mißhandlungen, schrieb ihm der Prior Fulco a Diogillo zur Warnung: Quotquot nostris temporibus sine pondere pecuniae ad illam sedem accesserunt, perdita causa confusi et reprobati recesserunt. Si protervus extiteris et causam tuam inter eos exponere volueris, de te quidem commovebis risum; justitiam vero consequeris nullam. Der Bischof Hildebert von Mans über den Mißbrauch der Appellationen an den Papst Honorius II.: „(ep. 41.) Quod si forte hujusmodi novitas emerserit, ut placeat indifferenter omnes admittere appellationes, pontificum censura peribit et omnino conteretur ecclesiasticae robur disciplinae. Sic fiet, ut sacrilegia et rapinae, fornicationes et adulteria pernicioso pullulabunt incremento. Accipio quod suspectos habens judices aut infestos, quod formidans vim temerariae multitudinis eodem remedio possit et debeat sublevari." — Von den Advokaten seiner Zeit, sagt Johann von Salisbury: Causidicorum siquidem est lingua damnifica, nisi eam ut dici solet funibus argenteis vincias. Policrat. l. V. c. 16.

[22]) (Zu S. 288. Z. 11.) Die Beyspiele von dem Legaten Martin und dem ehrwürdigen Bischof Gottfried von Chartres. Der erste kehrte als Legat aus Dänemark so arm zurück, daß er, als er nach Florenz kam, die weiteren Reisekosten kaum noch bestreiten konnte. Der Bischof des Orts schenkte ihm ein Pferd, auf dem er bis nach Pisa kam. Am andern

andern Tage aber folgte ihm dieser nach, nnd bewarb sich um die Stimme seiner Freunde für einen Prozeß, in den er verwickelt war. Als er nun zu dem Legaten kam mit großer Zuversicht wegen des Geschenks, sagte Martin zu ihm: „Ihr habt mich getäuscht, ich wußte nichts von eurem Prozesse, geht in den Stall und nehmt euer Pferd mit euch.“ Der zweyte verwaltete eine Legation in Aquitanien mehrere Jahre hindurch anf. eigene Kosten, und nahm durchaus kein Geschenk an. — Kurze Zeit nach der Vollendung dieses Werks mußte Bernhard einen Legaten, der sich sehr weit von diesem Beyspiele entfernt hatte, zu Rom anklagen: Man höre seine Schilderung (ep. 290. an den Cardinalbischof Hugo von Ostia): „Euer Legat ist von einem Volke zum andern, von einem Reich in's Andre gereiset, überall abscheuliche Fußstapfen bey uns zurücklassend, der apostolische Mann, der von dem Fuß der Alpen und vom deutschen Reiche durch alle Kirchen Frankreichs und der Normandie gereiset ist, hat Alles nicht mit der Verkündigung des Evangeliums, sondern mit Schändung des Heiligsten erfüllt. Sollen wir auch das Schändlichste von ihm erzählen, er soll die Kirchen geplündert, schöne Knäblein wo er konnte zu geistlichen Würden befördert, und wenn er es nicht durchsetzen konnte, doch es gesucht haben. Viele kauften sich los von seinem Besuche, von denen, zu welchen er nicht selbst kommen konnte, erpreßte er Geld durch seine Botschafter. In den Schulen, in der Curie und unter dem Volk hat er sich zum Gespött gemacht, Weltliche und Geistliche sagen ihm schlechtes nach, Arme, Mönche und Geistliche haben sich über ihn zu beklagen, leset diesen Brief dem Herrn Papst selbst vor, er mag sehen was er mit einem solchen Menschen machen will, ich habe das Meinige gethan, doch sage ich ihm mit meiner Heftigkeit, es wäre wohl gethan, wenn er selbst seinen Hof reinigte und dadurch sein Gewissen befreyete. Wißt, daß ich noch weniger gesagt habe als öffentlich von

den Menschen gesprochen wird." Vgl. über die guten und schlechten Beyspiele der Legaten Joh. v. Salisb. l. V. c. 15. et 16.

23) (Zu S. 290. Z. 9.) Mit Recht unterscheidet Bernhard den Glauben von dem bloßen Dafürhalten (weswegen er, wie wir oben gesehn, gegen Abälard polemisirte); er betrachtet den Glauben als ein wirkliches Festhalten, das reelle Vorempfinden einer höheren Art des Daseyns, in die der Mensch durch die Richtung seines Gemüths eingeht, wenn sie gleich von ihm nicht begriffen werden kann. Weil wir das Bild und den Samen eines höheren Lebens in dem innersten Grunde unsers Wesens tragen, fremdartig der Welt der wir in der Zeit angehören; so können wir dadurch die Realität der Strahlen höheren Lebens, von der höchsten Stufe des Daseyns zu uns herabgesandt in uns selbst inne werden, die Wahrheit dieses für uns bestimmten höheren Daseyns in uns selbst empfinden. Darum sagt der Apostel Johannes, nicht bloß emphatisch oder bildlich, soudern mit tiefer und wahrhafter Bedeutung: ὁ πιστευων ἐχει ζωην ἀιωνιον; μεταβεβηκεν ἐκ του θανατου ἐις την ζωην. Der Heiland selbst zeigt am klarsten die tiefe Bedeutung dieses Ausdrucks in jener Stelle: το ὑδωρ, ὁ δωσω ἀυτῳ γενησεται ἐν ἀυτῳ πηγη ὑδατος ἁλλομενου εἰς ζωην ἀιωνιον.

Zusatz.

(Zu S. 160. u. 188. über Arnold von Brescia.) Als Beleg und Erläuterung des Gesagten führe ich noch an das Urtheil des ehrlichen Gerochs, der die Laster der Geistlichkeit wie Arnold, aber ohne das Ansehn der Kirche anzugreifen, bekämpfte. Nachdem er vermuthlich vorher die innere Verderbniß der Kirche geschildert, und daraus auf das Herannahen des Antichrists geschlossen hatte: „— — — — Non ad hoc proficit, ut domus Dei taliter ordinata, domus Dei non sit, vel praesules ejus non sint episcopi, quemadmodum quidam nostro tempore, Arnoldus nomine,

dogmatizare ausus est, plebes a talium episcoporum obedientia dehortatus." (Bey D'Argentré t. I. fol. 27. aus Geroch. Reichersperg. l. I. de investigat. Antichristi, wohl dasselbe Werk, von welchem Gretser einen Theil herausgegeben hat.)

Beylage zu der Geschichte der occidentalischen Sekten in diesem Zeitalter, über die Paulicianer.

(Nach Vergleichung des Petrus Siculus in lat. vers. bibl. pat. Lugd. t. XVI. mit dem Photius de Manichaeis in Wolf anecdota graeca sacra et profana, vol. I. et II. Doch sind nur die ersten zwey Bücher für die Geschichte zu benutzen, das Uebrige enthält meist nur seine Polemik. Es ist mir bloß darum zu thun, die innere Geschichte und den Geist dieser Sekte so viel möglich in's Licht zu setzen, da dies mit dem Leben der occidentalischen Sekten genau zusammenhängt; auf die äußeren Schicksale der Sekte kann ich mich hier nicht einlassen.)

Es ist eine nicht seltene Erscheinung in der Kirchengeschichte, daß Sekten, welche unterdrückt schienen durch heftige Verfolgungen, plötzlich in neuer, verklärter Gestalt, gereinigt von dem rohen Schlacken wieder auftreten (z. B. die böhmischen Brüder und die Mennoniten). So ging es auch mit den manichäischen und gnostischen Sekten im Orient. Diese hatten sich besonders in Armenien ausgebreitet, durch die heftigen Verfolgungen schienen sie im siebenten Jahrhundert größtentheils unterdrückt, wenigstens nur im Stillen

sich fortpflanzend, als sie gegen das Ende dieses Jahrhunderts einen neuen Schwung erhielten, und von neuem mit großer Macht sich ausbreiteten. Unter der Regierung des Kaisers Constantinus Pogonatus lebte ein Manichäer, Constantinus, von dessen früherem Leben uns weiter nichts bekannt, in der armenischen Stadt Mananalis ohnweit Samosate; da er von einem aus der Gefangenschaft unter barbarischen Völkern zurückkehrenden Diaconus zum Dank für gastfreundschaftliche Aufnahme ein Evangelienbuch und die Briefe des Apostels Paulus erhalten hatte, studirte er diese heiligen Urkunden mit großem Ernst. Die Hauptlehre des Manicheismus von dem Kampfe zweyer entgegengesetzter Principien glaubte er bestätigt zu finden in der Bibel, in dem scharfen Gegensatze zwischen Licht und Finsterniß, Geist und Fleisch, ein Geist evangelischer Frömmigkeit ging durch das andächtige Studium der Bibel auf ihn über, die Beförderung einer warmen und thätigen christlichen Religiosität erschien ihm von jetzt an als das Wesentliche, die Basis aller andern Verbesserung, er wollte nicht mehr Schüler des Mani, sondern allein Jünger Christi heißen, und gab sich deswegen den apostolischen Namen Silvanus, sein Ziel war die Kirche zu der apostolischen Einfalt zurückzuführen, die Wärme der Religion in den durch eine gemachte Dogmatik kalt gelassenen Herzen zu erregen. Da er zuerst nicht polemisch gegen die herrschende Kirche erschien, nur von dem praktischen Christenthum ausging, und erst die auf solche Weise angezogenen Gemüther in das Innere seiner Dogmatik (wie die christliche

Moral in seiner Ansicht mit dem Dualismus genau zusammenhing) einweihete; so breiteten sich seine Grundsätze schnell aus, ehe man ihre kätzerische Tendenz bemerkte. Dieses gewaltsame Umsichgreifen erregte die wachsame Aufmerksamkeit des Clerus gegen ihn, und dieser wirkte bei dem Kaiser Verordnungen zur Unterdrückung dieser Sekte aus. Justinian II sandte deshalb den Palatinus Symeon in diese Gegend, dieser versammelte des Silvanus vornehmste Schüler, machte ihnen den kaiserlichen Befehl bekannt, und gebot ihnen, ihren Lehrer zu steinigen, nur ein elender Mensch Justinus gehorchte. Aber Symeon, ein Laye, mit dem kirchlichen Lehrgebäude nicht so sehr vertraut, von den kirchlichen Vorurtheilen nicht so sehr eingenommen, wurde durch die Unterredungen mit Silvan's Schülern selbst für ihre Lehre empfänglich, er bereute des Mannes Hinrichtung, verschonte die Uebrigen, und der in sein Gemüth gestreute Samen wirkte weiter im Stillen. Er verließ nach dreyen Jahren den Hof, und gab sein Amt auf, um ganz der Wahrheit, von der sein Inneres ergriffen war, leben zu können. Er reisete selbst nach Armenien, und wurde Oberhaupt der sich immer weiter ausbreitenden Sekte; es scheint, daß sie sich im Stillen eine Zeitlang erhalten konnte, geschützt durch das Ansehn Symeons, der als Rechtgläubiger bekannt war. Aber derselbe elende Justin, welcher den Silvan zu steinigen sich hatte brauchen lassen, verrieth den Symeon bey dem Bischof, in dessen Diöcese er lebte, und dieser wirkte bey dem Kaiser den Befehl zur Ausrottung der Sekte aus, die Meisten starben mit ihrem Anführer auf dem Scheiterhaufen. Ein Armenier, Paulus, entkam, dieser pflanzte die Sekte weiter fort, und von ihm erhielten sie vermuthlich den Namen der Paulicianer. Er hatte zwey Söhne, die er in denselben Grundsätzen erzog, Gegnästos und Theodoros,

den Ersten ließ er als Vorsteher der Sekte zurück. Unter diesen beyden entstand nach des Vaters Tode ein Streit. Wie überall auch unter denen, die das Papstthum bekämpfen, ein neues Papstthum sich bildet (indem der Keim in der menschlichen Natur liegt), eignete sich Gegnäsios bald das Ansehn eines Meisters zu, sein Vater, sagte er, habe die von oben empfangene Gnade ihm mitgetheilt. Theodoros hingegen widersprach dieser Anmaßung, dem Geist der Sekte gemäß, es bedürfe, entgegnete er seinem Bruder, keiner mittelbaren Ueberlieferung, jedem stehe die Quelle selbst offen, jeder könne die Gnade von oben erhalten. Unter dem Kaiser Leo dem Isaurier, dem bekannten ersten Bilderstürmer, wurde Gegnäsios als Anführer der Sekte nach Constantinopel gerufen, sich vor dem Patriarchen gegen die Beschuldigung der Kätzerey zu verantworten. Er kehrte nach Armenien zurück, mit einem kaiserlichen Sicherheitsbrief, wodurch er gegen feindliche Anklagen geschützt wurde, versehn. In dem Verlauf des achten Jahrhunderts scheint die Sekte wieder entartet zu seyn, es entstanden Streitigkeiten im Inneren derselben, es traten wilde Schwärmer auf, und so wurde sie zerrüttet in ihrem Inneren, bis sie am Ende dieses Jahrhunderts wieder von innen heraus von neuem entstand und einen neuen Schwung erhielt. Ein Jüngling Sergius kam mit einer Frau, die zu dieser Sekte gehörte, zusammen, sie fragte ihn, ob er das Evangelium gelesen habe, was er verneinte, „denn das sey nur den Priestern erlaubt. Darauf antwortete ihm die Frau: Es sey Gottes Wille, daß alle Menschen zur Seligkeit und zur Erkenntniß gelangen sollten; es sey dies Verbot ein Kunstgriff der Priester, welche das Wort des Herrn verfälschten, und die Uebrigen von den Mysterien des Evangeliums nichts erfahren lassen wollten, was sie auch vorläsen, rissen

sie aus dem Zusammenhang heraus, um es zur Bestätigung ihrer Satzungen zu gebrauchen. Sie fragte, welche Menschen Christus wohl unter denen verstehe, von denen er sage, sie würden an jenem Tage zu ihm sagen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen Wunder gethan, und die er doch Söhne des Reichs der Finsterniß nenne. „Es sind diejenigen, welche ihr für Heilige haltet, welche Dämonen vertreiben und Kranke heilen, die ihr verehrt, den allein lebendigen und unsterblichen Gott verlassend.“ Diese Worte ergriffen des Jünglings Gemüth, er studirte die Bibel und gab der Sekte einen neuen Schwung, indem er sie wieder zu der biblischen Reinheit und dem praktischen Christenthum zurückführte. Seine Sanftmuth und seines Lebens Frömmigkeit gewannen ihm nicht nur, wie seine Gegner selbst gestehn, viele Freunde, sondern besänftigten sogar die Feinde. Vier und dreyßig Jahre hindurch wirkte er mit großem Feuer und unermüdeter Thätigkeit. Von den eigenthümlichen Lehren dieser Sekte ist uns wenig Nachricht geblieben, im Allgemeinen stimmte sie mit allen mystischen Sekten überein. Die wahre Taufe — sagten sie der Nothwendigkeit der priesterlichen Taufe widersprechend, gebe Christus nur unmittelbar durch sich selbst, denn er sey das Wasser des Lebens, so auch das Abendmahl, denn sein Leib sey sein Wort und seine Lehre. Unter der θεοτοκος verstanden sie die unsichtbare Kirche, das heilige Jerusalem, woher Christus gekommen, wohin er dem Menschen den Weg gebahnt und ihm vorangegangen. Wenn sie sich dazu verstanden, dem Kreuzeszeichen Verehrung zu beweisen, deuteten sie diese auf Christum selbst, denn das Holz — sagten sie — sey ein Werkzeug der Bösewichter und unter dem Fluch. Ueberall zeichnete sie aus die Verehrung des

Bayerische Staatsbibliothek München

Urchristlichen, daher waren sie bereit, mit den Katholischen dem aufgehobenen Evangelienbuch Verehrung zu erweisen, als des Herrn Wort enthaltend. Im Innern des Menschen erkannten sie den Kampf des Bösen mit dem entgegengesetzten Guten. „Der Feind könnte selbst den nicht ganz besiegen, der freywillig ihm seine Seele übergiebt, daß der Verfinsterte sich gar nicht sollte hinwenden können zum Geiste der Wahrheit, weil der gute Gott, unsichtbar und unbegreiflich, ewig ist und seyn wird.“ Den geistlichen Lehrern gaben sie den apostolischen Namen der συνεκδημοι, zu zeigen, daß sie nicht wie bey den Katholischen eine höhere Kaste ausmachten; sondern gleich seyn den Uebrigen in der allen Christen gemeinschaftlichen Würde, daher hatten sie auch keine äußerliche Auszeichnung. Die katholischen Priester verglichen sie mit dem Christum verfolgenden Synedrium, sich allein nannten sie die katholische Kirche, ihre Gegner Römer, wahrscheinlich um die weltliche Verfassung und Gesinnung der herrschenden Kirche, ihre Vermischung mit Haydenthum zu bezeichnen.

Bayerische Staatsbibliothek München

[illegible] und die Re-
[illegible] Berich-
[illegible] Wort entschieden,
[illegible] sie den Kampf
[illegible] Guten. „Den
[illegible] zu besiegen, den frey-
[illegible], daß die Verfin-
[illegible] Mauern zum
[illegible] zum Gott, welcher
[illegible], ewig ist und seyn wird."
Ihre geistlichen [illegible] gaben sie den apostolischen
Namen der [illegible], zu zeigen, daß sie nicht wie
bey den [illegible] eine besondere Kaste ausmachten;
sondern [illegible] in der alten Chri-
[illegible] Würde, daher hatten sie auch
keine äußerliche Auszeichnung. Die katholischen Prie-
ster verglichen sie mit dem Christum verfolgenden
[illegible], sich allein nannten sie die katholische
Kirche, ihre Gegner Römer, wahrscheinlich [illegible]
weltlicher Verfassung und [illegible]
der Kirche, ihre [illegible]
[illegible].

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neander, August,

Der heilige Bernhard und sein Zeitalter

Berlin 1813

Bibl.Mont. 1472
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10716026-0